

INGEBORG BÖHRINGER-BRUNS

KEIN  
GRAS  
DRÜBER

TÖCHTER JÜDISCHER ÜBERLEBENDER



Eine bewegende, eine sensibilisierende Sammlung von Gesprächen mit Töchtern jüdischer Überlebender. Ein »authentisches Geschichtslesebuch«, ein Buch gegen das Vergessen.

»Dieses Buch bringt Berichte der Zweiten Generation der Überlebenden des Holocaust. Sie zeigen eindringlich, daß eine schwere nachhaltige seelische Verletzung, ja Zerstörung einer Generation über diese hinauswirkt, daß sie auch noch deren Kinder trifft und belastet. Es wird deutlich, daß viele dieser Kinder unter dem oft scheinbar rätselhaften Wesen ihrer Eltern leiden, unter ihrem Schweigen, unter dem Fehlen einer Familiengeschichte. Sie fragen ihre Eltern aber nicht und respektieren deren Verstummen. Ein Familiengeheimnis belastet alle, und es entsteht ein Unverständnis für manche Reaktionen, Empfindlichkeit und Unduldsamkeit dieser Eltern, etwa auf irgendwelche antisemitische Äußerungen der Umgebung oder persistierende nazistische Einstellungen. Es werden aber auch bewundernswerte Formen der Bewältigung und stille menschliche Größe offenbar. So führt das Buch über die Holocaustberichte hinaus und macht vieles verständlicher, die verborgene Scheu ebenso wie auch einen respektfordernden jüdischen Stolz.« *Professor Dr. Reinhart Lempp, Stuttgart*

Ingeborg Böhringer-Bruns' Gesprächspartnerinnen – Frauen der sogenannten Zweiten Generation in Deutschland, England, Frankreich, in den Niederlanden und der Schweiz – lebten schon als kleine Kinder mit einem »Grund-Wissen« der Deportationen, der Gaskammern, der Verbrennungsöfen – und lebten gänzlich im Bewußtsein, daß Jüdischsein »Anders-sein« heißt, ständiges Gefährdetsein, Ausgesetztsein. Die meisten von ihnen blieben mit ihrem Wissen aber alleingelassen, wissen nicht einmal, von wem sie ihr Wissen damals überhaupt hatten, denn ihre Eltern schwiegen über ihre Erlebnisse und ihre Verletzungen aus der Nazizeit. Oft war es für die Jugendlichen schwer, ihre Eltern zu verstehen, und noch schwerer fiel es ihnen, die hohen elterlichen Erwartungen zu erfüllen, da sie doch in ihren Kindern den tatsächlich lebendigen Beweis »hatten«, daß das Leben mehr war als bloßes Überleben. Selbsthilfegruppen halfen manchen von ihnen, in der Wirklich-

keit zurechtzukommen, und viele, deren Eltern sich vom Judentum abgekehrt hatten, traten als Erwachsene überzeugt der jüdischen Gemeinde bei: »Israel ist für uns wichtiger als jede Psychotherapie!« sagt eine Frau, »denn dort erfährt jeder, daß Juden erstens ganz normale Menschen sind, und zweitens, daß wir uns wehren können.«

Ingeborg Böhringer-Bruns, geb. 1940, Studium der Germanistik und Romanistik, Gymnasiallehrerin, Mutter von vier Kindern, lebt als freie Autorin in Tübingen.

Ingeborg Böhringer-Bruns

# Kein Gras drüber

**Töchter  
jüdischer Überlebender**

Attempto Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Böhringer-Bruns, Ingeborg*: Kein Gras drüber:  
Töchter jüdischer Überlebender. / Ingeborg Böhringer-Bruns.  
Mit einem Vorw. von Ignatz Bubis. –  
Tübingen: Attempto-Verl., 1995  
(«Attempto Lebenswege»)  
ISBN 3-89308-221-2

© 1995. Attempto Verlag Tübingen GmbH.  
Alle Rechte vorbehalten.  
Lektorat: Hubert Klöpfer, Tübingen.  
Umschlag: Ute Osterwalder, Seeheim-Jugenheim.  
Satz: Klaus Meyer, Tübingen.  
Druck: Gulde Druck, Tübingen.  
Einband: Industriebuchbinderei Nädele, Nehren.

## Inhalt

Die Last der «Zweiten Generation» Ein Geleitwort von Ignatz Bubi	8
Vorwort .....	10
Grossmutter's Telefonnummer .....	13
Kinder des Teufels .....	29
Keine Rose ohne Dornen.....	55
Die Stütze meiner Eltern .....	65
Das Mandelbäumchen blüht .....	89
Eine Elefantenhaut.....	109
Abscheulichkeiten, die nicht zu meiner Welt gehörten.....	119
Kein Grund, es leise zu sagen .....	143
Schritte aufeinander zu .....	149
Nur wer stark war und Glück hatte, konnte überleben.....	165
Etwas Rundes, Zerbrechliches .....	183
Über Auschwitz und unsere Sprache Ein Nachwort von Susanne Klockmann .....	189
Anmerkungen	192

*Die Last von gestern drückt uns nieder.  
Zu wissen, was geschehen ist,  
und  
für heute und morgen zu sorgen,  
richtet uns auf.*

## Die Last der «Zweiten Generation»

*Ein Geleitwort von Ignatz Bubis*

Gespräche und Interviews mit Opfern der Shoah sind häufig dokumentiert worden. In dem vorliegenden Band wird hingegen das Gespräch mit den Kindern der Opfer gesucht. Bei den Fragen nach Geschichte und Schicksal der Eltern enthüllt sich, wie sehr sich dieses noch auf das Leben der Nachkommen, der Generation *nach* der Shoah, auswirkt.

Die Gesprächspartnerinnen der Autorin gehören der Generation an, die auf die der Opfer des Holocaust folgte. Es sind Kinder derer, die in irgendeiner Form Opfer wurden, auch wenn sie überlebten. Entweder verbrachten sie lange Zeit in Konzentrationslagern oder sie befanden sich jahrelang unter abenteuerlichen Umständen auf der Flucht. Keineswegs wurde in allen Fällen mit den Kindern über diese Erlebnisse gesprochen. Dies geschah im Gegenteil eher selten und wenig. Es gibt – für Aussenstehende vielleicht überraschend – nicht nur bei den Tätern, sondern auch auf der Seite der Opfer das Phänomen, dass diese Zeit verschwiegen wird. Es erübrigt sich zu sagen, dass die Motive nicht vergleichbar sind. Wer die folgenden Gespräche gelesen hat, wird verstehen, welche Seelenlage bei den Opfern dieses Schweigen bewirkt, obwohl das niemand ausdrücklich erklärt.

Die Befragten stammen aus ganz unterschiedlichem Milieu, auch aus verschiedenen Ländern, wo sie nach oder noch während der NS-Zeit geboren wurden, weil ihre Eltern dort immer schon lebten oder zur rechten Zeit noch dorthin ausgewandert waren. Ihr Umgang mit dem, was das Thema der Gespräche ist, also mit der Geschichte und dem Geschick ihrer Eltern, ist unterschiedlich, auch ihre Konsequenzen daraus sind anders. Aber es gibt dennoch einige Punkte, die allen gemeinsam sind.

Da ist zunächst die Tatsache, dass *alle* von dem Schicksal ihrer Eltern

geprägt sind, selbst die, die scheinbar unbelastet aufwuchsen. Auch diese zweite Generation trägt die Last weiter – ein Faktum, das leicht übersehen wird, obwohl es eine wesentliche Bedeutung hat, nicht zuletzt, weil es das Verhältnis der nachgewachsenen Generationen zueinander bestimmt, weil es das heutige Zusammenleben von Juden aller Nationen und speziell von deutschen Juden und nichtjüdischen Deutschen prägt.

Ein weiterer gemeinsamer Punkt braucht eigentlich nicht betont zu werden, es ist die Sorge um die Zukunft und die grosse Besorgnis in Anbetracht dessen, was in Deutschland gegenwärtig geschieht beziehungsweise geschehen ist. Das sind einerseits die rechtsextremistischen und fremdenfeindlichen Gewalttaten, die zwangsläufig historische Assoziationen wachrufen, und andererseits das, was den geistigen Hintergrund dieser Taten bildet. Dazu gehört das Leugnen der Vergangenheit, die die Schicksale der Befragten so nachhaltig bestimmt hat, dass sie hierauf nur mit Fassungslosigkeit reagieren können.

Eine letzte Gemeinsamkeit ist zu nennen. Der Nationalsozialismus hatte ihren Eltern die Existenzberechtigung abgesprochen wegen ihrer Herkunft, zu der sie indes oft kaum eine Beziehung hatten. Sie waren assimilierte Juden und deutsche Patrioten mit durchaus nationaler Gesinnung. Bei ihren Kindern kommt es, mitunter erst im Erwachsenenalter und ohne jegliche Beeinflussung durch die Erziehung, zu einer Rückbesinnung auf das Judentum, zu einem bewussten Bekenntnis zur jüdischen Identität. In dieser oft mühsam errungenen Haltung liegt eine Chance, und zwar nicht nur für die Juden. Denn sie ist eine Bereicherung für alle – jedenfalls für die, die Vielfalt als Bereicherung empfinden. Und sie ist ein nachträglicher Sieg über die Pläne der Vernichtung.

## Vorwort

Seit ich als Kind und Jugendliche nach und nach begriff, was Deutsche während der Nazizeit im eigenen Land und in den überfallenen Ländern getan oder veranlasst haben, hat es schwer auf mir gelastet, dass ich zu einem Volk gehöre, dessen Angehörige solch unvorstellbare Greuel begangen oder – wie meine Eltern – sich ihnen doch nicht entgegengestellt haben.

Die Gespräche mit den Töchtern von Überlebenden sind ein Versuch, auf eine lebendige Weise mit dem Erbe der Nazizeit umzugehen und es nicht länger als niederdrückende Last schleppen zu müssen. Das ist fast über Erwarten gelungen. Endlich konnte ich über die Schrecken jener Zeit sprechen, ohne dass jemand mässigend eingriff oder von mir Verständnis für diejenigen verlangte, die nichts bemerkt haben wollen und die nichts zum Schutz der Opfer unternommen haben. Endlich konnte ich mich in meinem Entsetzen und meiner Wut mit meinem Gegenüber einig fühlen und auf diese Weise erleben, dass meine Gefühle in Ordnung sind. Die Vorwürfe, die mich sonst getroffen hatten: «unduldsam! stur! einseitig! rechthaberisch!», sie waren weltweit weg, so weit weg wie die Forderung: «lass uns das endlich vergessen!» Es war befreiend, dass Unrecht aus ganzem Herzen Unrecht genannt wurde und Gewalt Gewalt, und dass nicht versucht wurde, die deutschen Untaten gegen die Untaten anderer aufzuwiegen. Endlich schauten andere mit mir gemeinsam in die finsternen Zeiten hinein, und zwar in der Absicht, etwas zu sehen. Auf diese Weise drückt mich das Nazi-Erbe nicht länger nieder, sondern ich empfinde es als Herausforderung, meine Verantwortung für die Gegenwart und die Zukunft noch ernsthafter als bisher wahrzunehmen.

Ich hätte mit Kindern der verschiedenen verfolgten Gruppen sprechen können, entschied mich aber dafür, mit denen der grössten Gruppe,

der jüdischen, zu sprechen. Ich habe die Gespräche ausschliesslich mit Frauen und nicht auch mit Männern geführt, weil ich davon überzeugt bin, dass ich als Frau mich leichter in die ‚Dynamik‘ zwischen Eltern und Töchtern einfühlen kann.

Ich danke meinen Gesprächspartnerinnen. Sie haben offen und ohne Vorbehalt mit mir gesprochen und mir viel von sich selbst anvertraut. Ich danke denjenigen, die der Veröffentlichung zugestimmt haben, manchmal, um die Anonymität zu wahren, unter Veränderung von Namen, Orten und unwesentlichen Details, und ich danke denjenigen, mit denen ich gute, tiefgehende Gespräche hatte, die aber schliesslich einer Veröffentlichung nicht zustimmen konnten, meist weil sie das, was ich im Anschluss an die Gespräche geschrieben hatte und ihnen dann vorlas oder zuschickte, um es gutheissen zu lassen, zu sehr als ihr Eigenes, ganz Persönliches empfanden.

*Ingeborg Böhringer-Bruns  
Tübingen, im April 1995*

## Grossmutter's Telefonnummer

*Liebe Jacqueline,*

*ich freue mich, dass es uns gelungen ist, mit dem Schrecklichen, das doch auch zwischen uns stehen könnte, gemeinsam umzugehen, und dass Du mit dem Text einverstanden bist. Dass es schwer für Dich war, das Ganze so am Stück zu lesen, glaube ich Dir.*

*Du bist mir bei der Jüdisch-Christlich-Muslimischen Frauenkonferenz in Bendorf unter den über hundert Teilnehmerinnen gleich aufgefallen, aber – das kann ich Dir jetzt gestehen – meine erste Reaktion Dir gegenüber war Abwehr. Wie kann eine europäische Frau sich heutzutage die Haare in ein Kopftuch einbinden, dachte ich, und sich so auffallend unscheinbar kleiden? Mich störte, dass Du bei der Vorstellungsrunde über Deine Biographie selbst nichts sagtest ausser Deinem Namen und der Tatsache, dass Du aus England kommst, um dann zu sagen, dass Dein Mann Rabbiner in einer ziemlich armen Gemeinde ist, und noch anzufügen, dass Du drei Kinder hast. Nichts über Dich selbst, über Deine Erwartungen an die Tagung und Deine Gefühle, in Deutschland zu sein.*

*Ich ging auf Dich deshalb zu, weil ich schon häufig die Erfahrung gemacht hatte, dass mich gerade diejenigen Menschen am meisten ‚an-gehen‘, die mir nicht auf Anhieb sympathisch oder interessant vorkommen. Du warst zu meiner Überraschung sofort und ohne Einschränkung zu einem Gespräch bereit, und aus dem ersten wurden insgesamt fünf Gespräche, abends nach dem vollen Tagesprogramm.*

*Deine Eltern, sowohl Dein Vater als auch Deine Mutter, haben als einzige ihrer Familien das Grauen überlebt, und Du bist ihr einziges Kind. Ich habe gestaunt, wie genau Du die Probleme benennen kannst, die Dich in dieser Situation quälen, und ich war glücklich, weil wir viel offener miteinander sprechen konnten, als ich es erhofft hatte.*

*Manchmal – ich denke, Du weisst, wo – habe ich nicht weitergefragt aus Angst, dass wir etwas aufreissen könnten, was dann von uns nicht mehr zu bewältigen wäre. War es Rücksicht auf Dich? Oder war es meine Angst vor Deinem Schmerz? An der einen oder anderen Stelle hätte ich Dich gerne nach Deinen Gefühlen gefragt und tat es nicht, um Dich nicht zu quälen – so meinte ich. Aber beim Ausarbeiten kam mir der Verdacht, dass ich mich selber schonen wollte. Ich sah, wie schwer es für Dich war, von der Deportation Deiner Grosseltern und von ihrem Tod zu sprechen: Du hast dabei Dein Weinglas so in der Hand gedreht, dass ich dachte, gleich zerbricht es. Aber dann war es mir zuviel: Als Du die Worte ‚vergast‘ und ‚verbrannt‘ gebrauchtest, ging ich betreten darüber weg. Das wurde mir erst beim Ausarbeiten bewusst.*

*Ich war beeindruckt davon, wie tapfer Du eins ums andere auf den Tisch gelegt hast. Wie Du manchmal mit den Tränen kämpfen musstest, aber nicht wolltest, dass wir diese Stellen übergehen; wie Du auch nach zwei oder drei Stunden nicht müde wurdest.*

*Herzlich, Deine I.*

Mein Vater war zwei Jahre lang in Auschwitz; meine Mutter kam im Nordwesten Hollands bei Bauern versteckt durch den Krieg. Ich wurde 1952 in einer kleinen niederländischen Stadt geboren.

Ich wusste, seit ich «ich» sagen konnte, dass ich jüdisch bin. Ich erkannte es daran, dass ich anders war als die anderen. Worin ich anders war? Im Kinderhort hatten alle Kinder Grosseltern, nur ich nicht. Die katholischen Schwestern dort sprachen Gebete; ich sprach nicht mit. Die Kinder sagten: «Schwester, Schwester, Jacqueline betet nicht!», und die Schwester antwortete: «Ja, ich weiss.» Meine Eltern hatten andere, strengere moralische Grundsätze als unsere Umgebung. Ich wusste, dass dies mit unserem Jüdischsein zusammenhängt. Wie weiss das ein Kind? Meine Eltern sprachen mit mir nicht darüber. Meine Grossmutter hätte es mir sicher erklärt; aber sie lebte nicht mehr. Ich hatte eine Freundin,

Esther, deren Eltern orthodoxe Juden waren, und ich hatte das Gefühl, so wie sie lebt, das wäre eigentlich auch mein Leben. Ich wäre gerne mitgegangen, wenn sie in die Sonntagsschule ging. Aber meine Eltern wollten nichts mehr damit zu tun haben, dass wir Juden sind. «Ich bin lange genug das erwählte Volk gewesen», pflegte mein Vater zu sagen, «jetzt sollen mal andere ran!» Mein Vater tat alles, uns unjüdisch zu machen, und meine Mutter ist Atheistin.

Ich wusste, dass mit dem Jüdischsein ganz schreckliche Dinge verbunden waren: Öfen, in denen Menschen verbrannt wurden, Gaskammern, Selektionen. Das wusste ich. Woher ich das wusste? Das frage ich mich selbst. Meine Eltern hatten es mir nicht gesagt und sie erklärten mir nichts. Ich glaube, sie ahnten nicht einmal, dass ich mich mit all dem beschäftigte. Oder war es so tabu, dass sie selbst dann nicht darüber sprachen?

Als ich fünf Jahre alt war – daran erinnere ich mich sehr genau –, sah ich an einem heißen Sommertag die blau eintätowierte Nummer auf dem Unterarm meines Vaters und fragte: «Was ist das?» Er antwortete in freundlich-lässigem Ton: «Das ist Grossmutter's Telefonnummer». Ich weiss noch, wie ich danach im Sandkasten sass, mich dumm fühlte und dachte: «So eine Antwort! – Warum sagt er so etwas Dummes zu mir?» Ich muss damals begriffen haben, dass diese Antwort nichts anderes hiess als: «Du sollst nicht fragen!» Ich habe ihn meines Wissens nie mehr nach dieser Geschichte gefragt. «Grossmutter's Telefonnummer.» Ein Hohn eigentlich! Ich wusste doch, dass meine Grossmutter nicht mehr lebte!

Mit zweiundzwanzig Jahren trat ich in die Jüdische Gemeinde ein. Der Rabbiner sagte so ziemlich als erstes zu mir: «Es gibt aber keinen einzigen jungen Mann hier.» Er hatte wohl die Befürchtung, ich komme nur, um einen Mann zu finden. Es war für jüdische Jugendliche ja nicht leicht, nach der Shoah<sup>1</sup> überhaupt noch einen jüdischen Partner zu finden. Aber das war nicht mein Motiv, sondern ich sagte mir: «Nun habe ich zweiundzwanzig Jahre lang die Last des Jüdischseins getragen, nun will ich auch die Lust und die Freude davon haben.» Ich besuchte einen

Kurs für Neulinge, um das religiöse Grundwissen zu erwerben. Ich empfand die religiösen Vorschriften von Anfang an nicht als Einengung. Ich war froh, durch sie Orientierungshilfen, eine Art ‚Leitplanke‘ für mein Leben zu bekommen. Ob ich aus solchen Gründen meine Haare in ein Tuch eingebunden trage? Ja, denn die Tora<sup>2</sup> will, dass die verheiratete Frau das tut. Aber niemand zwingt mich, dass ich mich daranhalte. Es ist *meine* Entscheidung, und du siehst ja, dass ich ganz verschiedene Tücher habe und alles andere damit bezwecke, als mich hässlich zu machen. Es war für mich ein schöner Tag, als ich in der Gemeinde feierlich willkommen geheissen wurde. Ich war damals in einer seelischen Krise, die sich ohne diesen Schritt ganz sicher zu einer Krankheit entwickelt hätte, – so dass ich verrückt geworden wäre. In der Gemeinde war ich zum erstenmal im Leben nicht «anders», denn dort sind wir alle «verrückt»: die ältere Generation leidet am Ausschwitz-Syndrom, und meine Generation leidet am Second-Generation-Syndrom.

Was das Second-Generation-Syndrom ist? Ich glaube, ich kann es am besten erklären, indem ich meine Geschichte und die Geschichte meiner Eltern erzähle.

Mein Vater wurde 1924 in Amsterdam als Sohn einer seit Generationen assimilierten jüdischen Familie geboren. 1940, als die Deutschen in Holland einmarschiert waren, musste er die Schule verlassen. Ob er ein Gymnasium oder eine Realschule besucht hatte, weiss ich nicht. Als Jude musste man eine Arbeitsbescheinigung haben. Die bekam er durch einen Onkel oder Cousin, der Masseur im jüdischen Krankenhaus in Amsterdam war. Was für eine Arbeit er machte, weiss ich nicht. Darauf kam es ja auch nicht an, sondern auf die Arbeitsbescheinigung, ohne die er keine Daseinsberechtigung mehr gehabt hätte. Vielleicht musste er putzen? oder er war Laufbursche? Wir haben nie darüber gesprochen. Ach, ich weiss vieles von meinem Vater nicht.

Am 20. Mai 1943 wurden die Eltern meines Vaters deportiert. Dieses Datum ist auf dem Ring hier, dem Ehering meiner Grossmutter, eingraviert, den ich zusammen mit dem silbernen Davidstern an meiner Hals-

kette trage. Nach dem Krieg liess mein Vater an der Stelle des Hochzeitsdatums seiner Eltern den Tag ihrer Deportation in den Ring eingravieren. Woher ich ihn habe? Meine Grossmutter gab ihn am Tag der Deportation meinem Vater, ihrem einzigen Kind. Wie er den Ring retten konnte, da er doch selbst deportiert wurde? Ja, das ist auch für mich ein Geheimnis.

Den Todestag meiner Grosseltern haben wir später auf der Liste des Roten Kreuzes gefunden: der 28. Mai 1943. Acht Tage, das ist genau die Zeit, die die Transporte brauchten, um von Amsterdam nach Westerbork, wo das Sammellager war, und von dort nach Sobibor zu kommen; das war das Vernichtungslager. Meine Grosseltern wurden folglich sofort nach der Ankunft umgebracht. Alle wurden dort sofort umgebracht. Vergast und dann verbrannt. Fast alle unsere Angehörigen kamen in Sobibor oder Auschwitz um. Ich bin für ihr Andenken zuständig, denn ich bin die einzige, die jetzt noch von der Familie übrig ist. Sie haben kein Grab. Aber ich trage sie in meinem Herzen. Im Treppenaufgang unseres kleinen Einfamilienhauses hängen die Photos meiner Grosseltern und der anderen nahen Familienangehörigen. Dort sehe ich sie zwei-, dreimal täglich. Meine Kinder fragen nach ihnen, und ich erzähle, was ich weiss. Zu jedem Todestag zünden wir, wie es Sitte ist, eine Kerze an, die vierundzwanzig Stunden lang brennt, und wir sprechen das Kaddisch, den Lobpreis Gottes, die Bitte um Trost und Frieden.

Wieviele unserer Familienangehörigen umgebracht wurden? Wen soll ich mitzählen? Ich kann zwanzig, fünfzig, hundert Angehörige zählen. Es kommt darauf an, wie weit ich den Kreis ziehe. Aus der grossen Verwandtschaft meines Vaters sind nur seine Halbschwester, die rechtzeitig nach England ausgewandert war, und zwei Cousinen übriggeblieben. Die eine war mit einem nichtjüdischen Mann verheiratet und ist nicht mehr deportiert worden, weil der Krieg zu Ende war. Sie stand schon auf der Liste. Die andere hatte einen deutsch-jüdischen Mann, der früh erahnte, was kommen würde, und darauf drängte, dass sie flohen. Sie emigrierten 1938 nach Kolumbien. Diese beiden und mein Vater wur-

den nicht umgebracht. Aus der Familie meiner Mutter gibt es ausser ihr keine Überlebenden.

Mein Vater kam 1944 nach Auschwitz. Ein glücklicher Zufall half ihm – und er hat überlebt. Er war neunzehn Jahre alt und sehr kräftig, denn er war Amateurboxer. Zwei miteinander verschwägerte Männer, der eine von Beruf Rechtsanwalt, der andere Arzt, die schon länger in Auschwitz waren, hatten sich ausgerechnet, dass sie zusammen mit einem starken, mutigen Jungen eine grössere Überlebenschance hätten. Als sie Dienst an der Rampe hatten, dort, wo die Züge mit den Viehwaggons voller Menschen ankamen, sahen sie meinen Vater und dachten: «Der könnte es sein». Und tatsächlich: Alle drei haben noch gelebt, als die Russen kamen.

Ich weiss das aber nicht von meinem Vater, sondern von dem älteren der beiden Schwäger, Siegfried. Er schrieb über seine Erlebnisse zwei Bücher, eine Autobiographie und eine Erzählung: «Der Kronprinz von Mandelstein». Er wurde, als mein Vater 1969 starb, mein Vormund, und ihn konnte ich nach manchem fragen.

Der jüngere der beiden, Gérard, half meinem Vater nach dem Krieg. Ich glaube, er konnte als Arzt dafür sorgen, dass mein Vater, der Masseur werden wollte, einen Platz in der Physiotherapie-Schule bekam, ohne dass er das eigentlich vorgeschriebene Abitur nachholen musste. Das hatte er ja als Jude nicht machen dürfen. Mein Vater wohnte eine Zeitlang bei Gérard und seiner Frau; aber sie fand das schrecklich. Ihr Ehemann und sein Gast haben ihr nämlich zum Beispiel nachts die Fleischtöpfe leergegessen. Sie sorgte wohl dafür, dass mein Vater bald wieder auszog. Ich glaube, sie konnte es auch nicht ertragen, dass ihr Mann mit diesem jungen Menschen etwas Gemeinsames hatte, von dem sie ausgeschlossen war.

Mein Vater war 21 Jahre alt, als er aus Auschwitz zurückkam. Ob ich Photos aus dieser Zeit von ihm habe? Ja, eines. Da steht er mit vier holländisch-jüdischen Jungen, alle in der Uniform der Roten Armee, im Hafen von Odessa. Sie waren von den Russen aus dem KZ befreit worden. Die hatten ihnen etwas zu essen und auch die Uniform gegeben und ihnen geraten: «Geht nach Odessa, von dort fährt ein Schiff nach Marseil-

le». Ich hörte meinen Vater von seinen Auschwitz-Erlebnissen nie auch nur das Geringste erzählen. Aber von dieser Auschwitz-Odessa-Marseille-Geschichte erzählte er oft, wenn Freunde eingeladen waren und sie zuviel Alkohol getrunken hatten; es lag dann etwas Bravour in seiner Stimme; er erzählte sie wie eine Abenteuer- oder Heldengeschichte, und mir war es peinlich, obwohl ich es nur durch die Tür hindurch hörte. Du meinst, ich stand hinter der Tür und *lauschte*? Nein, aber er sprach dann eben sehr laut. Er erzählte, wie sie in Gruppen oder, vielleicht besser gesagt: in Banden von befreiten Häftlingen durch Russland zogen. Sie waren ganz sich selbst überlassen und hatten nur den Schutz der Uniformen. Sie mussten «organisieren», stehlen, was sie brauchten, überall, wo es etwas gab. Bewaffnet waren sie nicht, doch hatte mein Vater solch ein fürchterliches stählernes Schlaginstrument der SS: eine Feder springt heraus, mit einer Stahlkugel vorne drauf. Ich glaube, es heisst «Totschläger». Ich habe es aufbewahrt. Warum ich es nicht weggeworfen habe? Ich weiss nicht, es ist eben von meinem Vater. Es liegt ganz hinten im Wäscheschrank. Einmal fanden sie in einem ausgebrannten Bauernhof ein verendetes Schwein. Sein Fleisch war nicht verdorben, sondern in der Kälte war es Steinhart gefroren. Sie brieten und assen es. Dieses Fleisch war in zweifacher Hinsicht unrein, das siehst du ganz richtig: es war Schweinefleisch, und es war nicht geschächtet, ich weiss nicht, was schlimmer ist. Ich kann aber verstehen, dass diese jungen Männer sich um die jüdischen Speisegesetze nicht gekümmert haben, obwohl ich von Juden weiss, die auch im KZ kein Schweinefleisch assen und die, obwohl sie am Verhungern waren, die Fasttage einhielten. Ob mein Vater, bevor er nach Auschwitz kam, religiös war? Das weiss ich nicht.

Heute weiss ich, dass mein Vater sehr verletzt aus Auschwitz zurückkam. Nicht körperlich verletzt. Körperlich ist ihm nur die eintätowierte Nummer geblieben. Er war seelisch verletzt, und daran ist er auch so früh gestorben. Nach Auschwitz war das Leben für meinen Vater schwer, und meine Mutter sagte mir, dass es hart für sie war, mit ihm zu leben. Er konnte nicht stillsitzen. Er konnte nicht allein sein. Er schlief

sehr schlecht. Deshalb musste er ständig arbeiten oder Unterhaltung, besser gesagt: Zerstreuung haben. Für meine Mutter war klar: Das Essen musste fertig sein, wenn er von der Arbeit kam. Dann trafen auch schon die Gäste ein, zwei mindestens, aber lieber noch mehr, die blieben bis zwei Uhr früh, oder mein Vater ging mit ihnen aus und kam gegen zwei Uhr nach Hause. Früh um sechs klingelte der Wecker; um sieben war mein Vater bei der Arbeit. So hielt er es an sieben Tagen in der Woche. An sieben Tagen, ja. Er war Masseur; die meisten Patienten hatte er in den umliegenden Dörfern, und er ging zu ihnen nach Hause und behandelte sie dort.

Ich hatte eine innige Beziehung zu meinem Vater, und wir konnten – abgesehen von der Shoah – über alles sprechen. Es ist schlimm für mich, dass er so früh starb. Er starb, als ich sechzehn Jahre alt war. Als ich erkannte, dass es so viele Fragen um die Shoah gibt und dass mein Vater womöglich die Antworten hätte, war er nicht mehr da. Ich denke, ich hätte ihn sehr konkret fragen können, und er würde mir manche Antwort gegeben haben. Ich hätte ihn gerne nach der Geschichte gefragt, nach seiner Geschichte auch vor dem Krieg, und ich hätte ihm gerne, falls ich den Mut dazu gehabt hätte, Fragen über die Religion gestellt. Das wäre mir wichtig gewesen, denn ich war meinem Vater immer sehr nahe. Allerdings wurde ich von ihm ein bisschen zu sehr beschützt, und er hat mir ein bisschen zu viel vorgeschrieben. Aber das kam eben aus seiner Angst.

Mit meiner Mutter lebte ich in einer schwierigen Beziehung. Tief in meiner Seele sass mir immer das Gefühl, dass ich es bin, die sie an ihrem eigenen Leben hindert.

Sie hätte gerne studiert, aber ihre Eltern waren nicht sehr wohlhabend und ihr Bruder hatte «natürlich» das Vorrecht. Sie musste als Schreibkraft im Büro arbeiten, was sie hasste. «Ein Mädchen sollte nie tippen lernen, dann kann man es nicht ausnutzen», sagte sie. Als der Krieg kam, waren alle Perspektiven für sie zunichte. Sie versteckte sich unter einem falschem Namen im Nordwesten des Landes auf einem Bauernhof. Sie erzählt nie davon, ausser vom Gegenwind, wenn sie auf dem schwer mit Kartoffeln bepackten Fahrrad über das topfebene Land fuhr.

Ich habe das Gefühl, dass dort keine grosse Gefahr auf sie lauerte. Natürlich weiss ich, dass die Niederlande keine eigene Regierung mehr hatten, und dass die Deutschen, die dort tun konnten, was sie wollten, mehr als zwei Drittel der Juden umbrachten. Aber in der nordwestlichen Ecke des Landes, wo meine Mutter versteckt lebte, waren die Deutschen nicht sehr präsent. Wenn du die Situation meiner Mutter mit der von Anne Frank vergleichen möchtest, so machst du einen Fehler: Die Franks kamen als Flüchtlinge aus Deutschland; sie hatten keine Verwandten und keine Bekannten in Holland, während meine Mutter zu einer angesehenen, alteingesessenen Familie mit einem ganzen Netz von Beziehungen gehörte. Du meinst, ich sehe die Situation, in der meine Mutter war, zu harmlos? Die Familie Frank sei von vielen Menschen sehr gut betreut worden; dass die Familie meiner Mutter seit Generationen so gut integriert und so angesehen war, sei für sie keine Garantie gewesen; meine Mutter habe sich die ganze Zeit in Lebensgefahr befunden und sei sich dessen sicherlich auch bewusst gewesen? So habe ich es bisher nicht gesehen, und ich werde die Bücher lesen, die du mir genannt hast.<sup>3</sup> Ich denke aber doch, meine Mutter ist ganz gut durch den Krieg gekommen. Du meinst, da sei ich ‚typisch Tochter‘, habe viel Mitgefühl mit dem Vater und keins mit meiner Mutter? Meinst du wirklich?

Kurz nach Kriegsende lernten sich meine Eltern kennen. Aber meine Mutter vertraute mir einmal an, dass sie meinen Vater eher aus Mitleid geheiratet hat. Als sie während der Verlobungszeit spürte, dass sie eigentlich nicht heiraten wollte, und ihm das sagte, war er nahe daran, Selbstmord zu begehen. Meine Mutter war fünf Jahre älter als mein Vater, und ich glaube, sie hatte nie wirklich den Wunsch, zu heiraten und Kinder zu haben. Es war keine gute Ehe.

Warum habe ich denn keine Geschwister? Meine Mutter sagt, Vater habe gemeint: «*Ein* Kind kann ich beschützen, zwei oder drei nicht». Dachte er an die Möglichkeit einer neuen Katastrophe? Ich glaube, dass seine Angst schon eine Rolle gespielt haben wird, dass es aber letztlich meine Mutter war, die nicht mehr Kinder wollte. Dass sie eigentlich gar

keine Kinder haben wollte. Weil sie lieber einen interessanten Beruf gehabt hätte als eine Familie. Ich fühlte mich von ihr häufig alleingelassen. Du meinst, als Tochter sei man schnell dabei, die Mutter zu kritisieren, während der Vater geschont wird? Ja, das mag schon sein. Aber ob Vater oder Mutter: es war schwer für mich, das Kind meiner Eltern zu sein.

Ich musste mich ständig abmühen, ihren grossen Erwartungen an mich gerecht zu werden: überall die Beste zu sein, dabei fröhlich und glücklich, ein liebes angepasstes Kind, aber zu verständigen Gesprächen und wohlüberlegtem Handeln fähig wie eine Erwachsene. Das alles hat schwer auf mir gelastet. Erst bei einer Jugendtagung des Progressiven Judentums im Mai 1979 zum Thema «Zweite Generation» begriff ich, welche Aufgabe ich damit zu erfüllen hatte; da war ich siebenundzwanzig Jahre alt.

Das Treffen wurde von einem Psychologen und einem Rabbiner geleitet. Ich kam wegen einer Autopanne zwei Stunden zu spät; da sassen schon alle im Kreis, ich rannte hinein, entschuldigte mich und setzte mich dazu. Eine Frau war dabei zu erzählen. Ich konnte es nicht fassen: Was sie erzählte, war meine Geschichte! Alle haben wir reihum erzählt, und allen erging es irgendwann wie mir: Wir hörten von den anderen unsere eigene Geschichte. Wir hatten unseren Schmerz und unsere Narben sorgfältig versteckt. Alle waren wir von unserer eigenen Verrücktheit überzeugt und alle dachten wir von uns selbst: «Solche Probleme habe nur ich». Und nun hörten wir's von den anderen. Wir sassen da, starrten einander an und fragten: «Woher kennst du meine Gefühle?»

Unser Treffen war ein Erwachen, war eine Art Frühling für uns, es fand wohl nicht umsonst im Mai statt. Es war für einen Nachmittag und einen Abend geplant und wurde dann um zwei Tage verlängert. Wir konnten uns nicht trennen, weil uns immer klarer wurde, dass wir alle dasselbe erlebt hatten, und dass wir alle an dem selben Problem, der selben Krankheit litten: Wir mussten unseren Eltern als Beweis dienen, dass das Leben es wert ist, gelebt zu werden. Je mehr wir durch Erfolge, Wohlverhalten, Fleiss, gute bis sehr gute Leistungen und frohe

Laune diese Aufgabe zu erfüllen suchten, desto zufriedener waren unsere Eltern mit uns, und desto mehr verlangten sie von uns. Wir mussten sie vor Schrecken bewahren, und mit unangenehmen Dingen wie Problemen mit Klassenkameraden oder Lehrern belasteten wir sie nach Möglichkeit nicht. Unsere Eltern sprachen nicht mit uns über das, was sie durchgemacht hatten – und wie sie damit umgingen. Wir hörten sie zwar im Schlaf schreien; aber den Grund dafür erfuhren wir nicht. Unsere Eltern mussten uns sagen, dass unsere Grosseltern und unsere Verwandten tot waren; das war nicht zu verheimlichen. Aber sie sagten uns nicht, auch nicht in Andeutungen, was das für sie bedeutete, wie sie damit lebten.

Wir alle hatten als Kinder gespürt, dass wir nach diesen Dingen nicht fragen durften, und ich war nicht die einzige, der man diese dumme Antwort von Grossmutter's Telefonnummer gegeben hatte. Mit vielen von uns hatten die Eltern nicht einmal darüber gesprochen, dass wir jüdisch sind. Wenn wir es von irgendwoher wussten, so sagten sie uns nicht, was es bedeutet. Wir hielten uns aus Angst an ihr Tabu – denn das war es, ein Tabu! –, wir wagten nicht, davon anzufangen, weil wir einerseits einen Wutanfall befürchteten, und weil wir andererseits Angst hatten, unsere Eltern zu verletzen, sie in diese tiefe Traurigkeit fallen zu sehen, die wir alle bei ihnen kannten.

Den anderen ging es wie mir: Auch sie hatten alle schon als kleine Kinder das ganze Wissen über die Shoah. Wie es auf uns gekommen war, wussten wir nicht. Wir waren uns einig, dass die Gespräche der Erwachsenen, die wir nicht hören sollten, die Fernsehsendungen, die wir nicht sehen sollten, und die Bücher, von denen es bei den Eltern jede Menge gab, dieses Wissen nur zum Teil erklären konnten. Ich kann mich erinnern, dass ich als Kind dachte: «Ich weiss es! Ich weiss es doch! Aber woher, woher?»

Viele von uns hatten sich gescheut, irgendeiner Gruppierung beizutreten, sei es der jüdischen Gemeinde, einer Gewerkschaft, einer Partei oder irgendeinem Verein. Als ich in die jüdische Gemeinde eintrat, hatte ich meinem Vater gegenüber ein schlechtes Gewissen: Wenn er noch leben würde, dachte ich, wäre er mir böse. Hatte er mir doch immer wie-

der und wieder gesagt: «Achte darauf, dass dein Name auf keine Liste kommt. Wenn du auf einer Liste stehst, können sie dich finden.» Sie hatten seinen Namen auf der Liste der jüdischen Gemeinde gefunden. Diese Vorsicht hatte ich ganz verinnerlicht.

Bei dem Treffen wurden uns Erlebnisse klar, die uns zuvor völlig unverständlich gewesen waren. Ich will ein Beispiel erzählen. Unsere Familie gehörte zu den angesehenen Familien unserer kleinen Stadt. Ich konnte, seit ich elf Jahre alt war, selbständig einkaufen gehen und durfte Kleider und Schuhe zum Probieren mit nach Hause nehmen. Einmal fand ich eine grün-weiss-gestreifte Strandkombination, die mir sehr gefiel. Stolz stellte ich mich vor meine Eltern hin: «Was meint ihr?» Aber mein Vater geriet ausser sich, riss mir die Sachen fast vom Leibe, schrie und wurde rot vor Wut. Was hatte ich getan? Was? Solche Wutanfälle bekam er häufiger; irgend etwas, ein Wort von mir, konnte sie auslösen. Fast nie verstand ich, warum.

Ich glaube dir gerne, dass ich jetzt aussehe wie ein hilfloses Kind, ich spüre selbst, wie ich mich in den Schultern verkrampfe und den Kopf einziehe. Ich muss mich heute noch, wenn ich nur daran denke, gegen die Angst und das Gefühl von Hilflosigkeit wehren, in die ich bei solch unerklärlichen Wutanfällen meines Vaters geriet, diese Mischung aus Allein- und Ausgeliefertsein auf der einen und Zorn gegen meinen Vater auf der anderen Seite. Dieses Gefühl, nicht in Ordnung zu sein! Ich wusste ja nicht, gegen wen oder was er so tobte. Ich hatte oft genug die Erfahrung gemacht, dass das Reden in solchen Fällen nicht hilft und dass ich sofort zu tun hatte, was er verlangte. Ich meinte natürlich, dass *ich* schuld sei, denn auch meine Mutter erklärte mir nichts. Es wurde auch hinterher nie etwas geklärt. Bei dem Treffen wurde mir endlich klar, was der Grund für Vaters Wutanfall gewesen war: die Streifen erinnerten ihn an seine Häftlingskleidung.

Wir konnten uns bei der Tagung nicht nur unsere Erfahrungen mitteilen, sondern wir konnten auch über unsere Schwächen sprechen, deren wir uns bis dahin geschämt hatten. Früher hätte ich mir selbst und anderen nicht eingestehen können, dass ich den Menschen gegenüber misstrauisch bin, dass ich, wenn mir jemand was Nettos sagt, denke:

«Schmeichler!», dass ich nicht glauben kann, dass die Leute es einfach gut mit mir meinen, und mir nicht vorstellen kann, dass sich jemand ohne eigennützige Hintergedanken um mich kümmert. Ich weiss, dass ich schrecklich empfindlich bin und mich zu leicht aufrege – in den falschen Momenten, aus nichtigen Anlässen.

Welche Erleichterung war es für uns, dass wir mit unseren Schwierigkeiten, die sich unter dem Begriff «Second-Generation-Syndrom»<sup>4</sup> zusammenfassen liessen, nicht allein waren! Diese Beschädigungen zu überwinden oder mit ihnen zurechtzukommen wird wohl für die meisten von uns eine lebenslängliche Arbeit bleiben. Wundert es dich, dass mein Mann und ich uns auf dieser Tagung kennengelernt haben?

Unsere Eltern, die überlebt hatten, mussten ohne die Hilfe einer Gruppe und ohne psychotherapeutische Hilfe auskommen. Es dauerte sehr lange, bis man überhaupt zur Kenntnis nahm, dass sie seelische Schäden davongetragen hatten. Als mein Vater 1962 einen Psychiater konsultierte, sagte dieser zu ihm: «Was? Sie sind doch gesund! Sie haben eine wunderbare Arbeit und eine intakte Familie. Wo ist ihr Problem?» – und er verordnete ihm Valium, Calcium, Vitamin- und Eisentabletten. Erst fünfundzwanzig Jahre nach dem Ende des Kriegs, 1970, veröffentlichte in Holland Professor J. Bastiaans die erste wissenschaftliche Arbeit über das KZ-Syndrom. Er und sein Team gründeten ein Behandlungszentrum für KZ-Opfer.<sup>5</sup>

Warum ich jetzt mit den Tränen kämpfe? – Ich tagträumte gerade, dass ich nicht so verrückt geworden wäre, dass ich Geschwister gehabt hätte, dass mein Vater nicht so früh gestorben wäre, wenn ... Letztes Jahr hatte ich eine Fehlgeburt. Die habe ich psychisch so schlecht verkraftet, dass mir klar wurde, dahinter stecken noch andere Probleme. Nun mache ich eine Psychotherapie. Aber die Therapeutin ist manchmal ziemlich ratlos mit mir. Meine Verrücktheit geht auf Kindheitserfahrungen zurück, die nicht dem entsprechen, was sie sonst behandelt. Und in der Selbsthilfegruppe, die sie mir empfohlen hat, sind Frauen mit ganz anderen Problemen als ich: Vergewaltigung, Inzest, Homosexualität. Hätte

ich doch eine Therapeutin, die Bescheid weiss, oder eine Gruppe, die speziell die Probleme bearbeitet, die wir in der Zweiten Generation haben! Diese gibt es leider nicht in einer mir erreichbaren Nähe.

Ja, siehst du, jetzt fange ich vollends an zu heulen. – Mich quält der Gedanke, dass ich vielleicht dabei bin, meine Probleme an meine Kinder weiterzugeben. Es macht mich ganz verzweifelt, dass ich nicht sehe, wie ich sie davor bewahren kann. Ich wiederhole die Fehler meiner Eltern: Ich habe Freude daran, dass die Intelligenz meiner Kinder offensichtlich überdurchschnittlich ist. Wenn du intelligente Kinder hast, kannst du erwarten, dass sie erfolgreich sind. Aber vielleicht versuchen unsere Kinder genau wie wir damals, den Erwartungen ihrer Eltern gerecht zu werden? Wenn schon *wir* so verrückt geworden sind – müssen es unsere Kinder denn auch werden?

Seit zehn Jahren lebe ich mit meinem Mann, der Rabbiner ist, in England. Er hat ziemlich viele Kontakte nach Deutschland, denn sein Vater hatte in Hannover gelebt, wo er 1904 als Kind eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter geboren wurde. Er wuchs in Baden-Baden auf. Sein Vater war ein beehrter Arzt; die Familie war reich, und er selbst wäre wohl auch ohne Hitler in eines dieser vornehmen Schweizer Internate geschickt worden. Sein Vater wurde durch die Nazis beruflich ruiniert und kam in das KZ Dachau. Seine Frau konnte ihn freikaufen, doch war er von da an auf den Rollstuhl angewiesen, weil sie ihn im KZ am Kopf so verletzt hatten, dass er gelähmt war. Weil seine Eltern nun kein Geld mehr schicken konnten, wurde der Junge aus dem Internat hinausgeworfen. Den Leuten dort war es wohl egal, was aus dem Jungen wird. Er konnte bei seiner Halbschwester in England unterkommen.

Wie es mir mit den Deutschen geht? Es ist schwierig, sehr schwierig. Mein Vater versuchte nach dem Krieg einige Male, mit Deutschen Kontakt aufzunehmen. Er war mehrmals in Deutschland. Aber er kam jedesmal krank nach Hause. Nach und nach entstand bei uns die Übereinkunft: «Wir fahren nicht nach Deutschland!» Aber wir haben im Urlaub in Südfrankreich eine deutsche Familie kennengelernt und gute Stunden mit ihr verbracht.

Ausländerhass und Antisemitismus gibt es ja nicht nur in Deutschland. Wir spürten nach dem Krieg viele Jahre lang in Holland, wo ich bis vor zehn Jahren lebte, keinerlei Antisemitismus. Doch hat sich das in den letzten Jahren leider geändert. Wenn ich etwas davon mitbekomme – auch in Grossbritannien –, komme ich nicht damit zurecht. Es setzt sich in mir fest und bohrt und bohrt. Ich habe dem überhaupt nichts entgegenzusetzen, werde müde, matt und hilflos.

Mein Vater war da ganz anders. Wenn jemand etwas gegen Juden oder Schwarze oder andere Menschengruppen sagte, konnte er sehr heftig auf den Hetzer losgehen, nicht mit Worten, boxend! Ich habe das erlebt. Einmal in den Ferien in Südfrankreich sahen wir einem Strassentheater zu; ich fand die Akrobaten und den Mann mit dem Einrad ganz toll. Als jemand eine diskriminierende Bemerkung gegen «diese Zigeuner» machte, ging mein Vater – er war wohl nicht umsonst Amateurboxer gewesen – auf ihn los. Plötzlich war da eine Prügelei. Das ging so schnell, ich habe es gar nicht begriffen. Ich stand ängstlich und verlegen daneben. Ich finde, mein Vater hat da ein bisschen überreagiert, wie es auch sonst manchmal seine Art war.

Meine Mutter dagegen ist in dieser Sache sehr unsensibel. In dem holländischen Städtchen, wo ich aufgewachsen bin und wo sie noch wohnt, leben viele Türken, nun schon in der zweiten und dritten Generation. Manche von den Jugendlichen haben keine hinreichende Erziehung bekommen, viele sind arbeitslos. Meine Mutter sagt: «Es sind zu viele Türken hier ... Wir wollen keine Moschee in unserem Ort... Die Jugendlichen hängen faul herum, und viele sind kriminell ... Von ihnen werden die Autoeinbrüche verübt...» Mich ärgert dieses Gerede, und ich sage: «Stop! Redest du gegen diese Türken nicht ähnlich wie die Deutschen in den dreissiger Jahren gegen die Juden?»

Letztes Jahr wurde meinem Mann eine interessante Arbeit in Hannover angeboten: Er sollte mit Juden aus der ehemaligen UdSSR arbeiten. Diese Menschen müssen, da sie unter der kommunistischen Herrschaft ihre Religion nicht ausüben konnten, überhaupt erst in ihr Judentum hineingeführt werden. Mein Mann wollte diese Arbeit gerne machen, die

ihm wie auf den Leib geschnitten ist. Für mich war es schwierig. Doch wäre ich schliesslich bereit gewesen, nach Deutschland zu gehen, allerdings unter der Bedingung, ein eigenes schnelles Auto zu bekommen, um damit im Notfall mit unseren Kindern innerhalb von zwei Stunden aus Deutschland über die holländische Grenze fliehen zu können. Ich finde das vom Verstand her idiotisch; aber anders wäre es mir nicht möglich gewesen. Es waren meine gesundheitlichen Probleme, die schliesslich unsere Übersiedlung nach Deutschland doch noch vereitelt haben.

Ich komme jetzt zum dritten Mal zu der jüdisch-christlich-muslimischen Frauenkonferenz. Ich kann den deutschen Frauen hier offen und ohne Misstrauen begegnen, denn die Tatsache, dass sie zu dieser Konferenz kommen, legt mir nahe, ihnen gewissermassen das Etikett «gute Deutsche» anzukleben. Ich finde es unsinnig, das zu tun. Aber ich brauche es, wenn ich unter Deutschen bin, um mich einigermassen sicher zu fühlen. Als wir während der Konferenz – während ich in Deutschland war! – hörten, dass von Neonazis drei Türkinnen, darunter ein zehnjähriges Kind, ermordet wurden, packte mich das Grauen. Ich erlebe aber auch, wie schlimm es für euch deutsche Teilnehmerinnen ist, dass so etwas in eurem Land passiert, und das macht mir ein wenig Hoffnung.

Ob es mir schwerfiel, dir das alles zu erzählen, wo du doch Deutsche bist? Nein. Du wolltest es ja hören.

## Kinder des Teufels

*Liebe Frau Gellis,*

*Sie waren meine zweite Gesprächspartnerin. Ich kam zu Ihnen noch voller Angst, mich einer jüdischen Frau zuzumuten. ‚Mich Ihnen zumuten‘, das war genau das Gefühl, das mich plagte, und mir half nur wenig, dass ich mir vorhielt: «Wir Nachgeborenen tragen nicht die Schuld an dem, was war, wir tragen die Verantwortung für das, was ist, und aus dieser Verantwortung heraus will ich diese Arbeit machen.» Vor lauter Aufregung verlief ich mich auf dem Zehn-Minuten-Weg zu Ihrer Wohnung trotz genauester Beschreibung von Tramgleisen, denen zu folgen war und Kreuzungen, die zu überqueren waren. Ziemlich atemlos kam ich eine Dreiviertelstunde später als verabredet bei Ihnen an.*

*Sie halfen mir mit Ihrer selbstverständlichen Freundlichkeit und Ihrer Sicherheit über meine Blockierungen hinweg. Aber dann entstand tatsächlich eine Situation in unserem Gespräch, in der das, was ich sagte, eine Zumutung für Sie wurde. Als Sie mich darauf hinwiesen: «Im Neuen Testament werden wir ‚Kinder des Teufels‘ genannt», stritt ich das vehement ab. Mir ist es nachträglich ausgesprochen unangenehm, auch nur daran zu denken, wie selbstgerecht-überheblich ich mich verhielt, und ich bin Ihnen dankbar, dass Sie meiner – ich muss schon sagen – Borniertheit standgehalten haben.*

*So wurde für mich die Begegnung mit Ihnen auch eine Begegnung mit meiner eigenen religiösen Geschichte. Ich wusste, dass im Christentum leider häufig Judenfeindschaft geherrscht hatte, aber dass sie schon zu den Evangelien gehört, die doch «Frohe Botschaft» heissen, das hatte ich bisher nicht begreifen können. Udenkbar, dass sie mir nicht begegnet war, denn ich habe die Bibel mehrmals ganz gelesen. Ich hatte diese*

*Tatsache verdrängt. Nach unserem Gespräch habe ich viele meiner Bekannten, die von sich meinen, sich im Neuen Testament auszukennen, nach der Stelle im Evangelium des Johannes (Kapitel 8, Vers 31-47) gefragt, wo Jesus – zu den Juden, die an ihn glaubten (Vers 31), sagt:*

*«Wenn Gott euer Vater wäre, würdet ihr mich lieben ...» (Vers 42)*

*«Ihr habt den Teufel zum Vater ...» (Vers 44a)*

*Fast alle wussten – wie ich vor unserem Gespräch – nichts von dieser Stelle, und die ganz wenigen, die sie kannten, und diejenigen, denen ich die Stelle vorlas, versuchten, wie ich ja auch, ihr einen weniger furchtbaren Sinn zu geben, das ging bis hin zu dem Argument, diese Ausdrucksweise sei eben Teil der Rhetorik eines Streitgesprächs. Selbstverständlich waren alle äusserst unangenehm berührt davon, dass so etwas im Neuen Testament steht.*

*Wie gross war aber mein Erschrecken, als ich nach meiner Gewohnheit in den Kommentaren der Jerusalemer Bibel nachschlug, was sie zu der Teufelskinder-Stelle zu sagen haben. Die Jerusalemer Bibel ist eine in vielen Sprachen verbreitete kommentierte Bibelausgabe der katholischen Kirche und geniesst international hohe Reputation. Für die Psalmen und das Neue Testament ist sie auch im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland herausgegeben. Zu Johannes 8, Vers 31-44 fand ich Folgendes:*

*«Die Juden sind nicht ‚Kinder‘ Abrahams (wie Isaak), da sie nicht glauben: sie sind lediglich aus der ‚Nachkommenschaft‘ Abrahams (wie Ismael, der Sohn der Magd, die verstossen wurde, vgl. V. 34-33) ... Sie sind nicht länger Kinder Gottes, da sie nicht an Jesus glauben.»*

*Dies wurde nicht im ‚alten Rom‘ oder im ‚finsternen Mittelalten, sondern 1983 von einem Team hochrangiger christlicher Theologen geschrieben. Mir tut es weh, Ihnen auch noch so etwas zuzumuten, aber ich tue es, denn ohne unser Gespräch hätte ich wohl auch über diese Stelle hinweggelesen.*

*Ich danke Ihnen, dass Sie mich dazu gebracht haben, die innere Brill-*

*le abzulegen, die mich gehindert hatte, dieses erschreckende Ausmass des christlichen Antijudaismus überhaupt wahrzunehmen.*

*Ihre I. B.*

Warum ich zu diesem Gespräch bereit bin? Das habe ich mich selbst schon gefragt, denn ich bin zur Zeit sehr mit Arbeit überlastet. Als Familienmutter daheim und im Beruf. Wir haben mit unseren drei neun- bis sechzehnjährigen Söhnen ein intensives Familienleben mit vielen Freunden, sowohl der Kinder als auch der Erwachsenen. Wir feiern den Shabbat und die Feste, das will alles vorbereitet sein, und das Führen eines koscheren Haushalts ist in der Schweiz, wo es die entsprechenden Geschäfte kaum gibt, auch nicht gerade zeitsparend. Ich bin Historikerin und habe die pädagogische Leitung der jüdischen Nachmittagsschule. Ich gebe in der Gemeinde einen Erwachsenenkurs in jüdischer Geschichte, spreche zweimal im Monat in lockerer Atmosphäre mit älteren Leuten über jüdische Philosophie und Geschichte und nehme an einem jüdisch-christlichen Frauengesprächskreis teil. Dort behandeln wir Frauenthemen, zum Beispiel «Frauen im Alten Testament» – jetzt gerade ist es Lilith –, und wir beschäftigen uns mit der christlich-jüdischen Geschichte und hier zuallererst mit der Frage nach dem Juden Jesus.

Mir ist es wichtig, dass man sich versteht, dass man über die Dinge spricht, gerade jetzt.<sup>6</sup> Mich beängstigt, was in Deutschland vorgeht, dass die bestehenden Gesetze nicht angewendet werden und dass die deutsche Regierung nicht die notwendigen Schläge gegen den Rechtsradikalismus führt. Wie kann man zulassen, dass in aller Öffentlichkeit der Geburtstag von Rudolf Hess gefeiert wird? Warum darf eine Musikband wie «Störkraft» Hetzparolen verbreiten, ungestört? Mich ärgert das masslos! Warum lässt man Rechtsradikale, wenn man sie ausnahmsweise einmal festgenommen hat, gleich wieder frei und verhaftet in Rostock nicht diese, sondern Juden, die zum Protest angetreten sind? Es geht beim Rechtsextremismus und Neonazismus nicht nur um ein paar

verirrte Jugendliche. Dieses Gedankengut wirkt wie ein Schimmelpilz – mit Zellen bis in den Europarat. Ich habe kürzlich zusammen mit meinen Schülern einen Fernsehfilm über eine rechtsextreme Gruppe angeschaut. Da tritt dieser Professor Irving auf, ein Revisionist aus England, einer von denen, die sich vorgenommen haben, die Geschichte neu zu schreiben: Er hält Reden und behauptet, Auschwitz sei so nicht gewesen, es sei niemand vergast worden. Dann gibt ein alter Nazi, einer der geholfen hat, die Hitler-Attentäter zurückzuwerfen, ein Interview, und das ist eine einzige Lobeshymne auf Hitler. Man sieht, wie eine sogenannte Wehrsportgruppe Geländeübungen in voller Bewaffnung macht. Es ist doch ungeheuerlich, dass so etwas in Deutschland geduldet wird, auch dann noch, wenn es sich in aller Öffentlichkeit abspielt! Ich habe mit meinen Schülern über die Gefühle gesprochen, die so ein Film in uns auslöst: Wut, Hass, Trauer, Angst. Ja, jetzt, wo Sie mich darauf aufmerksam machen, fällt mir auch auf, wie die Gefühle aufeinander folgen: zuerst sind sie als Wut und Hass nach aussen gerichtet, dann wenden sie sich als Trauer und Angst nach innen.

Sie mögen Recht haben, dass wir uns als Ergebnis der fast zweitausendjährigen Unterdrückungs- und Ausgrenzungsgeschichte aggressive Gefühle nach aussen abgewöhnt haben und dass wir auch verlernt haben, uns zu wehren. Ich muss aber zugeben, dass ich Ralph Giordano verstehen konnte, als er nach den Gewalttaten in Rostock in einem Telegramm an den deutschen Bundeskanzler ankündigte: «Wir bewaffnen uns!» Vor einiger Zeit habe ich gehört, in Rom habe eine Gruppe von jüdischen Jugendlichen ein paar junge Rechtsextreme zusammengeschlagen, die Geschäfte, deren Besitzer Juden sind, beschmiert und Schaufenster eingeschlagen hatten. Danach war Ruhe. Die jüdischen Jugendlichen hatten sich für diese Aktion den Davidstern angesteckt. Obwohl ich Gewalt ablehne, muss ich sagen, dass ich diese Aktion für ein gutes Beispiel halte. Ich glaube in der Tat, wir sollten lernen, uns zu wehren. Seit es den Staat Israel gibt, haben diejenigen von uns, die dort leben, gelernt, dass man sich wehren kann und muss.

Ich habe die Hoffnung, dass die vielen Deutschen, die gegen Fremdenhass und Antisemitismus auf die Strasse gehen, tatsächlich eine Umkehr herbeiführen können. Nicht sie allein. Wir selbst wissen, dass wir uns für Minderheiten im Staat einsetzen müssen, und tun das, wo immer wir Fremdenhass und Diskriminierung erleben.

Die Schweiz ist leider nicht der sichere Ort, wie man es gerne meinen möchte. Auch hier ist der offene Antisemitismus stark im Kommen. Freunde von uns fanden Hakenkreuze auf ihren Briefkästen. Mein ältester Sohn bekam schon mehrmals «Heil Hitler» zu hören. Nichts hält ihn mit seinen sechzehn Jahren davon ab, die Kipah, ein gehäkelttes Käppchen, das für uns die Demut des Menschen gegenüber Gott zum Ausdruck bringt, zu tragen. Neulich drohte ihm sogar eine ältere Frau, die ihn wohl daran als Juden erkannt hatte: «Ihr hättet alle in Auschwitz landen sollen!» Meine Schwiegermutter, die in Ungarn versteckt und mit falschen Papieren mit grosser Not der Vernichtung entkommen ist, musste das mit anhören. Sie wollen sich über so etwas aufregen? Das gehört für uns fast zum Alltag. Unsere beiden jüngeren Söhne kann ich bisher noch überzeugen, auf der Strasse, wenn sie allein sind, eine Mütze über die Kipah zu ziehen. Fussballfans dürfen die Käppis ihrer Mannschaft tragen; da sagt niemand was, da kriegt keiner Mordgelüste.

Während der Nazizeit war es nicht leicht, in der Schweiz Aufnahme zu finden. Viele, denen es gelang, auf abenteuerlichen Wegen illegal über die Grenze hereinzukommen, wurden zurückgeschickt oder gar offiziell an Deutschland, das heisst an ihre Mörder ausgeliefert. Einer unserer Freunde floh als Kind mit seiner Familie aus Österreich. Sie versuchten mehrmals vergeblich, illegal über die Grenze zu kommen, und wurden jedesmal erwischt, nicht von österreichischen oder deutschen Nazis, sondern von Schweizer Grenzwächtern, denn die Grenze war auf der Schweizer Seite sehr gesichert gegen die Eindringlinge. Die Familie unseres Freundes wurde jedes Mal zurückgeschickt. Der Zöllner, der sie schliesslich aus Menschlichkeit durchliess, verlor deshalb seine Stelle. Die Schweiz hatte auch ihre Nazis, und die konnten ihre Hetzzeitungen

und -zeitschriften verbreiten, am bekanntesten ist die «Front», nach der sich die «Fröntier» nannten. Die Schweizer Nazis bespitzelten die Leute und legten schwarze Listen an. Es war damals nicht sicher, ob Hitler nicht versuchen würde, auch die Schweiz zu erobern. Engagierte Demokraten hatten ebenso wie die Juden wohlbegründete Angst vor der bestens vorbereiteten Säuberungswelle, die sofort über sie hereingebrochen wäre. Von allen besetzten europäischen Staaten haben nur zwei ihre jüdische Bevölkerung nicht an die Nazis ausgeliefert: Dänemark und Bulgarien. Ich glaube nicht, dass die Schweiz der dritte geworden wäre. Sie weisen mich auf Holland hin: Es stimmt, dort haben sich grosse Teile der Bevölkerung für die Juden eingesetzt; aber da Holland von den Deutschen ganz und gar entmachtet war, konnte das an der Vernichtungspolitik nur wenig ändern. Allerdings wurden viele Menschen versteckt und dadurch gerettet.

Wir haben Freunde hier, die uns verstecken würden. Warum erschrecken Sie darüber? Es gab hier Familien, die aus Angst in den letzten zwei Jahren schon ausgewandert sind. Nein, wir sitzen noch nicht auf gepackten Koffern. An so etwas müssen wir denken, aber gepackte Koffer sind kein Zuhause. Gegenwärtig verschlechtert sich in ganz Europa die Wirtschaftslage. Vorerst geht es noch gegen die Ausländer; aber wir werden, wenn es so weitergeht, die nächsten sein. Sie glauben das nicht? Oh, doch! Ich habe Ihnen doch erzählt, was wir schon zu spüren kriegen. Es ist erst fünfzig Jahre her, und ich werde nicht mehr so naiv sein, wie wir früher waren, und sagen: «So etwas wird nicht wieder passieren». Mein Bruder, der wie wir in der Schweiz lebt, meint, wir sollten – was viele Familien tun – uns eine Wohnung in Israel kaufen, damit wir jederzeit fliehen können. Aus der Schweiz, ja.

Ich bin Historikerin und sehe keinen Grund anzunehmen, es gebe Dinge, die sich in der Geschichte nicht wiederholen könnten. Die Dinge wiederholen sich, nur nicht in derselben Form. Die Geschichte der Juden heisst Unterdrückung, fast immer und fast überall.

Sie nehmen an, das Motiv sei schon immer der Antisemitismus gewesen, und wundern sich, woher dieser eigentlich kommt. Aber ihre

Vermutung ist falsch. Der rassistische Antisemitismus, der als Ideologie der Shoah zugrundelag, ist kaum mehr als hundert Jahre alt. Es gab in der Geschichte ganz unterschiedliche Gründe, warum andere Völker das Volk Israel bekämpft haben. In Ägypten wurde dem Pharao dieses Volk unheimlich, das er zwar zur Sklavenarbeit zwingen, aber in seiner Vitalität nicht schwächen konnte. Die Griechen wollten die Welt hellenisieren. Alle nichtgriechischen Kulturen und Religionen galten ihnen als «barbarisch» und damit minderwertig. Palästina war nur eines von den vielen Ländern, die militärisch unterjocht wurden. Aber die Juden widerstanden an den Stellen, die für sie wesentlich waren, den Versuchen der Hellenisierung. Die Gewalt, die von den Griechen angewendet wurde, führte nicht zum Erfolg. Sie wurde durch den Makkabäeraufstand zunichtegemacht. Die Römer schliesslich wollten, dass dort, wo sie herrschten, das römische Recht und die römische Religion herrschen. Sie stellten überall, wo sie waren, ihre Götzenbilder auf. Den Widerstand der Juden konnten sie nicht brechen. Sie führten einen jahrelangen, äusserst brutalen Krieg, bis der Tempel in Jerusalem und mit ihm der Staat zerstört war. Ich möchte sagen, die Gewalt in der Antike gegen den jüdischen Staat bis hin zur Vernichtung war nichts Besonderes. Auch gegen andere Völker wurde brutale Gewalt verübt. Sie gingen unter, und niemand denkt heute mehr daran. Das jüdische Volk aber lebte weiter, zerstreut in der ganzen damals bekannten Welt, und es lebten auch immer einige Juden in Palästina. Doch lebten Juden schon vor der Zerstörung des Tempels und des Staates in der Diaspora, und viele von ihnen waren in den grossen Städten geachtete Bürger mit dem ausdrücklichen Privileg, den Shabbat feiern zu dürfen. Sie hatten häufig – wie Angehörige anderer Völker auch – bevorzugte Wohnviertel. Gettos, Pogrome und Berufsverbote gab es nicht. Übergriffe, die es auch gegen andere Minderheiten gab, blieben, ehe das Christentum sich ausgebreitet hatte, örtlich begrenzte Episoden.

Wie, wo und warum dann diese furchtbare systematische Judenfeindschaft entstand? Ich muss Ihnen leider sagen, sie gehörte von Anfang an zum Christentum. Der jüdisch-theologische Autor Pinchas Lapi-

de<sup>7</sup> sagt, dass das Christentum sich so benommen hat, weil es meinte, sich gegen seine jüdische Mutterreligion auflehnen zu müssen. Ich soll das erklären?

Die Juden hatten, als anderswo noch Animismus und Polytheismus herrschten, den Monotheismus angenommen, und es war ihnen in einer langen und wechselvollen Geschichte mit Gott gelungen, ihn als den Einzigen und Allmächtigen zu erkennen. Israel bekam die Gesetze, und sie sind – von den Regeln für den Gottesdienst bis zu so Alltäglichem wie dem Essen – nichts anderes als Hilfen, die Beziehungen zwischen Gott und seinem Volk zu gestalten und sich als Mensch seiner selbst bewusst zu werden. Sie verlangen von uns, dass wir uns überlegen, was wir tun. Man befolgt die Gebote, damit man menschlich lebt. Das Judentum ist eine Religion der Tat.

Mit dem Christentum ist aus dem Judentum heraus eine neue Religion entstanden, die es den Menschen einfacher macht. Paulus entwickelte den Gedanken, dass Jesus durch seinen Tod alle Sünden weggenommen und das Gesetz überflüssig gemacht habe. Es genügt der Glaube. Das Judentum bestand entgegen den christlichen Erwartungen als eine lebendige Religion fort. Ob unvermeidlich oder nicht: die tatsächliche Entwicklung war so, dass das Christentum das Judentum in einer äusserst scharfen Form bekämpfte. Sie irren sich leider, wenn Sie meinen, dass das Neue Testament davon frei sei.

Dort werden wir «Kinder des Teufels» genannt. Im Evangelium des Johannes. Sie sind darüber entsetzt und meinen, ich täusche mich? Nein! Ich weiss es ganz genau. Ich habe es erst kürzlich wieder von Micha Brumlik gehört. Doch, er arbeitet genau! Wenn Sie meinen, Sie kennen das Neue Testament und wissen, dass das nicht drinsteht, so glaube ich Ihnen das gerne. Man will so etwas nicht wahrhaben! Aber ich weiss, es steht da. Ich werde nachsehen, ich habe ein Neues Testament bei meinen Büchern stehen. Ja, hier, sehen Sie: Evangelium des Johannes, Kapitel acht. Lesen Sie selbst, und sehen Sie, wie an dieser Stelle der Vorwurf des Gottesmordes gegen die Juden aufgebaut wird. Ja, man kann es nicht fassen! Deshalb haben Sie es ja auch verdrängt. Sie müssen nun nicht be-

schämt sein. Ich kann Sie gut verstehen: man verdrängt Dinge, die man allzu schlimm findet. Sie meinen, diese Rede könne in ihrer Fürchterlichkeit dadurch wenigstens etwas entschärft werden, dass sie nicht an die Juden allgemein, sondern an die «bösen Pharisäer» gerichtet sei, aber erstens ist das hier nicht der Fall, und zweitens, selbst wenn es der Fall wäre: die Pharisäer wurden ganz zu Unrecht von den Christen zu einem Feindbild stilisiert, und Jesus selbst war wohl ein Pharisäer. Schalom Ben-Chorin<sup>8</sup> ist nicht der erste und nicht der einzige, der das aufzeigt. Auch christliche Theologen sehen es inzwischen so.

Sie hoffen, die Stelle sei vielleicht ein Ausrutscher, vielleicht sei nicht das ganze Evangelium so und ganz gewiss nicht das ganze Neue Testament. Ich finde dies – verzeihen Sie! – einen Verharmlosungsversuch. Selbst wenn es die einzige derartige Stelle wäre, so würde sie dadurch doch nicht weniger schrecklich! Sie wollen das Neue Testament einmal unter diesem Aspekt lesen? Ich fürchte, da werden Sie noch einige Illusionen verlieren.

Ihren dritten ‚Lösungsversuch‘ kann ich gut nachvollziehen: Wahrscheinlich hat nicht Jesus selbst so jüdenfeindlich geredet. Diese Haltung passte gar nicht zu diesem Menschen, der doch nicht vom Hass gegen die anderen, sondern von der Liebe geprägt war. Ich nehme wie Sie an, dass ihm später manches unterschoben wurde. Aber Sie werden verstehen, dass leider eine solche Unterscheidung für mich als Angehörige des verunglimpften und verfolgten Volkes ganz unwesentlich ist.

Denn die Folgen waren für uns schrecklich. Berufsverbote, Gettos, Pogrome ... Nur ein kleines, im Zusammenhang betrachtet noch relativ harmloses Beispiel: Im christlichen Mittelalter gab es die Sitte, am Karfreitag Juden auf den Marktplatz zu schleppen, um sie zu ohrfeigen. In unserer Familie wird erzählt, dass man noch 1939 in der Slowakei, einem sehr katholischen Land, sagte: «Kinder, es ist Karfreitag, bleibt im Haus!»

Oder nehmen Sie das Buch von Simon Wiesenthal: «Jeder Tag ein Gedenktag.»<sup>9</sup> Es zeigt auf eine ganz simple Weise, welche Folgen die Judenfeindschaft hatte: Tag für Tag werden die Verfolgungen aufgeführt, de-

nen wir seit fast 2'000 Jahren ausgesetzt sind. Wenn irgendwo ein Problem auftauchte, die Pest, irgend etwas, so waren die Juden schuld. Hier zum Beispiel, im Jahr 1017: «Als über Rom ein heftiger Sturm tobt, kommt eine beträchtliche Zahl von Menschen ums Leben. Man sagt Papst Benedict VIII, die Juden hätten in der Synagoge ein Bild Christi geschändet. Daraufhin lässt er eine Reihe von Juden enthaupten. Nach Aussage der christlichen Chroniken legt sich nun der Sturm sofort.»

Oder, im Jahr 1639: «Am Mittwoch vor dem Pesach-Fest verschwindet in der Gegend von Leczica in Polen ein Christenkind. Der Landstreicher Thomas gibt fälschlicherweise an, er habe das Kind an die Juden von Leczica verkauft. Daraufhin werden aus dieser Stadt zwei Juden, Meir und Lasar, gefoltert und hingerichtet.»

Einerseits haben uns die Christen verunglimpft, diskriminiert und verfolgt, andererseits haben sie versucht und versuchen immer noch, uns zu enterben, indem sie sich unsere Bibel aneignen, die sie zum «Alten» Testament erklärt haben. Die Christen beten die Psalmen, als seien es die ihren; sie beziehen die Verheissungen auf sich und erheben den Anspruch, nun selbst an unserer Stelle das «erwählte Volk» zu sein. Es wurde üblich, dass sich die Christen mit dem Namen «Israel» schmücken. Ich glaube, sie denken sich gar nichts dabei. Nehmen Sie zum Beispiel die Bachkantate «Du Hirte Israel höre .. ».<sup>10</sup> Dort sind mit «Israel» die Christen gemeint; sie sind die «geliebte Herde, Jesu Schafe ...»

Solange es um die christliche Judendiskriminierung und -feindschaft ging, die man, wenn man sprachlich genau sein will, Antijudaismus nennt, gab es für die Betroffenen immerhin die Möglichkeit, sich durch die Taufe zu retten. Das sollte sich auf eine ganz unheimliche Art ändern.

In Europa wurden die Juden im 18. Jahrhundert im Zuge der Aufklärung ‚mündig‘. Bis dahin mussten sie abends in ihren Dörfern oder Gettos sein, durften keinen Grundbesitz haben, konnten ihren Beruf nicht frei wählen, hatten keinerlei Wahlrecht. Die Schweiz war das Schluss-

licht bei der Judenemanzipation; hier konnten sich die Juden erst von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an als freie Bürger bewegen.

Zu Unrecht meinten wir dann, wir könnten leben wie die anderen auch, wenn wir nur angepasst und unauffällig sind, uns taufen lassen und mit in den Krieg ziehen. Es hat uns nichts genützt. Im Gegenteil!

Im neunzehnten Jahrhundert entwickelten Gobineau und Renan in Frankreich, Chamberlain<sup>11</sup> und andere in Deutschland eine völlig neue, bis dahin unbekannte Form der Judenfeindschaft, den nicht religiös, sondern rassistisch geprägten Antisemitismus. Der Begriff Antisemitismus selbst, der eine sprachliche Dummheit ist, denn ausser den Juden gehören zu den Semiten noch andere Völker, wurde erst damals geprägt: nämlich 1879 durch den Deutschen Wilhelm Marr mit der Gründung der «Antisemiten-Liga». Dieser rassistische Antisemitismus wurde dann von den Nationalsozialisten aufgenommen und ausgebaut.

Wiederum etwas Neues ist der Antizionismus, der besonders in linken Kreisen zu tendenziöser Berichterstattung über die Konflikte im Nahen Osten und zu vorschnellen Verurteilungen des Staates Israel führt.

Es freut mich, dass seit einiger Zeit immer mehr Christen und christliche Kirchen versuchen, ohne Antijudaismus auszukommen.<sup>12</sup> Aufmerksame Christen sprechen uns gegenüber von der «Hebräischen Bibel» und nicht mehr vom «Alten Testament». Solche Gesten sind gut gemeint. Ich halte es aber für sehr schwer, die alten tiefsitzenden Verurteilungen aus den Köpfen und Herzen der Menschen herauszukriegen, zumal sie ja weiterhin im Neuen Testament stehen. Sie wurden bisher auch nicht in dem Masse, wie es möglich wäre, zurückgenommen.

Ich engagiere mich im jüdisch-christlichen Dialog, weil mich andere Religionen interessieren, weil ich es bereichernd finde, von anderen Menschen zu lernen und weil mir Toleranz wichtig ist. In unserer jüdisch-christlichen Gruppe versuchen wir, Gemeinsamkeiten zu finden, ohne die Unterschiede zu verwischen. Ich musste dort allerdings klar-

stellen, dass Juden und Christen das Gebet nicht zusammen verrichten können, weil wir Juden den einen Gott anbeten, den wir nicht fassen können, von dem wir kein Bild haben, die Christen aber auch Jesus. Diese Trennung ist für die christlichen Frauen hart, aber sie haben gelernt, sie zu akzeptieren. In dieser Gruppe fällt uns auf, dass Christen, beispielsweise Hans Küng, wenn sie das Judentum interpretieren, häufig nicht von ihrem christlichen Glauben wegkommen, weil er für sie offensichtlich der nicht hinterfragte Massstab auch für andere bleibt. Die Einstellung des Judentums Angehörigen anderer Religionen gegenüber ist die, dass die Menschen in ihrer eigenen Religion bleiben sollen, in die sie hineingeboren sind. Jüdische Kinder lernen, dass sie Ehrfurcht vor den anderen, ihrer Lebensweise und ihrer Religion haben sollen. Nein, ich würde auch nicht versuchen, Atheisten zu überzeugen. Die Menschen müssen darüber aufgeklärt werden, dass das Judentum für sich und nicht gegen irgend jemanden ist. Dort, wo wir uns absondern, tun wir es nur, um uns selbst zu erhalten.

So haben wir hier für unsere Kinder eine eigene Schule. Viele Kinder gehen vom ersten bis sechsten Schuljahr dorthin, nicht um sich abzusondern, sondern um geistig in das Judentum so tief einzudringen, dass sie bewusst darin leben können. Das setzt sehr viel Lernen voraus: Hebräisch, das Lesen der Tora im Urtext, die Beschäftigung mit dem Talmud, jüdische Geschichte. Um all das zu bewältigen, erhalten sie wesentlich mehr Unterricht als an den öffentlichen Schulen. Diejenigen Kinder und Jugendlichen, die von Anfang an die öffentliche Schule besuchen, kommen einmal oder mehrmals in der Woche zur Nachmittagsschule, um sich das notwendigste Grundwissen über ihre jüdischen Wurzeln anzueignen. Das ist bis zum sechsten Schuljahr für die Kinder der Familien, die zur Gemeinde gehören, eine freiwillige Pflicht. Unsere Kinder bewegen sich dann auch viel sicherer in der hiesigen Umgebung. Unsere beiden älteren Söhne diskutieren viel mit ihren Schulkameraden und Lehrern, wenn sie falschen Vorstellungen oder dem leider sehr grossen Nichtwissen über das Judentum begegnen. Viele unserer Jugendlichen

kommen darüber hinaus ab dem siebten Schuljahr freiwillig bis zu dreimal in der Woche nachmittags zum zusätzlichen Unterricht. Unser Ältester will nach dem Abitur für ein oder zwei Jahre nach Israel gehen und eine Talmudhochschule in Jerusalem besuchen, um sein jüdisches Wissen zu erweitern. Das unterstützen wir mit Freuden, denn er tut damit etwas, was wir selbst auch gerne getan hätten. Vielleicht wird er auch dort bleiben.

Ich glaube, wer das begreift, wird auch verstehen, dass es für uns nicht aus Machtstreben heraus, sondern wegen unserer eigenen Identität so wichtig ist, dass wir jetzt wieder unseren eigenen Staat haben.

Sie fragen, ob mir angst ist um Israel? Ob ich zum Beispiel beim Golfkrieg um die Existenz des Staates Israel gebangt habe? Ich hatte Angst um die Menschen. Aber dass Israel zerstört werden könnte – das fürchte ich nicht. Das Judentum hat so viele tausend Jahre bestanden, und so wird es auch mit Israel sein. Mein Glaube, dass Israel nicht zerstört wird, basiert auf dem Versprechen der Bibel, dass das jüdische Volk nie ausgelöscht wird. Für mich ist Israel gefühlsmässig Heimat. Vieles von dem, was ich fühle, finde ich in der israelischen Nationalhymne, die ich deshalb sehr liebe:

«Solange noch tief im Herzen  
Eine jüdische Seele hofft,  
Solange noch ein Auge nach Zion blickt  
Ist unsre Hoffnung nicht dahin,  
Die Hoffnung von zweitausend Jahren.»

Israel ist mein Mutterland. So empfinde ich es. Religiöses spielt dabei eine grosse Rolle: In Israel fallen wir nicht auf, wenn wir den Shabbat und die Feiertage halten, und meine Söhne müssen keine Mütze über der Kipah tragen. Wir haben nicht das Problem wie in der Diaspora, koscheres Essen nur für teures Geld in den wenigen Spezialgeschäften zu finden, zu denen man kilometerweit fahren muss, und es ist ein wunderbares Erlebnis, nicht in der Minderheit, sondern unter seinesgleichen und in der Mehrheit zu sein. Wir haben das Glück, viele Verwandte in Israel

zu haben, auch zwei Cousins ersten Grades von mir, die erst in den letzten Jahren nach Israel gingen. Und wir selber wünschten uns, viel öfter in Israel sein zu können.

So sehr ich Israel verbunden bin, und obwohl wir freiwillig eine Art Steuer bezahlen, um Israel zu unterstützen: ich fühle mich nicht für die israelische Politik verantwortlich. Ich lebe nicht in Israel und habe dort kein Wahlrecht. Oder würden Sie die Deutschen in Russland oder in Südamerika für die Politik der Bundesrepublik Deutschland verantwortlich machen? Ich erlaube mir, meine eigene Meinung über die israelische Politik zu haben. Was unser Verhältnis zu den Palästinensern angeht, so habe ich schon immer eine Verhandlungslösung für unbedingt notwendig gehalten, und ich begrüße den Friedensprozess. Die Zukunft wird zeigen, ob es eine Lösung ist, die für beide Seiten befriedigend ist.

Warum ich denn in der Schweiz lebe? Zunächst einmal ist die Schweiz mein Vaterland, wo ich geboren und aufgewachsen bin. Der Grund dafür, dass wir bisher nicht für immer nach Israel gegangen sind, ist der Beruf meines Mannes. Er ist Psychologe und möchte gerne in der eigenen Praxis arbeiten und nicht im Krankenhaus. Aber die finanzielle Situation der Menschen in Israel würde ihm keine Privatpraxis erlauben. Inzwischen ist allerdings auch die Familie ein Grund hierzubleiben. Unsere Söhne sollen hier ihre Schule fertigmachen.

Sie möchten wissen, wie sich die Shoah auf unsere Familie ausgewirkt hat? Wenn Ihnen das wichtig ist, will ich es gerne erzählen, aber es ist doch überall die gleiche Geschichte: Meine Mutter ist, warum, weiss sie selbst nicht, mit dem Leben davongekommen. Sie ist 1928 in Klausenburg in Siebenbürgen geboren; ihr Vater war Oberrabbiner der grossen Gemeinde. Klausenburg war damals rumänisch und davor ungarisch, gehörte während des Krieges mit seinem nördlichen Teil zu Ungarn und ist jetzt wieder ganz bei Rumänien. Mit ihrem Vater sprach meine Mutter deutsch; mit ihrer Mutter, die aber ebenfalls gut deutsch konnte, sprach sie ungarisch.

1944 wurde sie von den Deutschen mit ihren Eltern in das KZ Bergen-

Belsen verschleppt. Sie hatten grosses Glück, weil es einem Mitglied ihrer Gemeinde gelang, sie auf eine entsprechende Liste zu setzen, so dass sie nach einem Vierteljahr wieder entlassen wurden. Sie konnten in die Schweiz entkommen, zur ältesten Schwester meiner Mutter, die in Zürich verheiratet war. Der Bruder meiner Mutter war nach Schweden geflohen und wollte seine Frau und sein Kind nachkommen lassen, was nicht mehr gelang. Sie wurden nach Bergen-Belsen gebracht, blieben am Leben, und alle drei kamen nach dem Krieg wieder zusammen. Die mittlere Schwester meiner Mutter wurde ebenso wie ihr Mann und ihr vierjähriger Sohn in Auschwitz umgebracht.

Ich wusste, seit ich denken kann, dass meine Mutter und meine Grosseltern im KZ waren. Ich hörte manchmal etwas davon. Meine Grossmutter hatte verkrüppelte Zehen, und man hat mir gesagt: «Das ist im Lager passiert». Ich habe mich aber gescheut, meine Mutter zu fragen, weil ich spürte, dass es für sie zu schwer war, darüber zu reden. Seit einiger Zeit ist es für sie nicht mehr so niederdrückend, und ich frage sie ab und zu. Sie ist bereit zu sprechen.

Vor einigen Monaten, als wir alle an einem Freitagabend um den Tisch mit den brennenden Shabbatkerzen sassen, hat meine Mutter erzählt: Wie sie im Viehwagen einen halben Tag lang an der österreichischen Grenze standen und nicht wussten, wohin es gehen würde, und wie sie nachher die Entlausung und das Kahlscheren der Köpfe ertragen mussten. Was sie vom Lager erzählt hat: es muss ziemlich dramatisch gewesen sein, denke ich mir. Es gab Suppe mit Gras, und ihr Vater, der ja Rabbiner war, erlaubte ihnen, das für Juden verbotene «Fleisch», nämlich Abfälle, vorwiegend aus Fett- und Sehnenstücken, zu essen, damit sie überlebten. Er selbst ass es nicht. Er verlangte von sich selbst auch noch in dieser Situation, für seine jüdische Identität einzustehen. Er trat, davon hat man in der Familie häufig gesprochen, den Nazis immer mit erhobenem Haupt gegenüber, auch wenn sie ihn zusammenschlugen.

Nach dem Krieg litt er unter Depressionen. Er ist 1957 im Alter von nicht einmal sechzig Jahren gestorben. Woran? Er war wegen Wiedergut-

machungsfragen in Deutschland, und auf der Rückfahrt in die Schweiz erlitt er einen Herzinfarkt. Ob ich meine, das sei ein Zufall gewesen? Es wird für ihn sehr belastend gewesen sein, mit den deutschen Behörden zu verhandeln. Ich weiss nicht, welches Misstrauen ihm dort möglicherweise entgegengebracht wurde und welche Ängste ihn vielleicht überfielen. Ich habe Bekannte, die es als äusserst demütigend empfinden, sich wegen ihrer Wiedergutmachungszahlungen jedes Jahr auf dem deutschen Konsulat einfinden zu müssen.

Mein Vater und meine Mutter lernten einander kennen, als meine Mutter 1944 aus Bergen-Belsen in die Schweiz kam. Sie heirateten 1953. Ich wurde 1954 geboren. Ob meine Kindheit durch die Erlebnisse meiner Mutter geprägt worden ist? Meine Eltern waren beide ängstlich. Doch leidet meine Mutter viel mehr als mein Vater unter Ängsten. Er war ja in der Schweiz von der Verfolgung nicht direkt betroffen. Meine Mutter hatte und hat häufig Angstträume.

Sie war sehr besorgt um uns und schaute immer sehr darauf, dass mein Bruder und ich genügend Vitamine bekommen, dass wir genügend essen, genügend schlafen. Ihre Sorge bezog sich sehr auf den Körper, als ob sie den Körper für schwach hielt, ihm ein wenig misstraute. Das kommt Ihnen bekannt vor? Das haben Sie bei sich zu Hause auch erlebt? Ich dachte, dies sei ein typisches Verhalten von KZ-Überlebenden ihren Kindern gegenüber.

Mein Mann? Er weiss sehr wenig über die Erlebnisse seiner Eltern, und er fragt auch nicht nach. Sein Vater stammt aus Pressburg; in seiner Familie sprach man deutsch. Er arbeitete während des Krieges im Untergrund und fabrizierte falsche Pässe. Meine Schwiegermutter stammt aus Ungarn, wo sie als Schneiderin unter falschem Namen mit arischen Papieren überlebte. Beide zusammen gingen gleich nach dem Krieg nach Jerusalem. Dort ist mein Mann 1950 geboren. Seine Mutter wäre lieber in die USA gegangen, weil sie ihre Kinder vor dem Krieg und dem Militärdienst bewahren wollte, aber mein Schwiegervater wollte in Israel leben. Er starb 1961, auch er viel zu früh, noch nicht einmal fünfzig Jahre alt.

Ob ich meine, die Deutschen hätten das Dritte Reich verhindern können? Sie haben mir ein Interview mit einer über achtzigjährigen deutschen Frau zu lesen gegeben und mir gesagt, dass sie noch immer sehr aktiv ist im Kampf für Demokratie und soziale Gerechtigkeit. Ich möchte am liebsten alles laut vorlesen, so sehr gefällt mir, was diese Frau sagt und wie sie es sagt:

«Ich kenne eigentlich keine Juden. Nur das jüdische Ehepaar, das bei uns war, – wie hiessen sie nochmals? Ich bin so vergesslich geworden mit meinen dreiundachtzig Jahren. Ich muss nachsehen – Pineas, Dr. Pineas, Hermann und Herta. Wir haben Frau Pineas unter dem Namen Günther eine Zeitlang im Pfarrhaus in dem Dörfchen auf der Schwäbischen Alb versteckt, wo ich während des Krieges als Gemeindehelferin arbeitete. Herr Pineas fand im Pfarrhaus von Helmut Gölz in der Nähe von Tübingen ein Versteck. Zu uns kamen sie über die Sozietät, einen Zusammenschluss von Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern, meist Schüler und Anhänger von Karl Barth, der eine Theologie lehrte, die die Leute auf ihre Verantwortung in der Welt verpflichtete. Karl Barth war als Gegner der Nazis bekannt. Bei unseren Treffen lauschte auch mal die Gestapo im Nebenzimmer der Wirtschaft, was uns der Wirt dann zuflüsterte. Bei diesen Treffen wurde – das fällt mir erst jetzt wieder ein – immer wieder einmal gefragt, wer jemanden aufnehmen könnte. So sind Herr und Frau Pineas zu uns gekommen. Sie sind beide in Deutschland geboren und Frau Pineas sagte, sie sei getauft.»

Beim Antisemitismus handelte es sich aber um eine rassistische und keine religiöse Angelegenheit, deshalb spielte ‚getauft‘ oder ‚nicht getauft‘ für die Nazis keine Rolle.

«Herr Pineas bekam im Ersten Weltkrieg als Soldat das Eiserne Kreuz erster Klasse. Danach leitete er als Chefarzt das jüdische Krankenhaus in Berlin, bis er 1943 hörte, dass er mit seiner Frau deportiert werden sollte. Sie haben versucht, dem zu entkommen. Es ist gelungen! Mit den ganz schlecht gefälschten Ausweisen, die sie hatten. Ich wollte ihnen zu besseren verhelfen, das ging fast schief. Eines Tages stand in der Zeitung, auf der Post könne man neue Ausweise machen lassen. Ich wusste zwar, dass der Postbeamte nicht vertrauenswürdig war, aber es stand in der Zeitung, und in unserem Dorf hatten so viele Leute aus dem Rheinland Zuflucht gesucht, ‚Bomben-

weiber' hat man die genannt, man kannte sie ja nicht. Ich ging mit Frau Pineas, die als Gast der Pfarrersfamilie galt, zusammen hin. Ich grüsste sogar mit ‚Heil Hitler‘, aber der Postbeamte verschrieb sich im Namen, vielleicht absichtlich, weil wir zur Kirche gehörten. Da haben wir es sein lassen. Herr und Frau Pineas waren beide um die 50, hatten aber Ausweise, als ob sie 60 Jahre alt wären, was wichtig war, denn ab 60 brauchte man nicht mehr zu arbeiten. Sonst hätten sie eine Arbeitsbescheinigung gebraucht, was alles schwieriger gemacht hätte.

Ein Lehrer verriet Herrn Pineas an die Politische Polizei, und das Ehepaar Gölz geriet mit ihm zusammen in allergrösste Gefahr. Man musste einen Ausweg finden. Deutsche, die über 60 Jahre alt waren, konnten sich zum ‚Freiwilligen Ehrendienst des Deutschen Volkes‘ melden. Man brauchte dafür aber Papiere, die Herr und Frau Pineas nicht hatten. Wir lebten damals in einer schlimmen Zeit! Jedes Dorf hatte seinen Nazileiter, aber wir hatten Glück, wir in unserem Dorf auf der Alb, mit unserem Bürgermeister, einem früheren Kirchengemeinderat. Er unterstützte uns in jeder Hinsicht, und man fand immer Menschen, die mitmachten. Die Sekretärin des Bürgermeisters war Kinderkirchhelferin. Mit ihr sprach ich über Herrn und Frau Pineas, aber nicht direkt, sondern ich legte es ihr im Zusammenhang mit einem alttestamentlichen Text nahe, der im Kindergottesdienst an die Reihe kam. Sie konnte eine Frau vom Ernährungsamt gewinnen, deren Mann als Diakon ein kirchlicher Mitarbeiter und zu der Zeit im Krieg war. Es war im letzten Kriegsjahr und die Amerikaner waren schon im Land. Eine entwendete und gefälschte, offiziell gestempelte Lebensmittelabmeldung tat den notwendigen Dienst. In einem Unrechtsstaat, der unschuldige Menschen foltert und tötet, ist jede Tat gut, die solchen Menschen hilft.

Herr und Frau Pineas konnten sich nun zum «Ehrendienst» melden und kamen nach Memmingen. Dort wurde ihnen eine Wohnung – ausgerechnet im Landratsamt – zugeteilt. Von der Fahndung gesucht, und wohnhaft im Landratsamt! Man hat sie nicht erwischt. Frau Pineas schrieb mir aus Memmingen. Sie schrieb immer ganz frei. Das war mir nicht recht, denn was wäre geschehen, wenn ihre Briefe in falsche Hände geraten wären? Als sie mir schrieb, sie dächten daran, sich umzubringen, um nicht gefangen genommen zu werden, fuhr ich auf der Stelle zu ihnen. Hinzufahren war weniger gefährlich, als einen Brief zu schreiben. Der Zug geriet in einen Bombenangriff und hatte viel Verspätung, so dass ich erst um 22 Uhr in Memmingen ankam.

Zum Glück hatten Pineas' eine eigene Türklingel. Ich sprach ihnen Mut zu und sagte ihnen, sie dürften sich auf keinen Fall das Leben nehmen, auch deshalb nicht, weil sie damit die vielen Menschen, die ihnen halfen, ans Messer liefern würden. Frau Pineas sagte mir, dass sie ihr ganzes Elend gerade an diesem Tag auch an eine Vikarin in Tuttingen geschrieben habe. So fuhr ich gleich auch dorthin. Die Vikarin kannte eine Frau auf der Post, eine vertrauenswürdige Person, und bat sie, den Brief abzufangen. Unbehelligt kam ich wieder nach Hause.»

Ja! Solche Menschen gab es auch.

«Vielleicht habe ich damals mein Leben riskiert. Ich weiss es nicht. Die Pfarrersfamilie mit fünf kleinen Kindern, bei der Frau Pineas wohnte, riskierte mehr als ich! Ich habe das Ganze in keiner Weise als Gefahr gesehen. Ich habe es nicht als Gefahr, sondern als grosse Gabe empfunden, dass ich helfen konnte. Dieser scheusslichen Geschichte gegenüber, wo man sonst nichts tun konnte, nichts tun durfte. Ich bin nicht auf den Gedanken gekommen, dass es eine Gefahr sei, sondern es war eine Bevorzugung für mich. Die Geschichte ging gut aus, denn bald kamen die Amerikaner. Herr und Frau Pineas wanderten nach Amerika aus. Sie schrieben mir ab und zu. Sie haben mich sogar eingeladen, sie in den USA zu besuchen. Die Bruderschaft – darüber muss ich ein bisschen lachen – hat die ganze Geschichte nach Israel geschrieben, denn die wollten das ja auch wissen.»

Sie selbst misst ihrem Handeln eine viel zu geringe Bedeutung bei.

«Ob man das Dritte Reich hätte verhindern können? Ich weiss es nicht. Ich muss mich besinnen. Es gab Gegner ... Es gab schon einiges im Untergrund. Ich hatte das Glück, dass ich von Anfang an mit Leuten lebte, die sich gegen die Nazis stellten. Dass Politik Männersache gewesen sei, wie manche Frauen zu ihrer eigenen Entschuldigung sagen, das hätten wir uns verbessern!... Aber dass Leute wie wir das hätten verhindern können? Solche Leute wie ich? Ich weiss nicht... Ich weiss es einfach nicht.»

Schade, dass solche mutigen Menschen so bescheiden sind!

«Hitler begeisterte auch Leute in der Kirche. Er zitierte oft den ‚Allmächtigen, Ich danke dem Allmächtigen, ich bitte den Allmächtigen.. .‘ Darauf sind sie hereingefallen. Sie stellten sich keineswegs alle gegen ihn! Wenn man niemanden hatte und keine guten Informationsquellen – unsere Zeitun-

gen taugten nichts mehr –, dann konnte man vieles kaum merken, es sei denn, man kam aus Arbeiterkreisen. Dort verhielt man sich kritischer. Bei einem Treffen von Kindergottesdienstmitarbeitern nahm der leitende Pfarrer statt eines Bibelwortes das Hitlerwort zum Leitspruch: ‚In Demut bitte ich den Allmächtigen um seine Hilfe‘. Ich wehrte mich in aller Offenheit und sagte: ‚Ich kann nicht verstehen, wie statt eines Bibelwortes ein Wort von Adolf Hitler genommen werden soll, von dem man doch weiss, dass er keineswegs ein Christ ist!‘ Allgemeine Verlegenheit. Zwei Pfarrer sagten mir danach: ‚Man konnte nichts sagen, es war zu gefährlich!‘

Über eines schäme ich mich heute noch. Ich wollte meiner Schwester, die als Missionsschwester in Indien lebte, ein Spottgedicht auf die Nazis von Helmut Goes schicken,<sup>13</sup> und der Brief wurde aufgemacht. Ich kam für eine Woche ins Gefängnis. Doch zuvor wurde ich eine Stunde lang beknielt und bedroht, ich solle den Verfasser des Gedichts nennen. Sie versuchten mit allen möglichen Mitteln, mich unter Druck zu setzen; es waren ganz lächerliche Sachen darunter. Aber mit einer Information, die sie hatten, über eine halbe Liebesgeschichte, die mir jungem Mädchen sehr peinlich war, haben sie mich gekriegt. Ich bin schwach geworden, was ich nicht wollte. Helmut Goes wurde auf der Hochzeitsreise verhaftet und blieb sechs Wochen lang im Gefängnis. Warum bin ich nicht fest geblieben, sondern habe einen anderen ans Messer geliefert?»

Diese Frau hat so viel Mut gezeigt, und da macht sie sich noch Vorwürfe, dass sie jemanden verraten hat. Dabei hat sie so viel Gutes getan.

«Wir erleben jetzt gerade wieder eine ganz schlimme Zeit, wo man nicht weiss, was man tun kann, und wo die Jungen auch wieder so drauf reinfallen. Es haben sich damals viel zu wenige gewehrt. Wer wehrt sich heute? Die Lichterketten und die Demonstrationen, das ist eine gute Sache, aber es reicht nicht. Neulich schrieb unsere Tageszeitung von ‚getürkten‘ Unfällen. So ein Wort, mit dem man ganz unabsichtlich türkische Mitbürger in Verruf bringt, darf man nicht verwenden! Ich habe einen Leserbrief geschrieben.»

Was diese Frau zu sagen hat, finde ich einfach *schön*! Sie ist eine Heldin und empfindet alles, was sie macht, als zu wenig. Sie tut es unbewusst; sie sagt, sie sieht es nicht so. Aber für mich ist es – so gut, es ist so stark.

– Hut ab! Meine höchste Bewunderung! Das sind Heilige, die bereit sind, ihr Leben zu opfern, um andere zu retten. Und das bedeutete damals nicht, dass man dann einfach erschossen wird; man wusste, man wird Qualen ausgesetzt. Solche Menschen: da ist sehr viel Güte und Gerechtigkeit. Ich freue mich, wenn mir solche Menschen begegnen. Ich habe kürzlich das Buch von Miep Gies<sup>14</sup> gelesen, die die Familie Frank versteckt hat. Diese Frau ist auch eine Heilige für mich. Diese Frau und ihr Mann und eine ganze Gruppe von Menschen haben ständig ihr Leben aufs Spiel gesetzt, und sie haben viel Mühe auf sich genommen, um die Franks zu retten. Jemand hat alles verraten.

Fast möchte ich sagen, der Papst hätte diesen Frauen eine Heiligsprechung bei Lebzeiten geben können, ihnen und einigen anderen auch.

Natürlich habe ich die ganze Zeit an die Seligsprechung von Edith Stein<sup>15</sup> gedacht. Warum wurde sie, eine Jüdin, die zum katholischen Glauben übergetreten war, seliggesprochen? Sie ist doch nicht ihres christlichen Glaubens wegen umgebracht worden, sondern weil sie Jüdin war! Sie wurde zusammen mit ihrer Schwester von den Deutschen aus dem holländischen Kloster, wo sie Zuflucht gesucht hatte, herausgeholt und in Auschwitz umgebracht, aus dem einzigen Grund, weil sie eine Jüdin war. Sie wäre auch umgebracht worden, wenn sie dieses Schicksal nicht willig auf sich genommen hätte. Sie hat ihren Tod als Opfer gedeutet und ja dazu gesagt. Aber wenn sie das nicht getan hätte, wäre sie genauso umgebracht worden. Wie kann es dann ein Opfer sein? Sie hatte doch keine Wahl. Ihre christlichen Glaubensgenossen haben übrigens bei Weitem nicht alles getan, was sie hätten tun können, um sie – und viele andere – zu retten. Warum hat denn der Papst nicht, worum Edith Stein ihn bat, eine Enzyklika gegen die Judenverfolgung geschrieben? Warum wurde erst dann, als die Katastrophe geschehen und Millionen Juden umgebracht waren und man nicht mehr politisch zu Gunsten dieser Juden handeln musste, etwas weithin Sichtbares getan und eine konvertierte Jüdin seliggesprochen?

Warum sprach man nicht eine Frau heilig, eine Christin, die ihren freiwilligen, christlich motivierten Einsatz für die Opfer der Nazis mit dem Leben bezahlt hat? Solche Frauen gibt es doch wohl!

*Liebe Frau Gellis,*

*ich muss noch einen Brief hinterherschicken. Die «Kinder-des-Teufels»-Stelle lässt mich nicht los. Ich möchte Sie bitten, sie mit mir zusammen noch einmal etwas genauer anzuschauen, wobei ich nicht weiss, ob Sie jetzt wieder zu Ihrem Bücherschrank gehen und das Neue Testament herausholen werden. Eigentlich muss man es zur Hand nehmen, weil manches gar zu unglaublich klingt, wenn man es nicht schwarz auf weiss betrachtet!*

*Der Vorwurf der Teufelskindschaft im Evangelium des Johannes, Kapitel 8, Vers 31-47 gilt den Juden, die an Jesus glaubten (Vers 31).*

*Der Beginn der Episode (Vers 31-36) lässt nichts Schlimmes erwarten. Es findet ein gut nachvollziehbarer Dialog zwischen Jesus und seinen Anhängern statt. Jesus sagt (Vers 31b-32):*

*«Wenn ihr in meinem Wort bleibt...  
werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit  
wird euch befreien.»*

*Die Zuhörer entgegnen mit dem Selbstbewusstsein von Menschen, die in einer lebendigen, von ihnen als befreiend erfahrenen Tradition und Religion leben (Vers 33):*

*«Wir sind Nachkommen Abrahams und sind  
noch nie Sklaven gewesen. Wie kannst du sagen: Ihr werdet frei sein?»*

*Jesus erklärt ihnen (Vers 34 b-36):*

*«Wer die Sünde tut, ist Sklave der Sünde ...  
Wenn euch der Sohn befreit, dann seid ihr wirklich frei.»*

*Aber dann bekommt die ‚Sache‘ im zweiten Teil (Vers 37-47) plötzlich einen Knick. In drei Schritten, bei denen man unweigerlich ins Stolpern gerät, wenn man sie nachvollziehen will, führt der zweite Teil auf den Höhepunkt zu: «Ihr habt den Teufel zum Vater»:*

*1. Schritt: (Vers 37-390)*

*Ich weiss, dass ihr Nachkommen Abrahams seid. Aber ihr wollt mich töten ...  
Ihr tut, was ihr von eurem Vater gehört habt.*

*Der geheimnisvolle Hinweis ‚euer Vater‘ passt nicht in die Situation, so wenig wie der plötzlich auftauchende Tötungsvorwurf. Dieser ist gerichtet an die «Juden, die an Jesus glaubten» (Vers 31). Das steht im Text, auch wenn es niemand nachvollziehen kann. Diese Menschen sind gemeint; eine andere Gruppe, zu der Jesus hätte sprechen können, taucht während der ganzen Episode nicht auf. Es kann sich dabei nicht um den ursprünglichen Text handeln, sondern nur um eine oder mehrere redaktionelle Überarbeitungen, aber so steht es da, und so wird es gelesen. Die Verdächtigten versuchen nicht, sich zu rechtfertigen. Sie sagen lediglich kurz und bündig, und man meint, hinter der Kürze der Entgegnung ihre Verwunderung zu hören (Vers 39):*

*«Unser Vater ist Abraham.»*

*2. Schritt: (Vers 39 b-41)*

*«Wenn ihr Kinder Abrahams wäret, würdet ihr so handeln wie Abraham.  
Jetzt aber wollt ihr mich töten ... Ihr vollbringt die Werke eures Vaters.»*

*Wieder dieser merkwürdige unbekannte Vater! Die Beschuldigten sagen, immer noch eher verwundert, aus einer wieder deutlich spürbaren inneren Sicherheit heraus (Vers 41b):*

*«Wir stammen nicht aus einem Ehebruch, sondern wir haben nur den einen Vater: Gott.»*

*Danach hört man nichts mehr von ihnen. Entweder sie sind verstummt oder sie sind aus den Augen und Ohren des Berichtenden verschwunden. Der Jesus des Johannesevangeliums aber sagt:*

### *3. Schritt: (Vers 42 und 44 a)*

*«Wenn Gott euer Vater wäre, würdet ihr mich lieben ...  
Ihr habt den Teufel zum Vater...»*

*Liebe Frau Gellis, so etwas Scheussliches steht im Widerspruch zu allem, was wir gelernt haben! Wir haben doch gelernt, dass Jesus das Liebesgebot (sogar das der Feindesliebe) erfüllt hat, dass er aus Liebe zu den Menschen und als freiwilliges Opfer sein Leben hingab. Wie kann man das vereinbaren mit solchem von abgrundtiefem Hass erfülltem Reden?*

*Doch nicht genug damit: Die Rede des johanneischen Jesus steuert auf einen weiteren Höhepunkt am Ende des Kapitels zu (Vers 47):*

*«Wer aus Gott ist, hört die Worte Gottes; ihr hört sie deshalb nicht, weil ihr nicht aus Gott seid.»*

*Darüber bin ich sehr erschrocken, denn die Fähigkeit, mit Gott in Kontakt zu sein, ist für mich die wichtigste menschliche Fähigkeit überhaupt, und diese wird den Juden abgesprochen – ausgerechnet den Juden, aus deren Religion das Christentum hervorgegangen ist!*

*Wie kann man sich das erklären? Es gab schon christliche Gemeinden, als dieser Text wenige Jahre oder auch zwei bis drei Generationen nach dem Tod Jesu geschrieben wurde. Diese Gemeinden lebten noch in grosser Nähe zur Synagoge. Sie verstanden die Botschaft Jesu, sein Leben und Sterben und das Erlebnis seiner Auferstehung als ein Geschehen innerhalb des Judentums, als Erfüllung von Prophezeiungen und Erwartungen und sie hielten es für selbstverständlich, dass der Glaube an Jesus als der Messias zum Judentum gehöre. Dass das Judentum davon unberührt weiterlebte, erschien ihnen unbegreiflich, und so erklärten sie es – als Teufelswerk. Wir waren uns in unserem Gespräch einig, dass wir es im Neuen Testament mit dem Jesus zu tun haben, aber von*

*diesen Gemeinden verkündigt wurde, und dass wir über den historischen Jesus sehr wenig wissen. Mein Trost ist der, dass nicht der historische Jesus das alles gesagt hat, sondern der Jesus, an den die Gemeinde glaubte. Aber Sie sagen zu Recht: «Wem hilft das?»*

*Warum waren – und sind – die Christen nicht in der Lage, die Tatsache wahrzunehmen, dass ihre Religion eine neue Religion ist? Warum konnten sie sich nicht vom Judentum lösen und gingen stattdessen so weit, ihm die Existenzberechtigung und das Leben abzusprechen und zu behaupten, seine geistigen Quellen, von denen sie freilich nichts mehr spürten, weil sie sich davon entfernt hatten, seien verschüttet? Ich hatte im Religions- und Konfirmandenunterricht zu lernen, dass mit dem Wirken Jesu das Judentum als lebendige Religion untergegangen sei.*

*Man muss sich fragen, wie eine Religion, deren Hauptinhalt die Liebe ist und deren Stifter gesagt hat: «Urteilt nicht!» dahin kommen konnte, andere derart zu verurteilen. So wichtig ist dem Verfasser des Johannesevangeliums die Behauptung, dass das Judentum in religiöser Hinsicht ausgespielt habe, dass er Jesus als jemanden darstellt, der – im Gegensatz zu seiner eigenen Lehre – Menschen verunglimpft und auf diese Weise als lieblos, verdammend und geradezu gehässig erscheint.*

*Wir sprachen aber auch darüber, dass seit einigen Jahren von Seiten der Kirchen viel unternommen wird, um die immer noch vorhandene Judenfeindschaft zu überwinden. Ich erzählte fast mit ein wenig Stolz von der Lernfähigkeit unserer Kirche und versprach, Ihnen die Zweite Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Thema «Juden und Christen»<sup>16</sup> zu schicken. Nun muss ich leider eine kritische Bemerkung mitschicken, nachreichen: Der Vorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland sagt in seinem Vorwort:*

*«Angesichts der jahrhundertelangen Geschichte der Entfremdung und Feindschaft gegenüber den Juden sind christliche Schriftauslegung, kirchliche Lehrtradition und Geschichtsschreibung daraufhin zu prüfen,...»*

*«Ja!» dachte ich, «genau», und freute mich, aber dann las ich weiter:*

*«... ob sie antijüdischen Einstellungen Vorschub leisten oder sich gar als Waffe gegen das Judentum missbrauchen lassen.»*

*Vieles ist doch eindeutig antijüdisch und leistet nicht nur antijüdischen Einstellungen Vorschub. Vieles war und ist leider häufig noch eine Waffe – und manchmal eine sehr scharfe Waffe – gegen das Judentum und dient nicht erst als solche, wenn sie missbraucht wird. Wir sind solche Verharmlosungen so gewohnt, dass ich sie vielleicht nicht bemerkt hätte, wenn ich nicht wegen unseres Gesprächs wirklich intensiv in der Denkschrift gelesen hätte.*

*Dazu gehört auch, dass man in unseren Gottesdiensten und anderen Gemeindeveranstaltungen nicht den Schatten eines Zweifels daran spüren kann, dass wir als Christen die rechtmässigen Erben des von uns so genannten ‚Alten Testaments‘ seien, und dass keine Bedenken darüber laut werden, was denn mit dem Erbe der Juden geschieht.*

*Ich danke Ihnen für die Schärfung meines Blicks!*

*Ihre I. B.*

## Keine Rose ohne Dornen

*Liebe Varda,*

*schade, dass Du der Veröffentlichung unseres Textes nun doch nicht zustimmst. Ich hatte es befürchtet! Du sagst: «In dem Text kommt Deine Wut zum Vorschein, aber ich reagiere nur mit Trauer und Schmerz.»*

*Ich habe auf der Heimfahrt Station in Amsterdam gemacht und Deine Ausstellung angeschaut, Deine durchschimmernde Keramik, wie man sie aus dem erdigen Werkstoff Ton eigentlich nicht herstellen kann, die Vasen aus Gitterwerk, so zart wie Morgennebel im kahlen Gerippe herbstlicher Bäume, Deine weit geöffneten Schalen, zerbrechlich wie gefrorene Blütenblätter, Gefäße für Luft und Licht. Sie klingen wie zauberhafte Glocken, wenn man mit dem Fingernagel daran klopft.*

*Als ich diese Arbeiten sah, wusste ich, Du würdest Dich nicht überzeugen lassen, dass die Wut in dem Text auch Deine Wut ist. Mir war klar, Du würdest mir nicht glauben können, dass ich neben viel Trauer und Schmerz in Deinen leisen Tönen auch Wut gehört habe, als Du von Deiner nächtlichen Angst und den Schrecken sprachst, die am Tage aus scheinbar nichtigem Anlass über Dich herfallen – ohne jeden Zweifel Folgen der Leiden Deiner Eltern, die auf Dich gekommen sind. Du hast mir erzählt, wie Deine Mutter und Dein Vater die Verfolgung überstanden, beide seelisch tief verletzt. Ich finde Wut angesichts dessen, was Du zu tragen hast, so natürlich und nützlich wie die Dornen der Rose. Aber wie gesagt, ich weiss, ich werde Dich nicht überzeugen, und unsere Vereinbarung gilt: Nur was die Gesprächspartnerin gutheisst, wird gedruckt.*

*Du hast mir aufgetragen: «Finde heraus, woher deine Wut kommt und welches deine Gründe sind, mit so viel Energie an diesen Fragen zu arbeiten!» Das will ich in diesem Brief versuchen.*

*Vorweg: So wie Du kann ich mein Verhältnis zur Nazi-Zeit nicht sehen, wenn Du zu mir sagst: «Dich trifft keine Schuld. Du hast auch keine Verantwortung zu tragen für das, was die Generation Deiner Eltern getan hat. Du selbst bist es, die sich damit belädt und niemand sonst.» Wäre es tatsächlich so, dann wäre die Wut, die Du bei mir gespürt hast, gegenstandslos. Ich bin Nachkomme dieser Generation, ihr Erbe ist ohne mein Zutun auf mich gekommen. Aber es ist auf mich gekommen. Dagegen kann ich nichts tun, und es lastet schwer auf mir. Eine «Gnade der späten Geburt» habe ich nie empfunden. Es kam mir auch nie in den Sinn, die Zeit und das Vergessen, das eigene und das der anderen, könnten mit den Greueln der Nazizeit aufräumen. Es sieht auch nicht für alle so aus wie für Dich. Zweimal musste ich bei Frauen, die ich um ein Gespräch bat, erleben, dass sie mich in das für sie immer noch bedrohliche Kollektiv «Deutsche» eingeschlossen haben. Eine Frau sagte zu mir: «Ich habe keinen Grund, euch zu trauen.» Was konnte ich dagegen sagen? Nichts. Konnte ich sie überzeugen, dass ich eine eigene Person bin? Nein! Dieses Gespräch verlief dann auch im Sande. Die andere Frau mutmasste, was geschehen könnte, wenn sie mir ihre Geschichte anvertrauen würde: «Da liest jemand meine Geschichte, und dann geht er in die Stadt und schaut tatenlos zu, wie einem Türken das Schaufenster eingeschlagen wird ...» Du siehst, die Frage von Schuld und Verantwortung ist nicht nur mein Problem.*

*Ich wurde, wie Du weißt, zu Beginn von Hitlers Krieg als Kind deutscher Eltern geboren.<sup>17</sup> Dass der Krieg, an dessen Schrecken ich mich noch gut erinnere, nicht von den «Feinden», sondern von Hitler verursacht war, wusste ich nicht. Niemand sagte es mir.*

*Als ich es begriffen und nach und nach von den Greueln erfahren habe, die unter der Naziherrschaft begangen wurden, habe ich mit den unbeugsamen moralischen Begriffen eines jungen Menschen angefangen, mich mit dieser Realität zu beschäftigen. Ich wollte die Wahrheit finden und sie in meine Welt integrieren. Mein Innerstes wehrte sich dagegen, in einer verkehrten Welt zu leben.*

*Von den Erwachsenen meiner Umgebung kam keine Hilfe. Sie*

*schwiegen sich über die finsternen Jahre aus und wollten auch nicht danach gefragt werden. Der Krieg allerdings war ein beliebtes Gesprächsthema. Männer taten sich an ihren Kriegserlebnissen gütlich und stellten den Krieg als Schauplatz von Welterfahrung, Abenteuern und Heldentum dar. Mich packt heute noch die Wut, wenn ich an die Lehrer denke, die das auch im Unterricht taten! Frauen besprachen gerne die Schrecken und die persönlichen Folgen des Krieges. Dabei waren die «Feinde» die Bösen und man selbst war das unschuldige Opfer. Über Faschismus, Rassenwahn, Völkermord, Judenverfolgung, Konzentrationslager und all das Schreckliche sprachen sie kein Wort. Ich weiss nicht einmal, bis zu welchem Masse sie sich der Greuel überhaupt bewusst waren. Persönliche Orientierung bekam ich von ihnen ebensowenig wie das hierfür notwendige Tatsachenwissen. Ganz im Gegenteil: Sie gaben mir deutlich zu verstehen, dass ich danach lieber nicht fragen, mich lieber nicht damit beschäftigen sollte. Das Wissen über die KZs fügten sich – ich weiss nicht wie – zusammen. Aber sonst...*

*Du hast Recht, ich hätte mir aus Büchern, die es ja bald nach dem Ende der Nazizeit gab, das notwendige Wissen aneignen können. Aber ich wusste von diesen Büchern nichts; es gab sie weder zu Hause noch in der Schülerbücherei noch in den örtlichen Buchhandlungen: Niemand wies mich darauf hin; ich konnte gar nicht wissen, dass es sie gab. Mit vierzehn Jahren bekam ich das Tagebuch der Anne Frank in die Hand. Es war eine Offenbarung. Vieles aber erfuhr ich erst später in den entsprechenden Ländern: die Morde von Tulle<sup>18</sup> und Oradour<sup>19</sup> in Frankreich und die von Lidice<sup>20</sup> in der Nähe von Prag, die Bombardierung von London und Coventry.<sup>21</sup> Da hatte ich doppelten Grund, mich als Deutsche zu schämen.*

*Es wäre eine wichtige Aufgabe der Lehrer gewesen, uns zu informieren und uns zu helfen, mit der Tatsache zu leben, dass das Grauenhafte geschehen war, und die notwendigen Schlussfolgerungen daraus zu ziehen. Wir hatten sehr gute Lehrer, die mit Können, Fantasie und Engagement versuchten, Inhalte und Werte der europäischen und der deutschen Kultur in unsere Köpfe und Herzen einzupflanzen, aber sie ver-*

*ten, diese Werte an Auschwitz vorbeizuschmuggeln, und das war unmöglich. Nimm zum Beispiel das Gedicht von Goethe:*

*«Edel sei der Mensch,  
Hilfreich und gut!  
Denn das allein  
Unterscheidet ihn  
Von allen Wesen  
Die wir kennen ...»*

*Dieses Gedicht gefiel mir sehr. Aber wenn ich versuchte, es nachzusprechen, kam ich mir vor wie eine Lügnerin. Du hast in einem unserer Gespräche gesagt: «Nur wenn Menschen vergessen, dass sie genau in derselben Weise Menschen sind wie die anderen, können sie das tun, was während des Krieges geschah.» Darüber hätten unsere Lehrer mit uns sprechen sollen. Danach – aber erst danach, wäre vielleicht ein Text wie der von Goethe möglich gewesen.*

*Wie konnten wir angesichts der jüngsten Vergangenheit, in der Gehorsam noch die grauenhaftesten Taten rechtfertigen sollte, Anteil nehmen an den Konflikten um Gehorsam und Eigeninitiative des jungen Prinzen in Kleists Drama «Prinz Friedrich von Homburg»? Es war unmöglich. Ziviler Ungehorsam wäre das Thema gewesen. Erst dann hätte auch Kleists Auseinandersetzung mit den vorgegebenen Ordnungen wichtig werden können.*

*«Nathan der Weise» konnte gar nichts anderes als ein lebloser Lernstoff sein, wo doch Nathan in Auschwitz millionenfach umgebracht und verbrannt worden war. Aber wir sollten Lessing folgen, als sei nichts geschehen, und den Toleranzgedanken, den Nathan verkörpert, im mittelalterlichen Jerusalem finden! Das war unmöglich.*

*Eine rühmliche Ausnahme war ein Lehrer, dem ich noch heute dankbar bin, ein einziger. Er sprach mit uns über die zerstörerischen Folgen des Antisemitismus und klärte uns darüber auf, dass es schon in Germanien Juden gab, die mit den Römern ins Land gekommen waren, dass*

*sie die Geschichte der europäischen Kultur mitgeprägt haben und von der Gesinnung her oft deutscher waren als viele Deutsche. Er beleuchtete die Gefahr des Nationalismus und zeigte uns zum Beispiel mit Hilfe einiger klarer Linien durch die Geschichte, wie wenig stichhaltige Gründe die letzten tausend Jahre für Ansprüche auf die «deutschen Ostgebiete» abgeben.*

*Mein Vater engagierte sich nach dem Krieg in einer demokratischen Partei. Er wollte und konnte auf diese Weise etwas von dem, was er unter der Naziherrschaft falschgemacht oder versäumt hatte, gutmachen. Das hätte für mich befreiend und stärkend sein können, aber es war nicht so. Warum? Weil da ein unklarer, beunruhigender Rest war. Mein Vater hat zu wenig über die Nazizeit und seinen persönlichen Beitrag dazu gesagt, über seine genaue Pflichterfüllung als Hitlers Soldat, über die Gründe für seine Mitgliedschaft in der SA und über seine Erlebnisse dort, zu wenig über seine Motive, aus dieser Nazi-Organisation nach kurzer Zeit auszutreten und auch zu wenig darüber, warum er im bürgerlichen Leben im Grossen und Ganzen – wenn auch oft auf eine skeptische, unzufriedene, ja unwillige Art – das tat, was eine nazibeherrschte Umwelt von ihm erwartete. Das Wenige, das er über sein Gewissen und über verpasste Chancen sagte, irgendwo, in wie kleinem Massstab auch immer, das Richtige zu tun, hat mir geholfen, ihn ein Stück weit zu verstehen, aber es war zu wenig. Was ich von ihm und anderen erfuhr, reichte auch nicht aus, zu verstehen, was ich bis heute nicht verstanden habe: Wie es dazu kommen kann, dass ein Volk mit einer hohen Kultur, das doch in seiner Mehrzahl nicht aus Gewalttätern und Verbrechern besteht, sondern aus Menschen wie denen, die ich liebte, dieses Schreckliche tun oder doch geschehen lassen kann. Kannst Du Dir vorstellen, dass das Deutsche für mich etwas Beängstigendes an sich hatte?*

*Ja, hätte ich als Kind das Glück gehabt, mit Menschen zusammenzutreffen, die gegen die Nazis waren! Von unserem Gemeindepfarrer damals und seiner Frau vermute ich, dass sie zu der Bekennenden Kirche gehörten, zu eben der kirchlichen Gruppe, die sich gegen Hitler wehrte*

*und Juden und andere Verfolgte rettete. Aber sie haben – warum nur? – nie ein Wort zur Nazizeit gesagt.*

*Ich kannte in meinem persönlichen Umfeld niemanden, von dem ich hätte lernen können, wie Menschlichkeit angesichts des Grauens der Nazi-herrschaft aussah, welche Kraft und welche Hilfen ein Mensch hatte, um auch in solchen Situationen dem eigenen Gewissen zu folgen und die Verantwortung wahrzunehmen, die man für sich und andere hat.*

*Bei den «alten Nazis» in meiner Umgebung, einem Onkel, der bei der SS gewesen war, einem zur Entnazifizierung strafversetzten Lehrer, der – ungestraft – brutal zuschlug, und einer oder zwei weiteren Personen, auf die niemand mit Fingern zeigte, bemerkte ich leider nichts, was auf irgendein Bedauern über das Geschehene oder gar auf eine persönliche Umkehr hingewiesen hätte. Ich war aber froh, dass sie mich und meine Gleichaltrigen mit Nazigeschwätz weitgehend verschonten und am liebsten und oft sehr nett über Gänseblümchen und Dampfmaschinen mit uns sprachen.*

*Als ich längst erwachsen war, lernte ich eine Frau kennen, die offen und ehrlich darüber sprach, was sie als Nazi-Aktivistin in jener Zeit empfunden, gesagt und getan hatte, und die sich privat und öffentlich in einer überzeugenden Weise für Menschlichkeit und Toleranz in unserer Gesellschaft einsetzt.<sup>22</sup> Wäre ich jemandem wie ihr schon als Kind begegnet, dann hätte ich mich an ihrem Beispiel orientieren können, und es wäre mir leichter gefallen, meine Identität als Deutsche nach Auschwitz zu akzeptieren und sie zu gestalten.*

*Mein Vater war politisch noch eine der positivsten Erscheinungen für mich. Die Mehrzahl der Erwachsenen um mich herum wollte sich weder im Rückblick noch durch ein neues politisches Verhalten mit den Nazitaten auseinandersetzen. Die meisten Leute waren weder überzeugte aktive Nazis noch Gegner der Nazis gewesen – aus mangelnder politischer Anteilnahme und mangels einer bewussten Entscheidung. Gerade in dem, was diese «unpolitischen» Leute im Namen des gesunden Menschenverstands oder der persönlichen Erfahrung sagten, tönte*

dann oft Nazi-Propaganda durch, und zwar bis heute: in unvermittelt auftauchenden antisemitischen Ideen, in der gar nicht so unterschwelligem Überzeugung von der Überlegenheit der eigenen «Rasse», in herabsetzenden Äusserungen gegen andere Völker, in Ideen vom allzu beschränkten «Lebensraum» der Deutschen. Vielleicht hat sich mancher junge Neo-Nazi von heute am immer noch virulenten Nazi-Gedankengut seiner Grosseltern angesteckt. Diese Leute blieben (und bleiben) bei ihren jämmerlichen Ausreden: «Wir haben nichts gewusst», «Man konnte nichts wissen», «Ich persönlich habe mir nichts zuschulden kommen lassen».

Ein liebes Kind versteht das und rührt nicht daran. Ich war wohl kein liebes Kind und liess, wenn es mir unmöglich war, sowohl mit der Wahrheit als auch mit den Erwachsenen zurechtzukommen, nicht locker, sondern fragte beharrlich, wie das damals gewesen sei. Das bekam mir schlecht. Die Erwachsenen nannten mich stur und sprachen mir das Recht auf eine eigene Meinung ab: «Du weisst gar nichts! – Du warst ja noch ein Kind! – Du kannst dir kein eigenes Urteil erlauben! – Du bist einseitig informiert und steckst voller Illusionen.» Mich hat das als Kind verwirrt, und als Heranwachsende rannte ich – heute muss ich sagen: vollkommen sinnlos – gegen die Mauern aus geistigem Beton an. Ich hatte keinen anderen Erfolg, als dass mir der Schädel davon dröhnte.

Bei mir und vielen Gleichaltrigen wuchs Misstrauen gegen die Erwachseneneneration, das sich bis heute nicht verloren hat. Mir kann es passieren, dass ich – wie damals den Erwachsenen überhaupt – jetzt den alten Menschen ins Gesicht schaue und mich frage: «Was hat dieser Mann, was hat diese Frau wohl getan?» Man sieht es ihnen ja nicht an.

Wenn ich von den Erwachsenen, mit denen ich zu tun hatte, forderte, dass sie wenigstens nun, nach dem Ende der Nazizeit, die Wahrheit sehen und anerkennen sollten, die ja im hellen Tageslicht lag, schreckten sie auch nicht vor persönlichen Angriffen gegen die lästige Mahnerin zurück: «Du warst schon immer verständnislos und radikal!», oder: «Sei doch nicht so unduldsam, ungerecht und parteiisch!» Das konnten sie, je nach der Beharrlichkeit der Jugendlichen noch steigern und sagen:

*«Ach, sei du stille! Du hättest es auch nicht besser machen können.» Als letztes Mittel blieb ihnen allemal die Drohung: «Nimm dich in Acht! So jemand Fanatisches wie du hätte mit Freuden bei den Nazis mitgemacht!» Das sagten die Menschen, denen ich vertrauen wollte, die einzigen, die ich hatte. Es hat mir den Mut abgeschnitten und mein Selbstvertrauen nachhaltig beschädigt. Sie konnten wohl nicht anders reagieren; das sehe ich heute.*

*So war es, und das ist der Grund meiner Wut, Varda. Es ist nicht nur meine Wut. In der 68er Bewegung mit ihrem Slogan «trau keinem über dreissig» kam genau diese Wut zur Wirkung.*

*Aber ich muss heute erkennen, dass ich mich in diesen Auseinandersetzungen nicht immer angemessen verhalten habe. Kam es daher, dass die Erwachsenen mich nicht ernst nahmen, war es das überwältigende Entsetzen angesichts der Greuel, oder lag es an einer anderen Ursache? – Ich bin, auch noch als ich selbst längst erwachsen war, in den Auseinandersetzungen über die Nazizeit häufig zurückgefallen in die seelische Verfassung eines Kleinkindes, dem die Eltern als nahezu allwissend und allmächtig erscheinen und das sie in ihrer Verantwortlichkeit himmelhoch überschätzt.*

*Wie hätte ich sonst von meiner Mutter und meiner Grossmutter den Durchblick verlangen können auf das, was schwarz auf weiss in Hitlers «Mein Kampf» zu lesen war? Ich wusste doch von meiner Mutter, dass sie dieses offizielle Hochzeitsgeschenk als elendes Machwerk zur Seite gelegt hatte, und von meiner Grossmutter wusste ich, dass sie nie andere Bücher las als die Bibel, das Gesangbuch und Grimms Märchen.*

*Wie hätte ich sonst von meinem Vater und meinem in seine Formeln und Gleichungen versponnenen Mathematiklehrer die Einsicht fordern können in das, was hinter der «Umsiedelung» der Nachbarn «zum Arbeitseinsatz im Osten» stand, die Erkenntnis, dass die entwürdigende Form, in der es geschah, kein missliches Zufallsprodukt war? Ich wusste doch, dass Menschen wie sie nicht das Selbstvertrauen hatten, auf ihr eigenes Urteil zu bauen und ihre eigene Überzeugung gegen Autoritäten durchzuhalten!*

*Wie hätte ich sonst von meinem Vater den Mut verlangen können, sich – womöglich unter Einsatz des eigenen Lebens – gegen Massnahmen der Nazis zur Wehr zu setzen, als diese einmal an der Macht waren? Ich wusste doch, dass er als Person dafür einfach nicht stark genug war. So etwas von ihm zu verlangen, ging an der Wirklichkeit, die ich ja kannte, vorbei.*

*Selbst die Kumpanei mit den Tätern, in der sie hinterher das Geschehene, an dem sie gar nicht aktiv beteiligt waren, zu verschleiern suchten, war ihrer beklagenswerten Schwäche anzurechnen. Der Versuch, bei ihnen dagegen anzugehen, war von Vorneherein zum Scheitern verurteilt, weil nicht zu erwarten war, dass sie anders als mit panischer Abwehr reagieren würden. Aber das konnte ich damals nicht sehen.*

*Verstehe mich bitte nicht so, Varda, als wolle ich diese Menschen entschuldigen: Wie sehr wünschte ich mir, sie wären weitsichtig und kritisch genug gewesen, zu sehen, was heraufkommt, sie wären klug und beherzt genug gewesen, sich mit anderen zusammenzutun und die Nazis von der Macht fernzuhalten, und sie hätten sich, falls es dennoch so weit gekommen wäre, mit ihrem eigenen Leben vor die Opfer gestellt.*

*Aber darf ich von anderen fordern, wozu ich selbst vielleicht nicht in der Lage wäre? Würde ich auch noch in einer Diktatur, deren Spitzel überall sind, mich stark machen für Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, wenn ein kritisches Wort mit Gefängnis und Folter bedroht wäre, und eine Handlung, die einen Menschen rettet, mit dem Tode bestraft würde? Kann ich es mit Sicherheit wissen? Ich kann es nur hoffen und kann deshalb nicht innerlich über diejenigen aus der Generation meiner Eltern zu Gericht sitzen, die zu einem menschlichen Handeln nicht in der Lage waren.*

*Mit dem Rückfall in die Kleinkinderrolle habe ich es – wie viele aus meiner Generation – den Erwachsenen allzu leicht gemacht, mich nicht ernst zu nehmen und mir nun erst recht nichts von ihrer Schwäche, ihrer*

*Angst, ihren Gedanken und Gefühlen zu offenbaren. Viel Energie wurde in fruchtlosen, verletzenden Auseinandersetzungen aufgezehrt.*

*Kannst Du nun verstehen, Varda, dass ich Wut kriege, wenn ich höre, wie Du noch heute leidest an dem, was Deine Eltern erlitten haben?*

*Ich hoffe, unsere Gespräche, die mit Dir und die mit anderen jüdischen Frauen, tragen dazu bei, das, was ich angesichts des Nazi-Erbes empfinde, vollends umzuwandeln in wache, unerbittliche Aufmerksamkeit gegenüber dem, was hier und heute geschieht, in eine Kraft und einen Mut, zusammen mit anderen alles zu tun, was in unserer Macht steht, dass nie wieder Verhältnisse aufkommen, in denen Menschen die Macht haben, anderen ihre Menschlichkeit zu rauben und sie zu Opfern – und zu Mittätern! – zu machen.*

*Dir, Varda, wünsche ich, dass Du noch viele zart duftende Blütenblätter zum Blühen bringst, aber weil sie so verletzlich sind, wünsche ich Dir auch die deftigen, stechenden Dornen, ohne die eine Rose keine Rose ist!*

*Herzlich, Deine I.*

## Die Stütze meiner Eltern

*Liebe Anne,*

*so viele Jahre kannte ich Dich schon als die nette Nachbarin meiner Kusine, in deren Haus ich gerne ruhige Arbeitstage verbringe, wenn sie mit ihrer Familie in Urlaub ist. Ich wusste von ihr, dass Dein Vater als Jude sechs Jahre lang im KZ gewesen war und dass Du als junges Mädchen zum Judentum übergetreten bist. Das hat mich sehr interessiert.*

*Wir haben uns über den Gartenzaun ein bisschen unterhalten, über Deinen freundlichen Pinscher gesprochen, über die wunderbaren Sonnenblumen am Zaun, über unsere Arbeit. Ich wusste, dass Du Schriftstellerin bist, und als Du mir erzähltest, dass Du Deinen Lebensunterhalt ausschliesslich mit Schreiben verdienst, und zwar nicht schlecht, staunte ich, war dann allerdings ziemlich enttäuscht, als Du mir lachend sagtest, dass es Frauenromane sind, drei bis vier Stück pro Monat, mit denen Du Dich finanziell so gut stellst. Trivilliteratur! dachte ich, Groschenheftchen! Wo bleibt ihre Auseinandersetzung mit sich selbst und der Welt?! Ich habe Dich nach Deinen «seriösen» Arbeiten gefragt, und Du sprachst von Deinen Reportagen über Israel und von einem Romanprojekt, das die andere furchtbare Katastrophe für die Juden, ihre Austreibung aus Spanien im Jahr 1492 mit der Suche nach dem Heiligen Gral verbindet. Das finde ich faszinierend.*

*Deine Frauenromane lese ich zu meiner eigenen Überraschung ausgesprochen gern! Mir gefällt das Doppelbödige, wenn die junge Frau hinter dem Mann, an den sie gleich ihr Herz verlieren wird, einen geheimnisvollen Schatten wahrnimmt, wenn aus dem nächtlichen Sturm vom Meere her eine Stimme «Edmund, Edmund» ächzt oder wenn sich in der Wand des grünen Salons eine rätselhafte Tür auftut; ich mag Deine Plätze und Landschaften, die alten Kellerverliese, den Sturm um*

*die Kliffs mit den schreienden Möwen und die heisse israelische Wüste; mir tut der liebevolle Umgang Deiner Heldinnen und Deiner meist etwas schwächeren Helden mit sich selbst und mit den anderen wohl. An dem manchmal abrupten Ende der Geschichten merke ich, dass Dir zum Schluss ab und zu die Zeit und der Raum fehlen.*

*Einmal fasste ich Mut und sprach Dich auf das Schicksal Deines Vaters an. Du sagtest: «Ja, es gibt viele Schwierigkeiten. Jetzt wo er älter und krank ist, hat er Angst zu verhungern», aber Du schienst mir nicht sehr mitteilsam. Ich wusste nicht recht, wie ich mit Dir über dieses Thema ins Gespräch kommen könnte. Ich hätte auch gerne etwas über Deine jüdische Existenz gewusst, aber ich traute mich nicht, fürchtete, allzu neugierig zu wirken oder Dich durch unangemessene Fragen zu verletzen, – und ich schämte mich, dass der Mut, Dich zu fragen, so klein, ganz hinten in einer Ecke meines Herzens sass.*

*Nun, mit dem Buchprojekt, kam ich auf Dich zu, und Du warst zu meiner Freude gleich bereit, mitzumachen. In unseren Gesprächen habe ich in Dir eine durchhaltefähige, fast möchte ich sagen, unverwüstliche Frau und eine liebevolle, ja geradezu hingebungsvolle Tochter kennengelernt, die nicht anders konnte, als die Hälfte ihres Lebens, ihrer Kraft und ihrer Entfaltungsmöglichkeiten den Eltern zu geben. Manchmal war das beklemmend für mich. Ich glaube, Du erinnerst die Momente.*

*Herzlich, Deine I.*

Der hebräische Text an meinem Schreibtisch? Der Text ist mir wichtig; er hängt schon seit Jahren da:

«Wenn ich mir nicht helfe, wer hilft mir dann? –  
Und wenn nicht jetzt, wann?»

Meine Kindheit? Ich war anders. Ich war anders als die Kinder in meiner Klasse: Ich war ein Flüchtlingskind. Wir verliessen die DDR 1954, als ich

sieben Jahre alt war und mein Bruder sechs. Wir lebten zuerst in einer ehemaligen Kaserne in Bad Reichenhall, zwei Familien in einem Zimmer mit Stockbetten, später in der Wilhelmsburg bei Ulm, einer richtigen Burg, für Kinder herrlich, ein fantastischer Spielplatz mit Wald und wunderbaren Verstecken, für Erwachsene die Hölle, riesige Säle, durch Wolldecken in bis zu zwölf Abteilungen mit Stockbetten, Schrank und Tisch abgetrennt. Als wir dort ankamen, hiess es: «Was, Kinder? In diesem Raum waren noch nie Kinder!» Man hörte alles von den anderen, und einmal flog meinem Bruder fast der Wecker einer aufgebracht Frau an den Kopf. Mein Vater fand nach einigen Monaten in Frankfurt Arbeit. Er wohnte die Woche über in einem Flüchtlingslager etwas südlich der Stadt, und wir folgten ihm nach kurzer Zeit.

Bis dahin war unsere Armut, die ärmliche Kleidung, die Tatsache, dass wir im Lager lebten und dass wir den Dialekt der Umgebung nicht sprachen, für uns Kinder kein grosses Problem, denn wir hatten eine eigene Lagerschule und waren dadurch mit unseresgleichen zusammen. Sobald wir aber in Frankfurt die allgemeine Schule besuchten, wurden wir von den Mitschülern verlacht. Leider schwiegen die Lehrer dazu oder machten auch noch hämische Bemerkungen über die «Reingeschmeckten». Einmal hörte ich auf der Strasse Erwachsene sagen: «Haltet eure Portemonnaies fest, die Flüchtlinge kommen». Unseren Mitschülern konnten wir schon das beginnende Wirtschaftswunder ansehen, während unser Vater ein Einkommen von gerade 50 Mark in der Woche hatte. Wir mussten Sachen aus der Kleiderkammer des Roten Kreuzes anziehen. Ich hätte viel lieber wie andere Flüchtlingskinder die blauen Trainingshosen gehabt. Aber meine Eltern sagten: «Mädchen tragen keine Hosen!» Einmal erkannte eine Mitschülerin meinen neuen Rock als ihren alten, abgelegten.

In einem aber unterschied ich mich nach der Flucht nicht mehr von meinen Mitschülern, und darüber war ich ganz glücklich: Ich ging jetzt mit allen zusammen zum Religionsunterricht. In der DDR war ich eine der ganz wenigen gewesen, die das taten, es von den Eltern aus tun

mussten, und wurde dafür von Lehrern und Mitschülern verspottet. Nun fand ich es wunderschön, mit den anderen zusammen zu hören, wie der liebe Gott als alter Mann mit weissem Bart im Himmel thronte mit Abraham als Torwächter. Der liess nur die Lieben, Braven hinein. Zu denen gehörte ich natürlich. Auch die Geschichten von Jesus, dem Gottessohn, und der Gottesmutter Maria haben mir sehr gefallen. Dass Maria und Jesus Juden waren, erzählte uns niemand; dafür erklärte uns unsere Lehrerin, dass die Juden den Heiland ans Kreuz geschlagen hätten, und ich bekam einen heiligen Zorn auf die Juden.

Dass ich selbst jüdischer Abstammung bin, wusste ich noch nicht. Ich erfuhr es eines Nachmittags im Alter von acht Jahren, als ich stolzgeschwellt und so frankfurterisch, wie ich nur konnte, meiner Mutter meine neueste Errungenschaft aus dem Pausenhof vortrug, den Auszählvers «Hinter einer Bude / steht ein Jude / hat den Kopf voll Läuse / Pipa-Mäuse ...» Der gefiel mir. Wohl deshalb, weil da jemand anderes verspottet wurde und nicht ich. Ich weiss nur noch den Anfang, es war ein boshafter Endlostext. Ich hatte ihn ganz und gar vergessen, bis er vor ein paar Jahren in einer Sendung über Auszählverse im Radio kam. Kaum war das Wort «Jude» ausgesprochen, als die Sendung unterbrochen wurde. Vielleicht hatte der Programmdirektor zufällig mitgehört, oder dem Redakteur fiel erst jetzt auf, was er da rezitieren liess, oder vielleicht war der Toningenieur ganz entsetzt? Ich schrieb einen zornigen Hörerbrief. Aber als Kind spürte ich nicht, dass etwas Unrechtes an dem Spruch war, und tat mich vor meiner Mutter wichtig damit. Sie wurde zu meinem Schrecken sehr zornig. «Dieser Spruch ist eine ganz grosse Gemeinheit!» wettete sie, «ich will so etwas nie wieder von dir hören!» Sie verschwand in der Toilette. Das war der Platz, an dem man allein sein konnte. Etwas später setzte sie sich mit mir auf mein Bett, dem einzigen einigermaßen bequemen Sitzplatz in unserer Flüchtlingsunterkunft, und sprach mit mir über die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch die Nazis. Es war das erste von vielen wichtigen Gesprächen mit meiner Mutter zu diesem Thema. «Du hast dich mit diesem

Spruch selbst beschimpft», sagte sie, «du stammst nämlich von Juden ab.» Ich hatte davon nichts gehant; nun erfuhr ich alles in einem Aufwasch. Was ein KZ ist. Dass mein Vater sechs Jahre lang, von 1939 bis 1945 als jüdischer Mischling ersten Grades<sup>23</sup> im KZ war. Dass seine Verwandten umgebracht wurden, und dass ich deshalb keine Onkels und Tanten väterlicherseits habe. Sie sagte mir auch gleich, welche Mordmethoden die Nazis hatten. Und wie unsinnig es ist, «die Juden» – und gar die jetzt lebenden! – für den Mord an Jesus verantwortlich machen zu wollen. Da beschloss ich, Jüdin zu werden, genauer gesagt, da wusste ich, dass ich Jüdin bin. Ich wusste, dass ich es war, oder ich wollte es sein, oder ich beschloss, es zu werden; das kann ich nicht mehr so eindeutig sagen. Ich musste nie dahinter zurück. Ich weiss den Tag noch gut; es war der Tag vor meinem achten Geburtstag.

Von diesem Augenblick an setzte ich mich willentlich von den anderen ab. Ich war schon ein eingeschüchtertes Kind und gehörte zu den Aussenseitern in der Klasse; aber nun verschloss ich mich absichtlich. Ich wollte von mir aus nichts mehr mit den anderen zu tun haben. Ich bemühte mich überhaupt nicht mehr, Freundinnen zu finden, sondern suchte das Alleinsein, verlor mich in Tagträume und las alles, was mir unter die Augen kam. Meine Leidenschaft war die Archäologie. Mit elf Jahren führte ich in Runenschrift Tagebuch. Die hatte ich in einem der Bücher meiner Mutter gefunden. Eine Zeitlang bauten sich die Lagerkinder aus allerlei Kram Zelte. Da tat ich mit. Aber während sonst zwei oder drei Kinder zusammen ein Zelt bauten, baute ich eins für mich allein. Da hatte ich endlich einen Platz für meine Tagträume und meine Bücherwelten. Und für mein Gefühl, anders zu sein als die anderen, jüdisch zu sein. Das Jüdischsein gab mir eine Identität, mit der ich leben konnte.

Gemeinsam mit meiner Mutter las ich alles über den Holocaust, was wir finden konnten. Es gab schon bald nach dem Krieg Veröffentlichungen darüber, zum Beispiel die beiden Bücher: «Konzentrationslager. Tatsachenbericht über die an der Menschheit begangenen Verbrechen»<sup>24</sup> und: «Wir haben es gesehen»,<sup>25</sup> die Mutter bei einem Bücherring bestell-

te. Gerade als wir das Buch «Wir haben es gesehen» auspackten, kam eine Nachbarin dazu, blätterte ein wenig darin herum und sagte: «Das stimmt doch alles nicht!», um sich anschliessend abfällig über die Juden zu äussern. Da entgegnete meine Mutter ihr so schroff, dass die Frau nie mehr ein Wort mit uns sprach.

Ich begann damals, alles Deutsche zu hassen. Ich sagte mir: «Mit diesem Land habe ich nichts zu schaffen. Ich werde nie etwas anderes sein als Jüdin.» Ich kann mich an einen Schulausflug erinnern, wir schauten ein Städtchen an, wunderschön um das alte Schloss herum auf einem Berg gelegen, mit einem Blick ringsum in weites fruchtbares Land. Es war ein warmer, heller Sommertag, und ich dachte die ganze Zeit: «Das ist für euch, für mich nicht. Mein Vater war sechs Jahre lang im KZ. Deutschland geht mich nichts an!» Diesen Hass pflegte ich viele Jahre lang.

Mein Vater wollte nicht, dass jemand irgend etwas von seiner jüdischen Herkunft erfuhr; er war in dieser Hinsicht ein Bündel Angst. Er wurde 1910 in Leipzig geboren. Sein Vater war Jude. Er stammte aus einer der alteingesessenen Leipziger Kaufmannsfamilien. Sie waren wohlhabende Leute. Manche waren sehr fromm und versuchten, sich in einer uns eng anmutenden Weise an die jüdischen Gesetze zu halten, zum Beispiel, indem sie am Shabbat nicht selbst die Lichter an- und ausknipsten, was als Arbeit galt, sondern Leute von der Strasse riefen, damit sie es taten. Die Mutter meines Vaters war die Tochter eines weltweit begehrten Brückenbauers. Sie hatte – das muss ich dir erzählen! – nur eine einzige Erinnerung an ihren Vater, und diese Erinnerung ist schlimm: Er steckte ihr jedesmal ein rot kariertes Taschentuch in den Mund, wenn er daranging, sie zu verprügeln. Diese Familie war nicht jüdisch. Mein Grossvater starb, als sein Sohn neun Jahre alt war, und meine Grossmutter heiratete bald zum zweitenmal. Ihr zweiter Ehemann, der kein Jude war, adoptierte den Jungen. Dieser verlor dadurch seinen jüdischen Namen (den ich mir wieder zugelegt habe – als Autoren-Pseudonym für die Frauenromane). Der Adoptivvater starb nach wenigen Jahren auch, und

meine Grossmutter heiratete zum drittenmal. Woher die Nazis von der jüdischen Abstammung meines Vaters wussten, ist uns ein Rätsel. Meine Mutter nimmt an, dass jemand aus seiner nächsten Umgebung, vielleicht sogar aus der arischen Verwandtschaft, ihn denunziert haben könnte. Die Gestapo erschien eines Morgens an seiner Arbeitsstelle und nahm ihn fest. Seine zur Hälfte jüdische Abstammung war der alleinige Grund dafür, dass er ins KZ kam. Das ist merkwürdig, denn normalerweise blieben Halbjuden, jüdische Mischlinge ersten Grades, lange unbehelligt. (Dich stört, dass ich die Nazibegriffe verwende? Wir haben in der Familie immer so gesprochen, ob aus Unachtsamkeit oder aus Trotz kann ich nicht sagen. Du willst diese Begriffe in Anführungszeichen setzen? Warum? Sie haben das Leben meines Vaters bestimmt, und als seine Verwandten umgebracht wurden, waren da keine Anführungszeichen. Streiche auch die Anführungszeichen bei der arischen Verwandtschaft.)

Mein Vater war in den KZs Sachsenhausen und Buchenwald. Er konnte sich nicht erklären, wodurch er überlebt hat. Er ist mehrmals nur knapp dem Tod entkommen. Einmal war einer der Aufseher, die die Selektion für den Transport nach Auschwitz durchführten, ein ehemaliger Freund der Familie meines Vaters. Der sorgte dafür, dass mein Vater nicht in den Transport kam. Einmal entging er dem Transport dadurch, dass es ihm gelang, in eine andere Baracke zu schlüpfen, oder er wurde zufällig an dem Tag verlegt, das weiss ich nicht genau. Jedenfalls wurde er durch einen Zufall verschont. Und er wurde, wieder durch einen Zufall, als er im KZ Sachsenhausen kurz vor dem Verhungern war, in die Küche versetzt, die SS-Küche, nehme ich an, denn in jener Küche gab es Fleisch. Dort hat er sich sein Magenleiden zugezogen. Ich weiss das von meiner Mutter. Auch über die Misshandlungen weiss ich nur durch meine Mutter. Mit meinem Vater konnte ich mich nicht darüber unterhalten. Er erzählte mir nichts. Das kann ich gut verstehen. Möchte denn ein erwachsener Mensch, dass sein Kind sich vorstellt, wie er ein halbgares Stück Fleisch aus einem Topf grapscht und es in höchster Eile – wie ein bedrohtes Tier! – verschlingt? Oder kann er wollen, dass sein Kind

weiss, wie sie ihn gedemütigt und geprügelt haben? Als ich meinen Vater in seinem letzten Lebensjahr pflegte, sah ich die Narben von den Stockschlägen. Nach so vielen Jahren so viele furchtbare Narben! Meine Gefühle? Die halte ich von diesen Sachen weg! In meiner Kindheit habe ich gelernt, keine Gefühle zu haben. Ich dachte: «Gefühle? Ach was!» Kannst du dir vorstellen, wieviel Überwindung es mich in meinen ersten Frauenromanen, die ich schrieb, gekostet hat, Gefühle ‚reinzubringen‘?

Zwischen meinen Eltern spielten Gefühle eine grosse Rolle. Sie liebten sich und hingen sehr aneinander. Meine Mutter lernte meinen Vater in einem Eisenbahnwagen kennen. Sie wohnte nach dem Krieg im sowjetischen Sektor von Berlin, und in den ersten Wochen pendelte sie zwischen dem Westen und dem Osten hin und her, um Dinge für Verwandte zu transportieren. Sie war mit ihren fünfunddreissig Jahren immer noch sehr abenteuerlustig. Sie machte viele leichtsinnige Sachen, und mein Vater machte dann später auch mit. Sie haben beide mit grossem Spass davon erzählt. Zum Beispiel schlichen sie einmal durch den Wald, um irgendetwas von Ost- oder Westberlin nach West- oder Ostberlin zu schmuggeln. Meine Mutter, eine begeisterte Pilzsammlerin, sieht eine Kolonie Speisepilze und ruft voll Begeisterung aus: «Hans, Hallimasch!» Zum Glück war die russische Streife gerade anderweitig beschäftigt. Doch ich habe vorgegriffen. In dem betreffenden Eisenbahnwagen sagte jemand: «Dort vorne erzählt ein Mann so interessant vom KZ.» Da ging meine Mutter hin und hörte zu, und die beiden verliebten sich. Es muss Liebe auf den ersten Blick gewesen sein. Mein Vater fragte sie schon nach drei Tagen, ob sie ihn heiraten will, und sie sagte ja. Sie hatte sich im Krieg oft allein gefühlt und ihre verheirateten Kolleginnen beneidet. Erst nach der Hochzeit begriff sie, dass ihr Mann jüdischer Abstammung war. Das war ihr wohl sehr recht. Ich kann mir vorstellen, dass meine Mutter sich gerne mit einem Opfer identifiziert hat, um das schlechte Gewissen abzuwehren.

Meine Mutter war nämlich Mitglied der NSDAP gewesen und hatte als Sekretärin in der Kriegsmarine in Berlin gearbeitet. Aber ich verurtei-

le sie deshalb nicht. Ihr Vater war Berufssoldat und danach Polizist. Er erzog seine Kinder deutschnational. Unter den Kinderbüchern war zum Beispiel ein Kriegs-Kinderbuch, in dem die Franzosen verunglimpft und lächerlich gemacht werden. Männer galten in dieser Familie, wie du dir denken kannst, wesentlich mehr als Frauen. «Schade, dass es nur ein Mädchen ist», stand auf einer Glückwunschkarte zur Geburt meiner Mutter. Sie fühlte sich ihrem Bruder, dem «Prinzen» der Familie gegenüber benachteiligt und entwickelte, längst bevor andere daran dachten, heftige feministische Ideen. Der Bruder wurde ein aktiver Kommunist, und ich denke, dass meine Mutter im Alter von 25 Jahren aus Opposition gegen ihren Bruder in die NSDAP eingetreten ist und auch, weil sie durch das Mittun bei den Nazis die Selbstbestätigung bekam, die ihr als Frau gefehlt hatte. Plötzlich konnte sie als starker, furchtloser Mensch dastehen und etwas tun. Das hätte sie auch bei den Kommunisten haben können, aber da war ihr Bruder. Sie war kein passives Mitglied und verteilte nicht nur Flugblätter, sondern machte bei Strassenkämpfen und Saalschlachten aktiv mit. Sie scheute keine Gefahr und wäre lieber als Mann in den Krieg gezogen, statt als Frau an der Schreibmaschine zu sitzen. Sie wollte zu einem Einsatz in die Ukraine, wurde aber von ihrer Berliner Stelle nicht freigegeben. Sie wurde offensichtlich sehr geschätzt, denn die Offiziere dort liessen auch ihr gegenüber, obwohl sie doch Parteimitglied war, durchblicken, dass sie in vielem gegen Hitler waren. Meine Mutter hätte nie jemanden denunziert.

Aber sie glaubte wohl doch viel von der Nazipropaganda. Genaues weiss ich nicht darüber, denn sie sprach mit mir nie über ihre persönlichen Gefühle und Hoffnungen damals. Ich nehme an, dass ihr während der Nazizeit nicht voll zu Bewusstsein kam, was ihre Parteigenossen taten. Ob ihr überhaupt etwas zu Bewusstsein kam? Ja, schon: Sie erzählt, dass sie zufällig dazukam, als die beiden Inhaberinnen des Kurzwarenladens abgeholt wurden, wo sie schon als kleines Mädchen Nadeln, Knöpfe und Strickgarn eingekauft hatte. Sie war entsetzt! Ob sie etwas gesagt oder etwas unternommen hat?

Nein. Ob ich das in Ordnung finde? Ich finde das natürlich nicht in Ordnung. Aber es hat niemand etwas gesagt, und niemand hat etwas unternommen. Die meisten Menschen haben Angst, sich durch ihr Verhalten zu Aussenseitern zu machen. Meine Mutter hat aber nicht immer geschwiegen, nicht bei jedem Anlass. Sie war nämlich wie ich und konnte den Mund nur sehr schwerhalten. Auf ihrer Arbeitsstätte hat sie manchmal etwas gesagt und sich dann gewundert, dass ihr nichts passierte. Wann sie etwas sagte? Zum Beispiel als Hitler den Russlandfeldzug begann. Polen, das hatte sie allerdings noch ganz in Ordnung gefunden. (Ich mache vielleicht meinen Mund deshalb jederzeit auf, weil die Nazizeit zeigte, wohin es führt, wenn alle schweigen. Aber ich bin sowieso schon ein Aussenseiter.)

Vielleicht machten sich die Leute auch vor, es sei «alles nicht so schlimm». Die Nazis taten ja, was sie konnten, um diese Verbrechen geheim zu halten, und die Vernichtungslager wurden aus diesem Grund weit weg im Osten betrieben. Wenn meine Mutter sagt, dass sie keine Ahnung davon hatte, was den Juden geschah, so glaube ich ihr. Als sie nach dem Krieg an den Litfasssäulen die Bilder aus den KZs sah, konnte sie es zuerst nicht glauben und sagte zu ihrer Freundin: «Da, schau, die Amis wollen uns anlasten, was sie selbst tun». Das war natürlich eine Fehlwahrnehmung, – obwohl ja bekannt ist, dass die Amerikaner mit den deutschen Kriegsgefangenen teilweise sehr schlecht umgingen – aber man wird nicht innerhalb von wenigen Tagen oder Wochen zu einem KZ-Gespenst. Meine Mutter war auf Greuelthaten der Sieger eher vorbereitet als auf die Greuelthaten der eigenen Leute, auch deshalb, weil sie als Kind nach dem Ersten Weltkrieg schaurige Dinge über die Sieger gehört hatte. Man sieht eben das, was man sehen will, und das, worauf man seelisch vorbereitet ist.

Später dann war meine Mutter erbost, dass sie wegen ihrer Entnazifizierung Ziegelsteine putzen und Büroschreibmaschinen schleppen musste, die zu gross und zu schwer für eine Frau waren. Sie tut mir nicht leid, wenn ich mir vorstelle, wie sie sich abplagen und abschleppen musste. Ihr taten die Nachbarn leid, die von den Russen abgeholt wur-

den, weil sie Nazis waren. Ich sagte zu ihr: «Den Leuten ist recht geschehen.» Ich sagte aber nicht: «Dir ist recht geschehen.» Trotzdem weiss sie, dass ich an diesem Punkt anders denke als sie.

Sie begriff nach dem Krieg schnell, was tatsächlich gewesen war, und war dann froh und dankbar, dass die Nazis den Krieg verloren hatten. Sie fing mit den Leuten aus ihrer Umgebung, die immer noch nicht sehen wollten, was die Deutschen unter Hitler getan hatten, ziemlich wahllos Streit an. Sie identifizierte sich vollkommen mit den Opfern, vor allem mit den Juden, und ich hatte als Kind den Eindruck, dass sie alles wiedergutmachen wollte, was den Juden geschehen war. Sie hat sich nicht durch ein Schulbekenntnis mit ihrer Vergangenheit auseinandergesetzt, sondern durch ihr ganzes Verhalten.

Meine Eltern führten eine gute Ehe. Meine Mutter tat alles für meinen Vater, und sie hatte das Ruder in der Hand. Mein Vater litt darunter nicht. Ich glaube, er war sogar froh, dass er sich um nichts Sorgen machen musste, weil er wusste, sie ist da, sie nimmt alles in die Hand. Nach aussen hin taten beide so, als sei mein Vater derjenige, der bestimmt. Etwas anderes wäre ja gesellschaftlich ganz unmöglich gewesen. Mir gefiel nicht, dass er sich unterordnete. Man möchte doch als Kind einen Vater, zu dem man aufschauen kann. Man hatte meinen Vater im KZ zerbrochen, damit hing sein Verhalten ganz bestimmt zusammen. Er suchte die starke Frau.

Sie wussten, dass mein Vater durch die Heirat mit einer Frau, die NSDAP-Mitglied gewesen war, in der Sowjetischen Besatzungszone alle Vergünstigungen als Opfer des Faschismus verlieren würde: die besseren Lebensmittelkarten, die bessere Wohnung und den besseren Beruf. Mein Vater war gelernter Buchdrucker, konnte nach dem Krieg zwar nicht wieder in seinen Beruf einsteigen, bekam jedoch eine Stelle als Bauleiter. Die verlor er durch die Heirat, und meine Eltern konnten froh sein, dass er wenigstens noch Kraftfahrer sein durfte. Die Wohnung behielten sie wohl, denn ich erinnere mich an das Haus in der «Kolonie Gemütlichkeit» in Ostberlin, wo wir bis zur Flucht wohnten. Wir hatten das schöne grosse Haus mit seinem riesigen Garten gemietet. Als die Mauer gebaut wurde, wurde es, wie ich gehört habe, eingeebnet. Die berufliche

Sackgasse, in der sich mein Vater befand, war ein Grund dafür, dass wir 1954 aus der DDR flohen. Aber der Hauptgrund war, dass man meinem Vater vorwarf, er sei nicht in der Lage, seine Frau politisch zu erziehen. Er war SED-Mitglied, und sie verfasste – noch während ihrer Entnazifizierung! – Spottgedichte auf die SED-Führung und sorgte dafür, dass sie unters Volk kamen. Andere wurden für so etwas verhaftet; sie wurde nur verwahrt, wohl meinem Vater zuliebe. Meine Eltern fanden es aber sicherer zu fliehen und nahmen dafür bewusst das Leben in Flüchtlingslagern in Kauf.

In den Lagern spürte ich, welches Geschenk es war, dass mein Vater trotz allem, was ihm zugefügt worden war, seine Liebesfähigkeit nicht verloren hatte. Dafür bin ich so dankbar, denn wir hörten in den Lagern und auch später noch in den beengten Wohnverhältnissen die Kinder schreien, wenn sie von ihren Vätern geprügelt wurden. Das tat mir so weh. Mein Vater hat meine Mutter und mich und meinen Bruder sehr geliebt. Ich bekam von ihm ein einziges Mal eine Ohrfeige, weil ich an meinem Geburtstag die Puppe verlor, die mir die Eltern geschenkt hatten. Ich habe sie irgendwo liegen lassen, als ich meine Grossmutter, die zu Besuch kam, sah und ihr entgegenrannte. Da vergass ich die Puppe, und später, als sie uns wieder einfiel, war sie weg. Aber zu Weihnachten bekam ich eine neue Puppe. Ich fand das von meinen Eltern so lieb! Ich sah die Puppe schon vier Wochen vorher auf dem Schrank, der unsere Lagernische von der nächsten abtrennte, und sagte ihr jeden Abend «Gute Nacht». Meine Eltern wollten uns immer nur alles Liebe und Gute tun. Mein Vater war selbst über die Massen liebesbedürftig. Er konnte nicht allein sein. Er musste immer jemanden um sich haben. Und wenn es nur der Hund war. Ach, was habe ich an meinem Vater versäumt! Man hätte so viel für ihn tun können, und wir haben so wenig verstanden. Ach, er hatte wirklich ein mühsames Leben!

Als Erwachsene begriff ich, was ein Kind nicht begreifen kann: Mein Vater war nach sechs Jahren KZ ein total zerbrochener Mensch. In der ersten Zeit nach dem Krieg sprach er mit meiner Mutter noch über seine

Erlebnisse. Aber dann verstummte er auch ihr gegenüber. Er schaute sich alle Filme über die NS-Zeit an. Alle. Und hat nie ein Wort dazu gesagt. Er hat furchtbar gelitten. Das habe ich schon als Kind gespürt. Und gemeint, ich müsste ihm helfen.

Mein Vater konnte nicht wirklich begreifen, dass er lebte, sondern er rechnete immer mit dem Tod. Heute weiss ich, dass er fachliche Hilfe gebraucht hätte, um seine Angst abzubauen, diese abgrundtiefe Lebens- und Todesangst. Aber die Psychologen hatten bis in die späten siebziger Jahre keinen Begriff davon, dass durch entsprechende Erlebnisse erwachsene Menschen, die bis dahin psychisch gesund gewesen waren, psychisch deformiert werden können. Dein Vergleich mit den Galeeren-sklaven der Antike, denen man eine bleischwere Kugel ans Bein geschmiedet hat, gefällt mir. Ja, eine solche angeschmiedete Kugel schleppte mein Vater mit sich aus dem KZ heraus. Wir wussten nicht, wie sie loszumachen wäre. Also versuchten wir, so gut wir konnten, sie mitzutragen. Wer das versuchte? Meine Mutter und ich, beide manchmal bis zur Erschöpfung. Mein Bruder nicht. Den hielten wir immer für zu jung dafür, und ausserdem waren wir der Überzeugung, er als Mann sei für diese Aufgabe ungeeignet. Nie habe ich meine Mutter klagen hören, und ich hatte nie den Eindruck, dass sie sich wünschte, diese Last loszusein. Dass es diese furchtbare Last überhaupt gab, wurde, wie gesagt, von den Fachleuten nicht gesehen. Man braucht nur die Gutachten zu den Wiedergutmachungsprozessen anzuschauen; da wird das völlig geleugnet.

Meinem Vater hätte es sicherlich auch geholfen, wenn man in Deutschland nach dem Krieg dem Rechtsradikalismus anders begegnet wäre. Dann hätte seine Angst nicht immer neue Nahrung bekommen, und er hätte vielleicht irgendwann damit aufhören können, innerlich auf der Flucht zu sein, bereit zur Flucht, falls die Nazis wieder an die Macht kämen. Als die NPD ihre grossen Erfolge hatte, konnte sogar ein nicht belasteter Mensch Angst bekommen. Zum Glück musste mein Vater die rechtsradikalen Gewaltausbrüche nach der deutschen Vereinigung nicht mehr erleben. Ich weiss nicht, in welche Panik er da geraten wäre.

Die jüdische Abstammung meines Vaters war, wie ich dir schon sagte, unser Familiengeheimnis. Dabei sah er mit seinem dunklen Haar, den tief dunklen Augen und den markanten Gesichtszügen jüdisch aus. Dass er im KZ gewesen war, durfte auch niemand erfahren. Das ging so weit, dass er sagte: «Ich war im Staatsdienst», wenn ihn jemand fragte, wo er im Krieg gewesen sei. Sonderbar, wirklich, er als Opfer sagt, um sich zu schützen: «Ich war auf der Seite der Täter!»

Warum musste das KZ und die jüdische Herkunft meines Vaters geheimgehalten werden? Das verstand ich nicht. Mein Vater duldete es, dass sich eine Familie mit politischen Anschauungen ziemlich weit rechts an uns hängte. Der Mann war bei der SS gewesen; er war ein rabiatere Mensch, der einmal die Strickmaschine nach seiner Frau geworfen hat, wodurch sie am Rücken verletzt wurde; die Schmerzen wurde sie nie los. Dieser Mann hat uns unsere erste Wohnung in Westdeutschland besorgt. Die Frau war eine Judenhasserin und tat an unserem Kaffeetisch antisemitische Äusserungen in der Art: «Juden sind anders; wir würden einen Juden jederzeit sofort erkennen.» Mein Vater schwieg. Er war in solchen Situationen völlig hilflos. Mir hatte man verboten, etwas zu sagen, und mein Bruder war noch sehr jung. Er hätte auch nichts gesagt. Wenn er heute in Gaststätten oder bei Sportveranstaltungen antisemitische Äusserungen hört, so schweigt er, und er hat kürzlich auch seiner Frau verboten, den Mund aufzutun. Ich fragte diese Leute im Treppenhaus, als sie weggingen: «Glauben Sie nicht, dass Juden ganz normale Menschen sind wie mein Vater und ich?» – «Nein!», hiess die Antwort.

Ich erlebte meinen Vater oft hilf- und wehrlos, in einer für mich unbegreiflichen Weise obrigkeitsabhängig. Wenn ihm ein Mensch in Uniform begegnete, machte er sich klein, wurde vor Angst starr und steif und redete dummes Zeug. Mein armer Vater, er wollte am liebsten alles genau so machen wie die anderen, um nur nicht aufzufallen, um nur keine Gefahr auf sich zu ziehen. Er wäre am liebsten immer in der grossen Masse verschwunden. Das hat mich als Kind verwirrt und als Heranwachsende aufgebracht. Sobald es uns wirtschaftlich einigermassen

gut ging, sparten wir jeden Pfennig, um im Urlaub ins Ausland zu reisen. Dort ging es meinem Vater besser. Aber bis wir ankamen! An jeder Grenze geriet er in Panik, und ich sah, wie seine Hände zitterten. «Warum nur?» dachte ich und konnte meinen Vater nicht verstehen. Wie hätte ich ihn auch verstehen sollen, da er doch nie mit mir über seine Erlebnisse im KZ und über seine Angst sprach. Dadurch wurde die gute, vertrauensvolle Beziehung, die ich sonst zu meinem Vater hatte, getrübt.

Den Eltern Kummer zu bereiten, war für meinen Bruder und mich etwas ganz Schlimmes. Wir waren folgsame, anspruchslose, stille Kinder. Ein Verbot zu übertreten, Forderungen zu stellen, sich Gefühlsausbrüche zu erlauben, hätte ja bedeutet, den Eltern wehzutun. Und das mussten wir vermeiden. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, wenn ich auch nur für die Schule Hefte oder einen Bleistift brauchte. Ich liess mich lieber von den Mitschülern wegen meiner Kleidung auslachen, als meinen Eltern mit Forderungen zu kommen. Meine Eltern waren uns Kindern gegenüber ängstlich, übervorsichtig und überbeschützend. Wir durften so vieles nicht. Wehe, wenn ich, als ich mit vierzehn Jahren zu arbeiten begonnen hatte, nicht auf die Minute pünktlich zu Hause war. Oft bin ich von der Strassenbahn bis zur Haustür gerannt, um nicht die zitternden Hände meines Vaters sehen zu müssen. Einmal liess ich mich mit schlechtem Gewissen zur Geburtstagsfeier einer Kollegin überreden, konnte meinen Vater an seinem Arbeitsplatz telefonisch nicht erreichen und kam eine Stunde später als normal nach Hause. Meine Eltern waren ausser sich vor Angst und Sorge. Sie hatten schon die Polizei benachrichtigt. Im Alter von achtzehn Jahren durfte ich noch nicht allein ins Kino gehen. Einmal, als ich meinte, ich hätte es doch durchgesetzt, stellte ich fest, dass mein Vater mir heimlich nachgegangen war. «Warum spioniert er hinter mir her?» dachte ich und sagte kein Wort darüber. Alleine tanzen gehen durfte ich nicht, und wenn meine Eltern dabei waren, mochte ich es nicht. Ich hatte als junges Mädchen keinen Freund. Dass ich nicht Auto fahre, hängt auch mit der Angst meiner Eltern zusammen. Ich habe zwar den Führerschein gemacht, durfte aber nie allein fahren. Mein Vater

sass immer daneben. Im Urlaub hat er mich aber vom Beifahrersitz aus zum Überholen angestachelt!

Als ich zwanzig Jahre alt war, hätte ich gerne nach dem Sechstagekrieg in Israel beim Beheben der Kriegsschäden geholfen. Doch meine Eltern hatten zu viel Angst um mich. Mit meiner ersten Urlaubsreise nach Israel musste ich warten, bis ich einundzwanzig Jahre alt und volljährig war. Da habe ich allerdings gewagt, etwas gegen den Willen meiner Eltern zu tun, aber nur, weil es mir so grundwichtig war. Sie hätten es mir nicht erlaubt. Sie hatten solche Angst, dass ihren Kindern etwas passieren könnte. Doch über den Grund ihrer Angst haben sie kein Wort gesagt. Ich habe es erst später in Israel begriffen.

Von Natur aus war mein Vater ein ganz anderer Mensch, neugierig, abenteuerlustig, humorvoll. Aber das kam selten zum Vorschein. Ich erinnere mich an eine Osterfahrt nach Österreich – ausgerechnet Österreich! Wie dort mit den Juden umgegangen wurde, das haben meine Eltern ganz sicher nicht gewusst, sonst wären wir niemals dorthin gefahren! Mein Vater musste jede Strasse erkunden und fuhr am liebsten auf den schmalen Bergsträsschen an den Abgründen entlang, von mir und meinem Bruder angefeuert, während meine Mutter auf dem Beifahrersitz blass wurde und die Lippen zusammenpresste. Uns gefiel der Nervenkitzel. Aber solche Erlebnisse waren die Ausnahme. Das Normale war, dass meine Eltern mir sehr belastet vorkamen.

Meine Eltern wussten die ganze Zeit, dass ich mich für jüdisch hielt. Wir haben auch Witze gemacht, Vater und ich, und zu Mutter gesagt: «Als Ihr noch in Höhlen lebtet, hatten wir schon Paläste, und als Ihr noch mit Keulen aufeinander losgegangen seid, haben wir schon mit Steinschleudern Riesen gefällt.» Die Art, wie meine Mutter mich in ihre Beschäftigung mit der Shoah einbezog, trug ganz sicher dazu bei, dass ich mich zum Judentum bekannte. Sie hat bei mir nur geerntet, was sie selbst gesät hat. Aber unerbittlich verlangten meine Eltern: «Erst einmal kommt die Konfirmation, dann kannst du machen, was du willst.» Ich

spielte ihnen bei der Konfirmation einen Streich, und daran denke ich heute noch gerne. Das Abendmahl war nachmittags. Davon sagte ich meinen Eltern nichts, und wir gingen nicht hin. Ich glaube, der Pfarrer hat es bei den über siebzig Konfirmanden gar nicht gemerkt. Ich habe mich diebisch darüber gefreut. Aber auch nach der Konfirmation durfte ich mich noch nicht offen zu meinem Judentum bekennen.

Erst als ich volljährig war, konnte ich diesen Schritt tun und mir sogenannten Brief und Siegel geben lassen. Ich ging in die Synagoge in unserer Nähe. Ich wusste, dass der Rabbiner verpflichtet ist, einen dreimal zurückzuweisen, wenn man übertreten will. Das Judentum ist nämlich keine missionierende Religion. Der Rabbiner machte es mir sehr schwer. Dass mein Vater sechs Jahre lang im KZ gewesen war, zählte für ihn nicht. Damit hatte ich schon gerechnet, denn nach jüdischer Auffassung ist jüdisch, wer eine jüdische Mutter hat. Der Rabbiner fragte mich, ob ich etwas über das Judentum gelernt habe. Ich wusste sehr viel, aber ich traute mich nicht. «Es geht nicht», sagte er, «in Ihrer Stadt gibt es keine jüdische Familie, die Sie anleiten könnte». Ich wusste, dass ich nur zweimal wiederzukommen brauchte, aber die Selbstsicherheit, das auch zu tun, besass ich damals nicht.

Ich trat mit dreiundzwanzig Jahren vor dem Jerusalemer Rabbinat offiziell zum Judentum über, als ich mit einer Schweizer Gruppe zu einem sechsmonatigen Arbeitsaufenthalt in einem Kibbuz war. Seitdem verbringe ich zwei- oder dreimal im Jahr vierzehn Tage in Israel und nehme dort am Leben der Synagoge teil.

In dem Kibbuz lernte ich Joram, meine grosse Liebe kennen. Wir wollten zusammenbleiben, und ich wäre am liebsten gar nicht nach Deutschland zurückgegangen. Aber meine Eltern weinten, und ich wollte ihnen nicht wehtun. Ich vertröstete Joram immer wieder. Wenn ich daran denke, fühle ich mich heute noch ganz ratlos. Joram ist Berufssoldat, und 1973, als der Jom-Kippur-Krieg vorbei war, wollten wir endlich heiraten. Aber meine Eltern! Ich hatte keine Wahl. Ich weiss, dass es ein grosser Fehler war. Ich habe mich für meine Eltern entschieden. Ich musste ihnen helfen, ihre Last zu tragen. Wenn ich sie verlassen hätte, so wären sie daran zerbrochen.

Meine Halskette hier, die ich immer trage, ist ein Geschenk von Joram. Ich lege sie nie ab. Das Glas in der Mitte des Davidsterns ist zweitausend Jahre alt.

Dass meine Eltern mit nach Israel gekommen wären? Mein Vater wäre gleich nach dem Krieg gerne ausgewandert, aber meine Mutter hätte sich dort nicht wohlfühlt.

Joram heiratete 1978 eine andere Frau. Das war bitter für mich. Vor einigen Jahren hat sie ihn wegen eines anderen Mannes verlassen. Er ist wieder frei, und wenn ich in Israel bin, bin ich bei ihm. Joram hätte gerne, dass ich ganz zu ihm käme. Ich sitze zwischen zwei Stühlen. Ein Teil von mir ist in Israel, ein Teil ist hier. Mein Vater ist vor zwei Jahren gestorben, und meine Mutter, die ich sehr liebe, ist nun auch pflegebedürftig und braucht mich.

In Deutschland habe ich mich bisher keiner jüdischen Gemeinde angeschlossen. Das ist schade. Die Wege sind sehr weit, und ich fahre ja nicht Auto. Ich praktiziere mein Judentum zu Hause so, wie es eben geht, und versuche, es so zu tun, dass mich meine Familie nicht dabei erwischt. Ich zünde am Freitagabend, dem Shabbat-Vorabend, Kerzen an. Der Kerzenständer ist ein Geschenk von Joram. Was der achternarmige Leuchter auf meinem Tisch bedeutet? Es ist ein Chanukka-Leuchter. Chanukka heisst Einweihung – die Wiedereinweihung des Tempels im Jahre 165 vor unserer Zeit, als die Makkabäer gegen die griechische Besatzungsmacht den Sieg davongetragen hatten. Die Griechen hatten den Tempel entweiht, und es fand sich nur noch Öl für das Licht eines einzigen Tages. Aber durch ein Wunder reichte dieses wenige Öl so lange, bis neues so zubereitet und geweiht war, dass man es verwenden konnte, was einen achttägigen Ritus erfordert. Zur Erinnerung an dieses Wunder wird im Dezember in den Familien das achttägige Chanukka-Lichterfest gefeiert. Man zündet jeden Abend eine Kerze mehr an.

Nach meinem offiziellen Übertritt zum Judentum zögerte ich meinen Eltern zuliebe noch zehn Jahre lang, bis ich endlich zum Bürgermeister unseres Dorfes ging und meinen Austritt aus der evangelischen Kirche erklärte. Man muss dafür ja erstaunlicherweise nicht zum Pfarrer, son-

dern zum Standesamt gehen, das hängt, glaube ich, damit zusammen, dass in Deutschland der Staat die Kirchensteuer einzieht. Ich habe wohl auch meine Zugehörigkeit zur jüdischen Religion erklärt, aber das hat für die bürgerliche Gemeinde keine grosse Bedeutung, weil keine Kirchensteuern für die Jüdischen Gemeinden eingezogen werden. Die Gemeinden regeln das mit ihren Mitgliedern selbst. Meine Eltern waren über meinen offiziellen Schritt ganz entsetzt: «Was sollen die Leute denken?»

In der Nachbarschaft, im Dorf und im Kollegenkreis habe ich keinerlei Schwierigkeiten damit, dass ich jüdisch bin. Aber ich schreibe des Öfteren in der Zeitung etwas zum Thema Israel, und ich schreibe Leserbriefe, vor allem zu den Themen Rechtsradikalismus, Antisemitismus und Ausländerfeindlichkeit. Da weiss ich schon im Voraus, dass bitterböse Anrufe kommen werden: «Judenpack», «Wartet nur ...!», «Euch hat man vergessen zu vergasen» und «Wir werden schon den Ofen anheizen!» Ein Jude, der in der Nachbarstadt lebt, aber sich zum Beispiel nicht traut, sich im Telefonbuch eintragen zu lassen, rief mich nach einem Leserbrief an: «Wie können Sie so deutlich reden! Bedenken Sie doch die Folgen ...» Ich kann eben meinen Mund nicht halten.

Ich habe den Eindruck, dass manche meiner Bekannten mit mir gerne zusammen sind, um sagen zu können: «Ich bin mit einer Jüdin befreundet.» Ich habe einmal mitgekriegt, wie sich einer meiner Bekannten damit brüstete, er habe arabische Freunde und eine jüdische Freundin. Die jüdische Freundin bin ich. Es tut weh, wenn man merkt, dass man nur benutzt wird, damit jemand ein gutes Bild von sich selbst herzeigen kann. Überhaupt, der Philosemitismus ...! Ich weiss nicht, was das Motiv der Leute ist und was sie damit bezwecken. Vielleicht ist es schön, vor sich selbst und anderen als «frei von Vorurteilen» dazustehen. Aber noch schlimmer ist es, wenn, wie es mir kürzlich geschah, eine Freundin bei einem Konflikt die Welt in Christen und Juden teilt und sämtliche antisemitischen Vorwürfe bis hin zur Brunnenvergiftung aus der Schublade holt. Ich habe mich wieder mit ihr versöhnt, und sie sagte, sie habe das alles nicht so gemeint, sondern es nur im Zorn gesagt, um mir wehzutun.

Viele meiner israelischen Bekannten können nicht verstehen, dass ich in Deutschland geblieben bin, aber noch schwerer fiel es ihnen, das bei meinem Vater zu akzeptieren und vollends, dass er eine Christin geheiratet hat. Dass meine Mutter in der NSDAP war, erwähne ich ihnen gegenüber schon gar nicht. Ich habe Freunde in Israel, die Deutschland nie betreten und keinem Deutschen die Hand geben würden. Ich hatte damals bei meinem Aufenthalt im Kibbuz ein beklemmendes Erlebnis. Ich war ja mit einer Schweizer Gruppe dort. Eines Abends war ich mit meiner Freundin bei einer Familie eingeladen. Als unsere Gastgeber erfuhren, dass ich aus Deutschland komme, verbreitete sich Eiskälte im Raum. Wohl alle Deutschen, die in Israel waren, haben solche Erfahrungen gemacht. Für mich war es nicht so schlimm, meine Freundin erzählte meine Geschichte, und dann war es wieder warm im Zimmer.

1978 fuhr ich mit meinen Eltern für vier Wochen nach Israel. Deutsche, die vor 1928 geboren sind, brauchen für die Einreise ein Visum, und das bekam meine Mutter zunächst nicht, denn sie besitzt keine Bescheinigung über ihre Entnazifizierung. Ich wandte mich an die deutsch-israelische Gesellschaft und sagte, dass meine Mutter schon seit 1961 Mitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist und sich stets für Israel eingesetzt hat und dass ich nicht einsehe, warum sie kein Visum bekommen soll. Es war ein fürchterlicher Papierkrieg, aber schliesslich bekam sie das notwendige Papier. Sie hatte, wie von mir erwartet, ihre Schwierigkeiten mit dem stark orientalisch geprägten Lebensstil in diesem Schmelztiegel von Europäischem und Orientalischem. Sie ist dafür zu deutsch: Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit gelten ihr zu viel. Auch viele europäische Juden haben Probleme damit. Ihr gefiel es sehr in Naharyia, einem sehr deutsch anmutenden Städtchen. Dort in der Nähe ist auch Shavei Zion, der Kibbuz, den die Juden aus Rexingen, einem schwäbischen Dörfchen, 1936 gründeten. Mein Vater fühlte sich wohl in Israel. Er hätte gerne, wie viele europäische Juden, seinen Alterssitz in Israel genommen – solange ihn niemand von seiner Frau getrennt hätte. Daran scheiterte es.

Er wäre wohl auch dort von seinen Problemen aus dem KZ eingeholt worden. Je älter mein Vater wurde, desto mehr hat ihm und uns seine Angst vor dem Verhungern zu schaffen gemacht. Aus dem KZ hatte er ja sein Magenleiden davongetragen. Nach dem Krieg konnte er sich die Schonkost, die er brauchte, nicht leisten. Eine Operation half nur vorübergehend. Obwohl die Geschwüre schliesslich doch abheilten, hatte mein Vater sein Leben lang Probleme mit dem Magen, und er hätte manches nicht essen sollen. Schlimm wurde es, als er im Alter auch noch zuckerkrank wurde. Er ass Dinge in Mengen, die er nicht essen durfte, und konnte nicht dazu bewegt werden, auch nur auf die Sahne und das zweite Stück Kuchen zu verzichten. «Soll ich vielleicht hungern wie im KZ?» sagte er. Er wurde mit zunehmendem Alter immer misstrauischer und meinte, man gönne ihm die guten Speisen nicht. Heute tut es mir leid, dass wir uns darüber so geärgert haben.

Im letzten Jahr vor seinem Tod, als mein Vater geistig ziemlich verwirrt war, lebte er häufig in dem Wahn, es sei Krieg, jeden Augenblick könne die Gestapo kommen, um uns abzuholen, und wir müssten fliehen. «Ist alles gepackt? Ist das Auto in Ordnung?» fragte er. Ich weiss von einer Bekannten, deren Vater auch von solchen Ängsten und Sorgen geplagt war. Sie sagte ihm: «Ja, wir können in einer halben Stunde abfahren, wir passen auf.» Oft dachte er auch, er sei wieder im KZ. Da wurde die Angst zu verhungern übergross. «Ist die Speisekammer gefüllt?» fragte er mehrmals am Tag, «sind genügend Vorräte im Keller?» Ich führte ihn hin, und er konnte es gar nicht fassen. «Woher hast du die Wurstdosen? Und das Knäckebrötchen? Den Zucker? Die Seife?» Er vergass immer wieder, in welchem Wohlstandsland er jetzt lebte. Er schrie oft nachts im Bett. Einmal, als ich kam, um ihn zu beruhigen, war er dabei, den Bettbezug zu verknoten. «Ich muss einen Brotbeutel machen», sagte er. Er erkannte mich nicht immer. Ob es auch passierte, dass er mich für eine KZ-Wächterin hielt? Nein. Ausser in der allerletzten Zeit, als er sehr krank war. Da schrie er nachts: «Hilfe!» und: «Nein, ich tu's nicht!» Er meinte, er werde durch seine Schmerzen bestraft wie damals im KZ. Da

hatte ich den Eindruck, er halte uns für seine Bewacher. Ich bin in der Situation, als er so voller Angst und Not war, nicht genügend auf ihn eingegangen und habe ihn nicht genug verstanden. Aber du hast recht: Ich sollte mir keine Vorwürfe machen, denn ich war von der Pflege und dem vielen Aufstehen – in vielen Nächten jede Stunde! – selbst so müde.

Mein Vater hatte eine panische Angst vor dem Krankenhaus. Und wir mussten ihn zum Schluss doch noch – gegen seinen Willen – hinbringen. Er war, wie so viele alte Menschen, ein schwieriger Patient und machte sehr viel Umstände. Er bekam ein Gitter ans Bett, und sie banden ihn mit einer Hand und einem Fuss an, um zu verhindern, dass er herausfiel. Für die Untersuchungen musste man ihn mit Gewalt festhalten, ich habe ihn schreien hören. Es war qualvoll. Zur Erleichterung der Pflege – und nur zu diesem Zweck – legten sie ihm einen Blasenkatheter, der ihm grosse Schmerzen verursachte. Er riss ihn heraus, daraufhin haben sie auch noch seine andere Hand angebunden. Es gibt dafür Vorrichtungen mit Klettverschlüssen, die unter der Matratze durchgezogen werden. Die Leute können sich dann nicht einmal mehr die Nase abwischen. Er protestierte mit Geschrei dagegen. Ich sagte dem Pfleger, dass mein Vater im KZ gewesen war und sich jetzt einbilde, dass er wieder gefangen sei. Ich hoffte – allerdings vergeblich – auf Verständnis. Wir kamen in der Krankenhausatmosphäre leider nicht auf die Idee, vorzuschlagen, dass man weiterhin, wie zu Hause, Windeln benutzt, die wir ihm ja die meiste Zeit selbst hätten wechseln können. Wir hätten ihn gerne wieder nach Hause geholt. Aber das ging angeblich nicht. Er wurde – letztlich aufgrund des Personalmangels – nicht ausreichend ernährt. Uns wurde erst hinterher klar, dass wir hätten kommen und ihn füttern können. Er verkam zusehends, lag oft nackt und nicht zugedeckt da und zog sich eine Lungenentzündung zu. Dann fiel er trotz aller Vorsichtsmassnahmen doch noch aus dem Bett und erlitt einen Schenkelhalsbruch. Sie liessen ihn stundenlang auf die Operation warten, den verwirrten alten Mann. Niemand von ihnen kümmerte sich um seine Schmerzen. Nach der Operation brachten sie ihn auf die Intensivstation,

wo sie mit allen Mitteln versuchten, ihn am Leben zu erhalten, eine sinnlose Quälerei, die ihm nichts weiter als vierzehn Tage zusätzliches schlimmes Leiden bescherte. Er tat mir so leid.

Schliesslich ist er in unserer Abwesenheit gestorben. Wir wären so gerne bei ihm gewesen, und meine Mutter hätte dann vielleicht seinen Tod besser annehmen können. Für sie war es ganz schrecklich, dass er starb. Die beiden hingen sehr aneinander. Sie brach völlig zusammen und war nicht in der Lage, zu seiner Beerdigung zu gehen. Ich mache mir noch immer bittere Vorwürfe, dass wir es nicht durchgesetzt haben, unseren Vater aus dem Krankenhaus nach Hause zu holen.

Seine Beerdigung war für mich eine gute Erfahrung. Der evangelische Pfarrer in unserem Dorf kannte die Geschichte meines Vaters und baute in seine Predigt das Schma Israel ein: «Höre, Israel, der Herr ist dein Gott, einzig, einig. Der Ewige herrscht in Ewigkeit ...» Es ist das Gebet, das in jedem Gottesdienst gesprochen wird und ist das Stossgebet der Juden noch in den allerextremsten Situationen. Als der Pfarrer am offenen Grab das Vaterunser sprach, dachte ich an das Kaddisch, das in jedem Gottesdienst und am Grab der Verstorbenen gesprochen wird: «Verherrlicht und geheiligt werde sein grosser Name in der Welt, die er geschaffen nach seinem Willen. Er möge sein Reich fest begründen bei eurem Leben und in euren Tagen ...»

Was mit mir wäre, wenn ich weniger belastete Eltern gehabt hätte? Mein ganzes Leben wäre anders verlaufen. Ich hätte als Kind im Unterricht mitgearbeitet, so dass eine höhere Schule für mich in Frage gekommen wäre. Ich hätte Abitur gemacht und Archäologie studiert und hätte nicht mit vierzehn Jahren arbeiten gehen müssen. Oder ich hätte wenigstens, wie wir geplant hatten, eine höhere Handelsschule besucht. Aber meine Mutter wurde krank, und ihr Verdienst als Sekretärin, auf den wir angewiesen waren, fiel aus. Uns blieb keine Wahl, ich musste arbeiten gehen. Mit weniger belasteten Eltern hätte ich Joram geheiratet, wäre nach Israel gegangen, würde dort mit einer eigenen Familie leben. Ich würde – mein Wunschtraum! – als Archäologin arbeiten. Und vielleicht

historische Romane schreiben. Auf Hebräisch. In jungen Jahren hätte ich mich in diese Sprache hineingelebt.

Du sollst nicht denken, ich wünschte mich aus meiner Situation weg. Ich habe als Schriftstellerin einen Beruf, den ich liebe, auch wenn ich hauptsächlich Frauenromane schreibe und die Geschichten nicht immer so auf- und ausbauen kann, wie ich es gerne möchte. Meine Geschichten sind Märchen für Erwachsene. Ich bringe Dinge in den Geschichten unter, die mir wichtig sind, und gestalte die Personen so, wie sie mir am Herzen liegen. Manchmal ist mein Vater das Vorbild, jedoch nicht so, wie er war, sondern so, wie er ohne das KZ gewesen wäre.

## Das Mandelbäumchen blüht

Liebe Abigail,

*es war eine gute Idee Deiner Kusine Hanna, mir Deine Adresse zu geben und mich bei Dir anzukündigen. Mir gefällt es bei Dir und Deiner Familie. Euer unkomplizierter, herzhafter Umgangston, Deine kräftige Stimme, Dein «Schalom!» aus dem offenen Treppenhaus, die Mahlzeiten, die Du mit sehr viel Freude am Essen zubereitest! Mich hat es allerdings gewundert, dass eine jüdische Frau Salami und Sülze zusammen mit Schweizer Käse und Camembert auf ein und derselben Platte serviert. Dass das überhaupt kein Protest gegen die religiösen Speisegesetze sei, wie Du betont hast, glaube ich übrigens nicht so ganz. Das darf ich Dir doch sagen?*

*Als ich von Dir hörte, dass Du nicht religiös bist, musste ich feststellen, dass ich – dumm eigentlich! – bis dahin gemeint hatte, dass eigentlich zu allen Juden das Judentum als Religion gehört, obwohl ich es mir anders denken konnte und es eigentlich auch anders wusste. Wieso meint man denn, Juden müssten religiös sein, in einer Zeit, wo so viele Menschen sich nicht an einer Religion orientieren? Ein dummes Vorurteil, kann ich nur sagen.*

*Ich muss Dir schreiben, dass ich an einer Stelle Angst um unser Gespräch bekam. Es passierte, als wir über die Ausreden sprachen, mit denen sich die Generation meiner Eltern so gerne aus der Affaire ziehen möchte: «Wir haben nichts gewusst; man konnte nichts wissen ...» Du kamst anhand einiger überzeugender Beispiele zu dem Schluss: «Ach, was, sie hätten es wissen können!» Obwohl mir Deine handfeste Argumentation mit der klaren Schlussfolgerung richtig gut tat, versuchte ich – ach, dieser unausrottbare Wunsch! – meine Eltern in Schutz zu nehmen, indem ich argumentierte, es hätten ja auch längst nicht alle Juden mit der Katastrophe gerechnet und viele hätten wie die anderen gedacht, der Spuk gehe vorüber.<sup>26</sup>*

*Da hatte ich plötzlich ein Gefühl von Eis in der Atmosphäre. Du hast mir mit weggedrehtem Gesicht Salat angeboten, obwohl mein Teller noch nicht leer war. Das Tischtuch bekam einen Fleck, als Rainer sich und mir Wein nachschenkte, obwohl die Gläser noch fast voll waren. Euer zehnjähriger Achim stellte zwei Fragen auf einmal nach meinem Computer, und ich gab ihm übereifrig Antwort. Gemeinsam, so schien mir, haben wir die Klippe überwunden. Ich würde gerne wissen, ob Ihr das auch so empfunden habt.*

*Wie das Interview mit den beiden Grossmüttern zustandekam, das ich Dir gezeigt habe? Ich kenne die beiden schon lange; es sind liebe, seit ihrer Kindheit sehr kirchlich ausgerichtete Frauen. Sie sprachen im Anschluss an eine Lesung aus meinem Buch «Als Vater aus dem Krieg heimkehrte ...»<sup>27</sup> so ehrlich und mit dem Gefühl, schuldig geworden zu sein, über jene finsternen Zeiten, dass meine übliche Verachtung der «Erwachsenen» von damals bei ihnen hinfällig wurde, obwohl sie nichts, aber auch gar nichts gegen die Nazis getan hatten. Für mich selbst war es wichtig, mit diesen Frauen zu sprechen, ich dachte, es könnte Dich und meine anderen Gesprächspartnerinnen interessieren, und so habe ich das Interview ausgearbeitet. Ich musste zu meiner Überraschung feststellen, dass ich es mit denen, die verharmlosen und verdrängen, leichter habe. Die kann ich nämlich in die gewohnte Schublade stecken, während ich bei Frau Theurer und Frau Mahnkopf sehe, wie schwer es ist, zu bemerken, wann ein Gemeinwesen anfängt, abzurutschen, wieviel Selbstvertrauen man als Bürger braucht, um dann einzugreifen, was ja bitter notwendig ist, weil dann, wenn ein Staat in die Diktatur abgerutscht ist, es oft nur noch unter grösster Gefahr möglich ist, seinem Gewissen zu folgen.*

*Wir müssen wirklich hellwach und couragiert beobachten, was vor sich geht, und uns ins Zeug legen! Es lohnt sich.*

*Herzlich, Deine I.*

Ich bin 1948 in der Nähe von Haifa geboren, als es Israel noch gar nicht gab und das Land noch Palästina hiess. Als ich neunzehn war, habe ich im Sechs-Tage-Krieg<sup>28</sup> als Soldatin mitgeholfen, Israel zu verteidigen. Wenn mir jemand gesagt hätte: «Abigail, du wirst einmal in Deutschland leben, deine Kinder werden Deutsch sprechen und eine deutsche Schule besuchen, du wirst in deinem tischtuchgrossen Gärtchen in Deutschland Blumen pflanzen und ganz fasziniert die Blüten auf deinem Mandelbäumchen zählen, an dem im deutschen Klima wohl nie eine Mandel reifen wird», – ich hätte gesagt: «Spinnst du, oder was?»

Und dann habe ich mich in Rainer verliebt! Ein Jahr bevor ich ihn kennenlernte, sagte ich noch zu meiner Freundin Judith und ihrem Mann Menachem: «Wie könnt Ihr nur in Deutschland leben und in Deutschland Geld verdienen!» Sie sind Juden, in Israel geboren und aufgewachsen, und leben vollkommen freiwillig in Deutschland. Judiths Vater stammt aus Berlin. Wenn er nicht, lange bevor Hitler an die Macht kam, nach Palästina gegangen wäre, weil er Zionist war, so wäre wohl auch er wie seine Eltern und sein Bruder in die Gaskammer gegangen. Aber Judith und ihr Mann wollten mit ihrer kleinen Tochter in Deutschland leben. Merkwürdig!

Zu ihrer Einladung habe ich trotzdem Ja gesagt, denn ich wollte Paris und London, Österreich und Italien kennenlernen, und das war von Karlsruhe aus, wo sie wohnen, leicht möglich. Ich war mit Judith sogar am Lago Maggiore, es war wunderschön! Aber ich blieb so negativ und sagte: «Wie könnt Ihr nur in Deutschland leben? Deutschland ist kein Platz für Juden.»

Und dann habe ich Rainer kennengelernt. Es war Liebe auf den ersten Blick – den ersten Blick durchs Fenster. Ich stand auf dem Parkplatz vor Menachems Büro und habe Menachem gerufen. Wer schaute aus dem Fenster heraus? Rainer! Dann waren die Ferien vorüber, und ich ging nach Israel zurück. Aber er hat mir geschrieben und ist zu Besuch gekommen. Es war klar, wenn wir miteinander leben wollen, so muss es in Israel sein. Etwas anderes war für mich nicht möglich, denn ich habe in Deutschland alles gehasst. Alles!

Rainer ist gekommen. Sieben Jahre war er mir zuliebe in Israel. Er arbeitete bei der Niederlassung seiner in Deutschland ansässigen Firma, bei der er jetzt bald zwanzig Jahre ist. Und weisst du was? Mein Vater sagte: «Rainer ist wie ein Sohn für mich! Mit Rainer würde ich mir gar nicht wünschen, dass du einen jüdischen Mann geheiratet hättest.» Das sagte mein Vater, in dessen Familie so viele durch die Deutschen umgekommen sind. Als die Firma Rainer wieder in Deutschland haben wollte, ging ich mit, und so bin ich hier. Nur Rainer zuliebe. Mein Herz ist in Israel.

Kennst du die israelische Nationalhymne? Die gefällt mir so sehr:

«Solange noch tief im Herzen  
Eine jüdische Seele hofft  
Solange noch ein Auge nach Zion blickt  
Ist unsre Hoffnung nicht dahin  
Die Hoffnung von zweitausend Jahren.»

Ich bekomme einmal in der Woche die Zeitung aus Haifa; da verkrieche ich mich und lese und lese. Wirklich! Ich bin nur wegen Rainer, wegen seines Berufs in Deutschland. Bis zu seiner Pensionierung in fünfzehn Jahren bleiben wir hier, dann werden wir zwischen Israel und Deutschland abwechseln. Das hat er mir versprochen. Aber was wird bis dahin mit dem Rechtsextremismus in Deutschland sein?

Ich hoffe, dass unsere Kinder nicht in Deutschland bleiben. Sie sind in Israel geboren. Ita war eineinhalb Jahre alt, als wir nach Deutschland kamen; sie hat hier sprechen gelernt, Deutsch und so viel Hebräisch, dass sie es einigermaßen versteht. Achim war fünf Jahre alt, und wenn ich jetzt hebräisch mit ihm spreche, was häufig vorkommt, vor allem, wenn ich ihm etwas Unangenehmes zu sagen habe, antwortet er mir auf Deutsch. Er hat viel verlernt. Mir ist nur wichtig, dass sie die hebräische Sprache nicht ganz vergessen. Wir gehen unter anderem deshalb jedes Jahr in den grossen Ferien vier Wochen lang nach Israel.

Ich bin nicht religiös; das Judentum als Religion ist mir ziemlich fremd. Rainer ist katholisch und ähnlich unreligiös wie ich. Es ist bei

uns wie bei euch, ob fromm oder nicht, man feiert gewisse Anlässe im Leben religiös, und die hohen Feiertage hält man ein. Wir haben in unserer Familie die christlichen und die jüdischen Feste. Mit Geschenken, klar! Den Kindern gefällt das natürlich sehr!

Es kommt in diesem Zusammenhang ein Problem auf mich zu: Achim wird dreizehn, und mit dreizehn feiert man bei uns etwas Ähnliches wie die Konfirmation, Bar-Mitzwah. Die Jungen müssen dabei einen Abschnitt aus der Tora vorlesen, auf Hebräisch, und Achim kann es weder lesen noch schreiben. Ich möchte ihm nicht so gerne zusätzlich zu Englisch, Französisch und Latein jetzt auch noch Hebräisch aufbürden. Später könnte er in Israel einen Sprachkurs machen; das wäre kein Problem, denn er lernt sehr leicht. Aber Bar-Mitzwah nicht zu feiern, das geht eigentlich auch nicht.

Unsere Kinder sind beide sehr gut in die deutsche Umgebung integriert. Sie haben viele Freunde, meist christliche Kinder. Die kommen zu uns, und unsere Kinder besuchen sie. Auch mit den Eltern besteht ein ziemlich guter Kontakt. Ich selbst versuche wirklich, hier zu leben. Aber wegen der Vergangenheit und wegen der Neonazis ist es nicht leicht. Ich habe in den ersten Jahren in Deutschland dreissig Kilo zugenommen. Zu viel Süßigkeiten. Aus Nervosität. Was heisst Nervosität? Angst! Es ist für mich in der letzten Zeit schlimm geworden. Ich glaube, ich bin fast paranoid geworden, ich habe so etwas wie einen Verfolgungswahn bekommen. Es ist nicht schön. Ich habe Angst. Und deshalb konnte ich auch noch nicht viel abnehmen trotz Diät unter ärztlicher Begleitung.

Handelt dein Buch<sup>29</sup> von Nazi-Vätern? War dein Vater Nazi? – Du hast mich ertappt: Natürlich war es ein Ablenkungsmanöver, dass ich angefangen habe, von deinem Buch zu sprechen. Wer redet schon gerne von seiner Angst und von den Dingen, die ihm so furchtbar Angst machen? Aber ich bin doch froh, dass dein Vater kein richtiger Nazi war, obwohl, du bist du, und dein Vater ist ein anderer Mensch. Also weiter, wenn du unbedingt willst: Freunde von uns aus Israel waren aus beruflichen Gründen in Deutschland. Da sie religiös sind, brachten sie, wie Juden das seit dem Auszug aus Ägypten tun, an ihrer Tür eine Mezu-

zah<sup>30</sup> an. Sie wohnten hier, ganz in unserer Nähe. Kurz vor Weihnachten hörten sie nachts Lärm an der Haustüre; sie standen auf und sahen ein Hakenkreuz und «Juden raus!» an die Wand geschmiert. Sie riefen die Polizei. Im Unterschied zur Nazizeit kann man heute die Polizei rufen. Die Polizisten versuchten, sie zu beruhigen: «Das waren ein paar Betrunkene.» An die Betrunkene glauben wir nicht! Die Täter hatten das geplant! Was für Leute sollen das denn sein, kommen zufällig da vorbei, haben zufällig die Kreiden in der Tasche? Glaubst du das? Es sind informierte Leute. Sie wissen, was das kleine Kästchen an der Tür bedeutet. Trotz grosser Anstrengungen der Polizei konnten die Täter nicht gefunden werden. Kannst du verstehen, dass unsere Freunde früher als geplant nach Israel zurückgegangen sind? Und dass ich Angst habe?

Jetzt sage ich dir etwas: Zu den Morden in Solingen meinte Rainers Vater: «Das ist halt so wegen der Politik, weil die alles den Ausländern gibt.» Das bringt mich aus der Fassung! Rainer sagte ihm: «Das Haus, das verbrannt ist, gehört Leuten, die schon seit dreissig Jahren hier leben und arbeiten, sie haben das Haus gekauft, die getöteten Kinder sind in Deutschland geboren.» Darauf er: «Was, wieso? Können Ausländer Häuser kaufen?» So dumm, so blöde! Ich, seine Schwiegertochter, bin auch Ausländerin. Ich muss nicht nur in Deutschland leben, sondern auch noch mit diesen Schwiegereltern. Was die Taten der Nazis angeht, so sagt mein Schwiegervater: «Ich habe davon gar nichts gewusst.» Das ist einfach, findest du nicht? Du hast nichts gewusst, also konntest du nichts tun. Soll ich vielleicht glauben, er, gerade er, wäre bereit gewesen, etwas zu tun? Wenn meine Schwiegereltern bei uns sind und ich so was höre, verziehe ich mich in die Küche, damit sie nicht sehen, dass ich weine, und Rainer geht in den Garten und rupft Unkraut. Rainers Vater ist nicht der einzige, der so redet und denkt. Viele sind so.

Das ist die eine Seite in Deutschland. Andererseits gefällt es mir hier gut. Wir haben mit vielen sympathischen Leuten zu tun. Wir haben ein Haus gekauft. Wir haben den kleinen Garten mit dem Mandelbäumchen. Willst du mal sehen? Es hat so viele Knospen, ich glaube, es wird

dieses Jahr über und über voll Blüten sein. Letztes Jahr waren es siebzehn Knospen und genau acht Blüten. Ich glaube nicht, dass einmal Mandeln daran reifen, dazu ist es hier nicht warm genug. Ich glaube, es ist ein Zierbäumchen. Rainer ist so lieb: Er weiss, wie es mir gefällt, wenn in Israel die Mandelbäume blühen und die Orangen, und alles andere grünt und blüht. Da hat er mir das Bäumchen zum zehnten Hochzeitstag geschenkt. Morgens, als ich aufwachte, führte er mich in den Garten und zeigte mir voll Stolz das schwärzliche Stämmchen mit den drei schwärzlichen Ruten. Er hatte es in der Nacht heimlich eingepflanzt. Ein Glück, dass ich meinen Mund gehalten hatte über die Schmutzspuren auf dem Teppich! Und schau, hier, die schönen Blumen. Die holt mir Rainer vom Wochenmarkt – in der Mittagspause. Immer wieder findet er schöne Pflänzchen. Ich passe auf, dass die Schnecken sie nicht fressen. Unser Haus gefällt mir. Wir haben häufig Gäste. Ich könnte hier ganz gut leben, wenn die Rechtsradikalen nicht wären. Aber so ...

Ich habe Angst. Panik. Ich kann die rechtsradikale Gewalt nicht gelassen betrachten; ich kann nicht ruhig analysieren, was für Jugendliche das sind, dass sie frustriert sind, dass sie aus Familien mit grossen Problemen kommen, dass ihr Ausländer- und Judenhass aus ihren eigenen Problemen herauswächst. Ich kann nicht darauf vertrauen, dass die Deutschen es diesmal verhindern. So viele aus meiner eigenen Familie sind umgekommen. Damals waren es auch Deutsche, auch Leute mit den Problemen von Arbeitslosigkeit, zerstörten Familien und so weiter.<sup>31</sup> Deutsche haben es getan, haben zugeschaut, nicht Monster von einem schrecklichen Stern.

Kürzlich habe ich Achim alles erzählt. In Emden, wo Rainer herkommt, stehen auf dem jüdischen Friedhof vier Wände aus schwarzem Granit mit den Namen der KZ-Toten. Unsere Angehörigen, die nicht überlebt haben, haben kein Grab, so gehen wir immer wieder zu diesem Denkmal. Ich wollte unseren Jungen letztes Jahr noch nicht mitnehmen; ich finde, man ist mit zwölf Jahren noch zu jung für so etwas. Aber er wollte unbedingt mit. Die Granitwände sind riesig und voll von den Na-

men der Ermordeten. Das zu sehen, schockiert mich jedesmal, obwohl ich es weiss. Achim war ganz still. Am Abend hat er mich nach unseren Verwandten gefragt, und ich habe ihm alles erzählt.

Unsere Kinder wussten, dass der Saba, mein Vater, und die Sabta, meine Mutter, aus dem polnischen Städtchen Samos nach Palästina gegangen waren, als es den Staat Israel noch gar nicht gab. Sie gingen unabhängig voneinander und lernten sich erst in Israel richtig kennen. Mir war nicht klar, ob Achim wusste, dass mein Vater der einzige Überlebende aus seiner Familie war. Nun habe ich es ihm gesagt und ihm erzählt, dass der Saba nach Palästina<sup>32</sup> ging, weil er zu den Leuten gehörte, die wollten, dass die Juden wieder ihr eigenes Land haben, und die sich Zionisten nannten. «Aha», stellte Achim fest, «dann gibt es dich nur, weil der Saba ein Zionist war!» – «Ja», sagte ich, «und die Sabta auch». Ich erzählte ihm, dass mein Vater seinen jüngeren Bruder mitnehmen wollte, was die Eltern aber nicht zuliessen. Sie wollten ihre polnische Heimat nicht verlassen und hatten offensichtlich auch keine grosse Angst vor den Deutschen, denn sie zogen noch 1939 in den Westen Polens, weil sie dort ein Hotel übernehmen konnten. Dann kamen die Deutschen, nahmen das Hotel als Hauptquartier, und – das hätte ich Achim noch nicht erzählen sollen! – die ganze Familie kam nach Auschwitz und wurde vergast, meine Grosseltern und die drei Kinder, die dageblieben waren.

Leuten, die während des Kriegs aus den KZs nach Palästina kamen, glaubte man nicht, was sie berichteten, sondern man dachte, die sind verrückt. Mein Vater suchte nach dem Krieg seine Familie, und es konnte noch niemand fassen, dass dies alles wirklich geschehen war. Er fand sie schliesslich alle, alle, ohne Ausnahme, in den Totenlisten des Roten Kreuzes. Er machte sich bis an sein Lebensende bittere Vorwürfe, dass er seinen kleinen Bruder bei den Eltern in Polen gelassen hatte. Es half nichts, dass man ihm sagte: «Du konntest nicht wissen, was passieren würde, und eure Eltern haben nicht erlaubt, dass ‚der Kleine‘ mit dir ging!»

Meine Grosseltern mütterlicherseits – auch das erzählte ich Achim – besuchten im Sommer 1939 ihre Tochter in Haifa, und mein Grossvater

blieb gleich da, während meine Grossmutter noch einmal – für ein paar Wochen, wie sie meinte – nach Polen zurückging, weil sie einen Urlaub in den Bergen, den sie geplant und bezahlt hatte, nicht verfallen lassen wollte und weil sie dachte, sie könne in Samos noch die wirtschaftlichen Angelegenheiten der sehr wohlhabenden Familie regeln. Ich weiss nicht, wie es auf Achim wirkte, als ich ihm sagte, dass die Deutschen kamen und damit der Tod seiner Urgrossmutter. Sie versteckte sich zusammen mit Perle, ihrer jüngsten Tochter, und deren zwei kleinen Kindern bei einer christlichen Polin, die die Amme meiner Mutter gewesen war. Ein Nachbar verriet sie. Das haben wir von Überlebenden erfahren. Zu Fuss wurden sie weggetrieben. Meine Grossmutter war schon alt. Sie konnte nicht mehr so schnell laufen. Als es über eine Brücke ging, schlug ihr ein deutscher Soldat mit dem Gewehrkolben über den Kopf und stiess sie von der Brücke. Perle und ihre zwei kleinen Töchter kamen nach Auschwitz und wurden vergast. Ob ich dieses Wort zu Achim gesagt habe? Natürlich, es ist doch die Wahrheit, und wenn ich es ihm schon erzähle, dann so, wie es war. Auch, dass Perles Mann, der wegen seines Berufs von den Deutschen gebraucht wurde und deshalb noch eine Weile verschont werden sollte, sich mit Zyankali vergiftet hat, als er sah, dass er seine Familie nicht schützen konnte.

Achim wollte auch alles über die Verwandten wissen. Soll ich dir denn das auch erzählen? Es ist so viel. So viele Tote! Eisik, der Bruder meiner Mutter, war Kommunist und ging, weil die kommunistische Partei in Polen verboten war, Ende der zwanziger Jahre nach Moskau, wo er bald Rektor einer polytechnischen Hochschule wurde und in der kommunistischen Partei ganz an die Spitze kam. Aber Stalin – er war verrückt, alle Diktatoren sind verrückt! – hat diejenigen Juden, die Akademiker waren, nach Sibirien verbannt. Mein Onkel Eisik starb dort nach kurzer Zeit. Von ihm wussten meine Kinder kaum etwas, weil man seinen Kindern doch nicht all das Schreckliche erzählen möchte. Zwei Geschwister meiner Mutter, Doda Lea und Dod Schlomo, haben mit ihren Familien in Sibirien in einem Internierungslager überlebt, mit harter Ar-

beit und Hunger, immer Hunger. Sie kamen nach dem Krieg nach Israel. Bis zu ihrem letzten Tag machte sich Doda Lea Vorwürfe, dass sie die ältere von Perles Töchtern nicht nach Russland mitgenommen hat. «Es wäre ihre Rettung gewesen! Warum habe ich Perle nicht überzeugt!» Immer hat Doda Lea das gesagt, immer, immer. «Wie der Saba», sagte Achim, «aber sie konnte doch auch nichts tun!» Ich glaube, es war nicht gut für Achim, das alles zu hören.

Und Rainers Vater will behaupten: «Ich habe es nicht gewusst.» Das kann nicht wahr sein! Oder es war ihm so egal, dass er nicht hörte und sah, was vor seinen Augen und Ohren getan wurde. So etwas kann eine Regierung nicht heimlich machen, und sie kann es nur machen, wenn das Volk nicht dagegen ist. Auch in einer Diktatur. Wenn du in den Archiven alle Nummern der Tageszeitungen von 1933 bis 1945 durchgesehen hast, die deine Eltern und deine Grossmutter abonniert hatten, und von den Morden in den KZs nichts fandest, keine Andeutung, so zeigt das, dass die Nazis auch die Zeitungen kontrollierten. Nur das. Man konnte es trotzdem wissen. Ich habe mir Nazi-Propagandafilme angeschaut: da wurden die Juden als Ratten bezeichnet. Das haben die Deutschen gesehen. Wie konnten sie so etwas hinnehmen? Wie konnten sie zulassen, dass ihr Nachbar oder sonst irgend ein Mensch als Ratte bezeichnet wird? Oder schau dieses Photo an: SA-Leute stehen vor der Praxis eines Arztes, um zu verhindern, dass die Patienten hineingehen. Und die gehen nicht hinein. Wie können die Menschen derart über sich bestimmen lassen? Er ist ihr Arzt! Schon jahrelang sind sie zu ihm gegangen. Nun gehen sie nicht mehr. Bald lassen sie zu, dass er abgeholt wird wie ein Verbrecher und nach Dachau oder sonst in ein KZ gebracht wird. Das wusste man! Damit wurde doch offen gedroht! Jeder wusste das. Der Arzt kommt nach ein paar Wochen aus dem KZ zurück. Alle tun, als sei nichts geschehen. Niemand kümmert sich darum, dass er misshandelt wurde. So etwas sieht man einem Menschen an! Später wird er mit seiner ganzen Familie deportiert, und kein Mensch tut etwas dagegen. Die einen behaupten und die anderen glauben, die Familie sei ,rückge-

wandert'. Wohin? Warum kommt keine Post, keine Nachricht an niemand, nichts? Kann man das normal finden? Dann werden die Möbel, die Bilder, das Geschirr, alles, die ganze Habe wird zum Verkauf angeboten, und jemand anderes bekommt die Wohnung. Rainers Vater weiss heute noch genau, welche Familien die Häuser der Juden bekamen. Er fand das anscheinend ganz normal.

Ich kann nicht mehr, meine Augen brennen. Ich bin müde, ich mag nicht mehr, mein Kopf brummt. Es ist so grausig. Niemand hat sich überlegt, niemand hat nachgefragt, wohin die Familien verschwunden sind. Wer nicht ganz blöde war, musste es merken! Ausserdem sind die SS-Leute, die KZ-Mannschaften, auf Urlaub gekommen und haben ganz sicher von den Konzentrationslagern erzählt! Ach was, die Deutschen haben es gewusst!

Aber die Leute hätten mehr Mut gebraucht, als sie hatten. Zum Beispiel die zwei christlichen Frauen, mit denen du dieses Interview gemacht hast. Sie waren junge Mädchen und haben es gewusst. Hier, ich lese die Stelle aus deinem Interview mit ihnen:

*Frau Theurer:* Juden kannte ich nur als Kunden des Pelzhauses; bei dessen Inhabern, frommen Christen, ich im Haushalt war. Die jüdischen Kunden waren wohlhabende, achtenswerte Menschen. Wenn ich von den Herrschaften aus mit ihnen zu tun hatte, gingen sie bestens mit mir um.

An dem Abend, als das mit den Synagogen passierte, besuchte ich ahnungslos meine Freundin in dem vornehmen Fabrikantenviertel in Heilbronn, wo sie im Haushalt arbeitete. Ihre Chefin kam völlig ausser sich vom Theater nach Hause und sagte, da unten seien SS-ler in das Haus von Juden eingedrungen. Sie habe Geschrei gehört, es habe geklirrt von Geschirr, Gläsern und Fenstern. Die Gestalten seien ver mummt gewesen. Sie habe geschaut, dass sie so schnell wie möglich da vorbeikam.

– Siehst du, sie wusste alles! Man wusste es! Es geschah mitten in den Städten. Die Leute haben es gesehen – und nichts getan.

*Frau Theurer:* Am nächsten Morgen rief mein Dienstherr zu Hause an, die Synagoge brennt. Mittags musste ich in die Stadt, ihm das Essen bringen. Aus der Synagoge hat es gequalmt, sonst habe ich nichts gesehen. Aber am

nächsten Tag habe ich dort einen Juden gesehen. Man erkannte sie an ihrem Bärtchen und dem Käppchen. Er suchte ganz gebückt in dem verkohlten Zeug herum. Er hatte ein Gesangbuch in der Hand und wurde von Hitlerjungen, Kindern von neun oder zehn Jahren, verhöhnt. Ich bin vorbeigelaufen, so schnell ich konnte. Selbst vor den kleinen Bürschchen hatte man Angst.

– Was soll man dazu sagen? Traurig. Aber diese Frau steht wenigstens dazu! Das ist bestimmt nicht einfach. Das ‚Vergessen‘ ist bequemer. Wenn man im Grunde vielleicht gar nicht so sehr dagegen war, weil man zum Beispiel ein schönes Haus oder ein gutes Ladengeschäft billig bekam, oder wenn es einen vielleicht nur deshalb störte, weil man das Vorgehen ein bisschen zu brutal fand, dann möchte man es gerne «nicht gewusst haben». Aber diese Frau ist ehrlich und will sich erinnern. Das ist gut.

*Frau Theurer:* Da fällt mir noch ein Erlebnis ein. Ich war auf der Schwäbischen Alb bei einer Familie für eine Woche zum Nähen, als Lohnnäherin. In dem Dorf ging ich in den Judenladen hinein. Es war ein herrschaftliches Haus, der Laden hatte drei grosse Schaufenster. An jedem Schaufenster stand dick in weisser Farbe: «Jude». Die Frau, bei der ich zum Nähen war, sagte: «Du kannst dort kaufen, ich nicht; dich kennt man nicht». Es hiess, wer bei Juden kauft, unterstützt sie. Jeder der reinging, wusste, er wird bespitzelt. Von den Bopfingern ist bestimmt keiner hineingegangen. Ich war vielleicht die erste Kundin an diesem Tag. Die Leute da drin waren ganz ausser sich. Sie waren nicht mehr in der Lage, mich richtig zu bedienen. Sie haben immer wieder miteinander gesprochen, sind hin und her gelaufen, aus ihren Gesichtern hat die Verzweiflung rausgeguckt, das hat mich sehr belastet. Sie waren so hilflos und verzweifelt. Ihre Gesichter, wie man es denen angesehen hat, die könnte ich heute noch malen.

– Diese Frau Theurer ist menschlich. Sie hat Mitgefühl.

*Frau Theurer:* In Heilbronn musste ich häufig am Feuerwehrhaus vorbei, und man wusste, da sind die Juden drin. Es war etwas ausserhalb der Stadt, keine Strasse ging direkt daran vorbei. Man hörte nichts; sie konnten sich nicht bemerkbar machen. Ich habe auch nicht gesehen, dass jemand hingegangen wäre. Mein Dienstherr, der bei den Freimaurern war, hatte mir ge-

sagt, dass die Juden aus der ganzen Stadt da hineingekommen seien, und plötzlich hiess es dann, das Feuerwehrhaus sei jetzt wieder leer. Ich denke, es ist bei Nacht passiert. Ich hatte ein schlimmes Gefühl, so schlimm, das kann man sich gar nicht vorstellen. Erstens empfand ich es als etwas, das es gar nicht geben dürfte, als Unrecht. Dass man die Leute behandelt wie ein Stück Vieh, sie einsperrt, menschenunwürdig, das ist nicht zu beschreiben.

– Sie hat es so empfunden, wie es war. Aber was hat sie getan? Sie kam nicht einmal auf die Idee, sie könnte irgend etwas unternehmen.

*Frau Theurer:* Ich habe fast nicht zu atmen gewagt, wenn ich dachte, da drüben, da sind Leute drin, Juden, Menschen, und die haben womöglich nichts zu essen, und wir haben alles. Man hat sich fast nicht getraut hinzuschauen. Feige!

*Frau Mahnkopf:* Es ist schlimm.

*Frau Theurer:* Über die Juden wurde normalerweise kein Wort gesprochen. Kein Wort hat man über die Juden gesagt. Als ob sie nicht da wären. Es gab viele Juden in Heilbronn. Rechtsanwälte, Ärzte, Ladengeschäfte, das Kaufhaus Wohlwert ... Plötzlich existierte die Weinhandlung, wo meine Familie den Wein herhatte, nicht mehr, also war es ein jüdisches Geschäft gewesen. Was diesen Menschen angetan wurde, das ist ein Unrecht, das nie vergolten werden kann. Über die Erlebnisse, die ich mit Juden hatte, bin ich froh, da kann ich es nachempfinden. Aber Politik war damals noch reine Männersache.

*Frau Mahnkopf:* Die Politik hat einen als Frau gar nicht so interessiert.

*Frau Theurer:* Die Frauen mussten für die Kinder sorgen.

*Frau Mahnkopf:* Ja. Frauen, die sich für Politik interessierten, das waren einzelne.

*Frau Theurer:* Einzelne gab es. Aber im Allgemeinen ...

– Ja, ja: «Ich bin eine Frau, ich habe für meine Kinder zu sorgen». Keine andere Verantwortung spüren! Und dazu ein Umfeld, wo alle fühlten, ich kann nichts machen ...

*Frau Mahnkopf:* Viele, wenn sie gegen Hitler waren, sind weggeschafft worden. Sich öffentlich gegen Hitler auszusprechen, das hat man halt vermieden. Man wusste, sonst wird man geholt. Das hat jeder gewusst.

*Frau Theurer:* Ja, und hinterher denkt man, man hätte vielleicht... Aber, auch

wenn es ein paar hundert in jeder Stadt gewesen wären, mit denen wären sie ohne Weiteres fertig geworden. Hätte man denn etwas tun können? Ich habe jetzt, vor diesem Gespräch viel darüber nachgedacht, was man hätte tun können. Ich habe auch mit meiner Schwester darüber gesprochen. Sie sagte: Nichts! Nichts hättest du tun können! Du wärest morgen drangewesen.

*Frau Mahnkopf:* Bei uns hiess es immer wieder hinter der vorgehaltenen Hand: «Der und der ist geholt worden». Meistens waren es Kommunisten.

– Wenn einer etwas gegen die Nazis unternommen hat, kam er ins KZ. Aber wenn viele etwas unternommen hätten, wäre es anders gewesen.

*Frau Theurer:* Natürlich hatte man ein schlechtes, ein ganz schlechtes Gefühl. Schuldgefühl! Ich sah ja, was passiert ist. Dass es ein Unrecht ist. Sonst wüsste ich es nicht mehr. Man war eben zu feige. Auf Gott können wir es nicht schieben. Wenn wir anders reagiert hätten, hätte Gott es auch nicht zulassen müssen. Die Schuld, mit der müssen wir leben.

*Frau Mahnkopf:* Ich sehe das auch so.

*Frau Theurer:* Ich frage mich aber, wie es so weit hat kommen können. Man kann ja nur sagen, dass man schuldig geworden ist.

– Diese beiden alten Frauen sagen genau das, was ich denke. Aber – wer sagt das schon? Solche Leute kannst du lange suchen. Menachem erzählt etwas zu diesem Thema. Du musst wissen, er hat einen grossen Mund. An seinem Auto war der Auspuff kaputt; es hat Krach gemacht und gestunken. Sein Nachbar in Karlsruhe sagte, dass ihn das stört. Menachem gab ihm die Antwort: «Der Rauch von Dachau hat Sie nicht gestört». Seither verschwindet der Nachbar, so schnell er kann, wenn Menachem auftaucht. Vielleicht schämt er sich. Die beiden alten Frauen sehen ganz richtig, was dahintersteckt. Und sie sehen auch den Teil von Schuld, den sie haben:

*Frau Theurer:* Wenn wir doch wenigstens nach dem Krieg mehr darüber gesprochen hätten! Das ist nicht wiedergutzumachen. Denn das, was im Fernsehen kommt, berührt die Menschen nicht so direkt. Es wirkt nicht so, wie wenn die Älteren sagen, so und so war es, ich war dabei.

*Frau Mahnkopf*: Wenn man darüber spricht, wollen die Kinder und Enkel auch nicht so viel hören. (Verlegen lachend:) Man hat eigentlich selten Gelegenheit, dass man darüber spricht. Wenn man davon anfängt, lenken sie ab. Und dann will man auch selber nicht so oft daran erinnert werden.

– Ja, und dann können die Neonazis kommen und sagen: «Auschwitzlüge!» Wenn Menschen wie deine beiden alten Frauen wenigstens nach dem Krieg ihre Verantwortung wahrgenommen und geredet hätten, dann hätten die Leute vielleicht auch begriffen, wie wachsam man sein muss! Ich kriege eine Gänsehaut, wenn ich lese, wie die einundachtzigjährige Frau Mahnkopf auf deine Frage nach ihrem Lieblingslied von damals rezitiert:

Es rauscht durch deutsche Wälder  
Es raunt aus Rohr und Ried  
Es klingt durch Städt' und Felder  
Ein zukunfts mächtig Lied  
Es klopft an jede Pforte  
In Schloss und niedrem Haus  
Mit zauberstarkem Worte  
«Deutsche Jugend heraus!»

– Mir wird dabei ganz sonderbar! Dir nicht? Sie erzählt, dass sie das in kirchlichen Jugendgruppen sangen und sich wunderten, als es der BDM, der «Bund Deutscher Mädels», später auch sang.

Was in vergangnen Tagen  
Uns froh und frei gemacht, Der Feind hat es zerschlagen  
In unheildunkler Nacht.  
Die stolze Burg der Ahnen  
Versank in Grab und Graus Und ihre Trümmer mahnen:  
«Deutsche Jugend heraus!»

– Schauerlich, oder? Die siebenundsiebzigjährige Frau Theurer stellt fest: «Bisher war das Lied noch nicht sehr christlich», und die Ältere erwartet immer noch, es werde nun doch noch christlich werden und rezitiert weiter:

Wollt ihr ein Neues bauen  
Mit Händen stark und rein  
In gläubigem Vertrauen  
Lasst dies die Losung sein:  
Den Feind in eigner Mitte  
Gefällt in ernstem Strauss  
Für Reinheit, Recht und Sitte:  
«Deutsche Jugend heraus!»

– «Den Feind in eigner Mitte»! dass sie das heute noch aussprechen kann!

Erst wenn von eitlem Wesen  
Und falschem Götzentand  
Im Innersten genesen  
Sich Herz zu Herzen fand,  
Dann wie in Vätertagen  
Mag für das deutsche Haus  
Der Freiheit Stunde schlagen:  
«Deutsche Jugend heraus!»

– «Ich habe es so gerne gesungen», sagt die alte Frau. Pseudoreligion!  
Was war das für eine Zeit!?

Und will der Mut erbleichen,  
Die Herzen himmeln.  
Des heiligen Kreuzes Zeichen  
Geht unsern Weg voran.  
Kein Sturmwind soll uns biegen  
Wir fechten's ehrlich aus.  
Zu kämpfen und zu siegen:  
«Deutsche Jugend heraus!»

– Wenn es nicht «des heiligen Kreuzes», sondern «des Hakenkreuzes» heissen würde, hätte es auch wieder gepasst», sagt Frau Theurer. Und Frau Mahnkopf wundert sich, was sie da gesungen haben! Aber das Lied gefällt ihr trotzdem noch. Sie ist nicht beschämt darüber. Und ich habe Angst.

*Frau Theurer:* Eine Freundin lud mich zum Vortrag eines Pfarrers der Deutschen Christen ein. Ich merkte, dass die Familie, bei der ich arbeitete, nicht

begeistert davon war, dass ich mitging. Der Pfarrer kam in der braungelben SA-Uniform mit den Breeches und den schwarzen Stiefeln. Es waren ganz andere Leute da, und ich dachte, eigentlich gehörst du hier nicht hin. Aber man ging doch zu manchem hin ...»

– Ja, eben! Man ging hin. Man ging hin, auch wenn man gar nicht hingehen musste. Man war zwar dagegen, aber man ging hin, obwohl man nicht hingehen musste. Man konnte sich doch ausrechnen, dass man damit Hitler unterstützt! Aus Neugier oder aus Angst aufzufallen, ist man hingegangen. Schlimm!

Ich habe Angst. Heute gibt es zwar das «Nicht-Wissen», hinter dem sich damals so viele versteckten, nicht mehr! Das Fernsehen zeigt alles. Aber bedenke Jugoslawien: Machen die Leute was? Kümmern sie sich darum? Und bedenke die Dritte Welt: Machen die Leute was? Und wenn auf der Strasse jemand geschlagen wird: hilft wer? In Köln kann die REP-Fraktion ungehindert einen Steckbrief gegen eine Sinti-Familienmutter verteilen, die ausgewiesen wird, während ihr Mann und ihre Kinder eine Aufenthaltsgenehmigung haben. Die Passanten nehmen den Steckbrief ganz brav, bis auf eine Frau: die spuckt den REP an. Sie ist die Einzige, die sich gewehrt hat. Es stimmt, es gibt die Demos und die Lichterketten und die Gruppen, die sich für Ausländer einsetzen. Aber ich weiss nicht, ob das reicht, ob die ‚guten‘ Deutschen sich stark genug machen ...? Auf die Polizei kann man sich nicht verlassen. Gegen die Linksradiكالen rennt sie durch ganz Europa, aber gegen die Rechtsextremen tut sie so wenig wie möglich, siehe Fulda.<sup>33</sup> Das stärkt den Rechtsextremismus. Der hat eine Struktur mit kleinen Gruppen, die nach aussen hin unabhängig voneinander arbeiten. Wenn man die Einzelgruppe betrachtet, ist es keine terroristische Vereinigung, dann sind es alkoholisierte Jugendliche. Wenn man das Ganze sieht, dann ist es eine verzweigte Organisation, und die Drahtzieher sind sehr intelligente Leute. Wenn es mit der Wirtschaft weiter bergab geht ...?! Ich habe Angst, Panik, Paranoia, wenn ich daran denke.

Dein Computer gefällt mir. Er ist so bequem, so klein. Schreibst du eigentlich jedes Wort mit oder nur den Sinn? Ob ich merke, dass ich

schon wieder vom Thema ablenke? Natürlich merke ich das, ich bin doch nicht dumm. Es ist die Angst.

Weisst du, wann ich die Hitlerzeit verstanden habe? Nach Rostock habe ich die Hitlerzeit verstanden. Dass radikale Jugendliche Brandsätze gegen Asylanten werfen, und Leute stehen dabei und klatschen, eine ganze Menschenmenge steht dabei und klatscht, und die Polizei zieht ab. Findest du nicht auch, dass es sehr lange gedauert hat, bis die anderen auf die Strasse gegangen sind?

Es hat sich leider auch gezeigt, dass es noch Antisemitismus in Deutschland gibt. Wenn man den schürt, kann man etwas hochbringen. In den Medien, auch in den öffentlich-rechtlichen, gibt es Antisemitismus und Ausländerfeindlichkeit – so subtil, wer bemerkt das schon? Wenn etwa ein Fernsehreporter zu Ignatz Bubis, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, sagt, er habe lange überlegt, ob er ihn fragen soll: «Sind sie ein reicher Mann?» Was soll das? Dürfen Juden nicht reich sein? Bubis wollte von dem Reporter wissen, ob er sich überlegt, einen Christen am Beginn eines Interviews zu fragen: «Sind Sie reich?» Oder schau den versteckten Antisemitismus in Berichten über Israel an: Die Araber werden fast grundsätzlich als Opfer dargestellt. Unternimmt irgend jemand etwas dagegen, schreibt Leserbriefe oder ruft in den Fernsehanstalten an? Deine Frau Theurer? Sie hat zwar eine Israel-Reise gemacht und alles sehr gut wahrgenommen:

*Frau Theurer:* «Vor drei Jahren war ich in Israel. Unser Reiseleiter konnte sehr gut Deutsch. Seine Mutter war aus Mannheim, sein Vater aus Berlin. Er wusste doch alles, was geschehen ist damals, und ist mit uns Deutschen so freundlich, gütig, selbstlos umgegangen. Diese Selbstlosigkeit und Güte werde ich nie vergessen, nie! Ein älterer Teilnehmer sagte, «davon» habe er nichts gewusst!! Das ist doch nicht zu fassen!!! Da ist eine Gedenkstätte, Yad Vashem, an dem Tag, wenn man dort ist, braucht man sonst nichts mehr. Die Allee mit den Gedenktafeln, die Lichter in der grossen Halle für die Kinder, die umgebracht wurden. Da kommt es zum Vorschein. Wir müssen uns das anschauen. Wir müssen uns dem aussetzen. Frau Mahnkopf, Sie müssen nach Israel! Das zu sehen, und die Juden dort, wie armselig sie leben

und wie mühsam sie arbeiten müssen, dass sie etwas zu leben haben. Im Kibbuz geht es schon morgens um fünf in die Orangenplantagen, hart wird da gearbeitet. Wie festlich der Shabbat vorbereitet wird. Sie haben alle zusammen zwei Autos, und jeder muss es anmelden, wenn er ein Auto braucht. Ihre Bescheidenheit, und wie selbstverständlich sie das nehmen.

– Sie spricht mir auch aus dem Herzen, wenn sie zu ihrer Freundin sagt: «Sie müssen sich dem aussetzen. Sie müssen nach Israel ...» Aber tut sie was? Schreibt sie einen Leserbrief?

Israel ist so ein kleines Land, nicht grösser als Hessen. Ich wünsche mir nur, dass Israel in Frieden existieren kann. Das ist alles, was ich will. Ich gebe gerne alles her, wenn wir dadurch Frieden haben, den Gaza-streifen, die Westbank, obwohl dann das Land an der schmälsten Stelle gerade noch 15 km breit ist, und die Golanhöhen, obwohl man von ihnen herunter den ganzen Norden Israels beschiessen kann. Nur Frieden, dann will ich auf das alles verzichten. Viele denken so. Jetzt hat Israel die Verträge mit der PLO abgeschlossen. Ich hoffe nur, dass meine Befürchtungen sich nicht bewahrheiten, wir könnten am Ende nichts haben als Unterschriften.

Was geschehen müsste, damit ich mich in Deutschland wohler fühlen kann? – Ich kann gerade gar nicht denken. Mich schmerzt mein Arm. Mein Arm! Der schmerzt so. Ich weiss nicht, was ich noch machen soll, ich hatte Massagen und Spritzen, und es tut so weh. Ich weiss schon, du meinst, es ist wieder ein Versuch, abzulenken. Warum soll ich mir etwas wünschen in Bezug auf Deutschland? Ich bin Ausländerin und bleibe Ausländerin, denn nur, wenn ich meine israelische Staatsangehörigkeit aufgebe, was ich nie tun könnte, bekomme ich die deutsche. Warum muss das so sein? Unsere Kinder haben den deutschen und den israelischen Pass. Was soll ich mir denn wünschen?

Ich will nicht Angst haben müssen um mich, weil ich jüdisch bin, und nicht um meine Kinder, weil sie eine jüdische Mutter haben. Aber ich habe Angst. Ich will in Frieden leben. Die Gewalt von rechts soll aufhören. Wenn du diesen Gewalttätern zuhörst: sie sind so primitiv, so furchtbar primitiv! Ich wünsche mir, dass die Politiker und die Richter etwas

aus der Vergangenheit lernen! Dass man nicht wie damals denkt, «der Spuk wird vorübergehen» – und nicht merkt, dass es gar kein Spuk ist.

## Eine Elefantenhaut

*Liebe Michelle,*

*So leicht wie Sie hat es mir bisher keine Gesprächspartnerin gemacht. Nur eine Stelle zu streichen, alles andere: «einverstanden».*

*Vielen Dank!*

*Unserem Text würde ich am liebsten drei Photos hinzufügen: Das erste von dem klapprigen schnellen Aufzug, der mich in Ihre helle Wohnung über den Dächern von London brachte, das nächste vom Blick aus Ihrem Wohnzimmer auf die Themse mit den beiden Museumskähnen, die da vor Anker liegen, und das dritte, schönste, in Farbe, von Ihrem kleinen Sohn in seinen blauen Gummistiefelchen. Ich war beeindruckt, wie er mir auf Deutsch antwortete, mit dem Kindermädchen einen kurzen Wortwechsel auf Französisch hatte und Sie auf Englisch zu überzeugen suchte – erfolgreich –, dass er für den Spaziergang mit dem Kindermädchen im englischen Nieselregen nicht sein blaues Regenmäntelchen braucht, sondern seine überdimensionale rosa-gelb-bunte Wasserspritze.*

*Ich wünsche ihm und Ihnen, dass es ihm noch oft gelingen möge, Sie mit so guten Argumenten zu überzeugen!*

*Herzliche Grüsse, Ihre I. B.*

Warum sollte ich das Schicksal meiner Eltern und ihrer Eltern und Geschwister nicht erzählen können? Ich kenne es doch und lebe damit. Ich kann darüber sprechen, aber ich kann es nicht akzeptieren. Ich habe meine Methode entwickelt, damit zurechtzukommen. Wir alle haben da unsere Methoden. Die einen, indem sie es verdrängen, was manchen fast das ganze Leben über gelingt, wenn sie auch vielleicht nachts im Traum laut schreien. Andere, indem sie eine Neurose entwickeln und dann eine

Therapie machen, die hilft oder nicht hilft. Andere, indem sie sich politisch engagieren oder künstlerisch arbeiten oder indem sie beruflich Ausserordentliches leisten.

Ich meinerseits habe mir eine dicke Haut, meine Elefantenhaut zugelegt und die Fähigkeit entwickelt, mich von dem Negativen, das mir begegnet, nicht unterkriegen zu lassen, sondern im Gegenteil Kraft daraus zu schöpfen. Ich erlebe, dass andere über Schmerzen klagen, über Misserfolge jammern, in Auseinandersetzungen den kürzeren ziehen und die Ziele, die sie sich gesteckt haben, aufgeben. Aber ich, wenn ich etwas will, so verfolge ich es so lange und so angemessen, bis ich es erreicht habe, und wenn es dabei Schwierigkeiten, Rückschläge und Schmerzen gibt, so lasse ich mich nicht unterkriegen, ganz im Gegenteil. Ich bin sozusagen aus Prinzip erfolgreich. Ich verdiene viel Geld und habe überhaupt keine Fähigkeit, unglücklich zu sein.

Ich habe eine gute Voraussetzung für mein Dasein: Ich bin die lebendig gewordene Hoffnung meiner Eltern. Sie hatten, ich weiss nicht wie, überlebt. Sie lernten sich kurz nach dem Krieg kennen. Meine Mutter war einundzwanzig Jahre alt, mein Vater achtunddreissig. Im August 1947 bin ich geboren. Dass ich jüdisch bin, habe ich schon als kleines Kind gewusst. Es hat mit der familiären Tradition zu tun, mit der engen Bindung zwischen der jüdischen Mutter und ihren Kindern, mit traditionellen ethnischen Bindungen und dem Aufwachsen in einer Getto-Atmosphäre. Meine Eltern haben mich ganz in ihre Aufmerksamkeit und Liebe eingehüllt. Ich wurde sehr verwöhnt. Sie sorgen sich heute noch um mich, und ich habe eine sehr enge Beziehung zu ihnen. Ich besuche sie jeden Monat und rufe jeden Tag mehrmals zu Hause an. Es gibt Tage, da möchte ich jede Stunde mit meiner Mutter telefonieren. Wir sind aufeinander angewiesen, denn wir haben keine engen Verwandten. Unsere nächste Verwandte ist eine Kusine hier in London, mit der ich dieselben Urgrosseltern habe. Denn fast alle Angehörigen meiner Mutter und alle Angehörigen meines Vaters, der das jüngste von fünfzehn Geschwistern war, wurden umgebracht. Das finde ich ungeheuerlich. Nach allem, was

meine Eltern erlebt haben, spielen Unsicherheit und Angst eine grosse Rolle in ihrem Leben, und ich möchte ihnen alles Liebe tun und ihnen allen Kummer ersparen.

Meine Eltern waren ganz besondere Eltern, die mir nie von ihren bitteren Erfahrungen erzählt haben. Dadurch haben sie mir erspart, dass ich ihr Leiden hätte mitempfinden müssen. Für sie war es abgeschlossen. Sie sprachen zu Hause nie darüber. Die Gefühle, die für mich mit diesen Geschichten Zusammenhängen, lasse ich nicht an mich heran. Nach aussen habe ich mir eine Elefantenhaut wachsen lassen, und nach innen habe ich mich hart gemacht. Ich bin kein typisches Beispiel für die Zweite Generation. Ich habe nicht wie andere unter dem Leiden meiner Eltern gelitten, und der Antisemitismus, der mir begegnet ist, hat mich stimuliert, so wie mich jede Widrigkeit stimuliert. Aber ich kenne die Gefühle, die das Leiden der Juden in meinen Eltern auslöst.

Meine Mutter stammt aus dem östlichen Polen, der heutigen Ukraine, aus einer sehr vermögenden Familie. Als 1939 die Russen einmarschierten, die sie als genauso antisemitisch erlebte wie die Deutschen, hat sie sich mit ihrer Mutter und ihrer Schwester zusammen mit falschen Papieren versteckt. Doch als 1942 die Deutschen kamen, wurde ihre Mutter und ihre Schwester von der Gestapo verhaftet. Sie hat die beiden in das Gestapogebäude hineingehen sehen und danach nie wieder etwas von ihnen gehört. Sie selbst wurde in ein Lager nach Deutschland deportiert, ich weiss nicht, wohin. Sie hat überlebt und dachte, alle ihre Angehörigen seien tot. Trotzdem suchte sie und fand 1946 ihren Vater wieder. Wie und wo, weiss ich nicht. Ich müsste sie danach fragen.

Meine Mutter ist eine wunderbare Frau, tolerant, menschlich und liebevoll! Ich habe den Eindruck, all das Schwere, das sie erlebt hat, hat sie darin nur noch stärker gemacht. Sie ist meine Wurzel, die einzige, die ich habe. Meine Kraft kommt von ihr, von ihrem bedingungslosen Vertrauen zu mir. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich irgend etwas tun könnte in meinem Leben, das meine Mutter nicht hundertprozentig gut fände. Das ist bis heute so. Ich kann ihr alles sagen und finde immer ihre

Bejahung. Für viele Menschen ist das Leben wie ein stürmisches Meer, von dem sie hin und her geworfen werden und wo sie alle Hände voll zu tun haben, dass sie nicht untergehen. Für mich nicht! Ich habe meine Mutter. Sie ist für mich wie ein Floss, auf dem ich meinen sicheren Platz habe. Ich brauche mich um Stürme, Untiefen und die Gefahr, zu kentern, nicht zu kümmern. Meine Mutter hat mir das Leben sehr leicht gemacht; sie hat nichts Unnötiges von mir verlangt.

Meinen Vater habe ich sehr geliebt, aber es war mehr die Idee des Vaters, die ich in ihm geliebt habe. Ich hatte das Gefühl, mein Vater ist eigentlich ein anderer Mensch. Er war durch den Krieg körperlich sehr geschwächt, litt zunehmend unter Diabetes und Herz-Kreislauf-Problemen und war wohl auch in seiner Persönlichkeit verändert. Er war meist etwas depressiv, und nur manchmal brach durch, wie lebenslustig er sein konnte. Was er während des Krieges erlebt hat, weiss ich nicht, und ich weiss nicht, ob meine Mutter es weiss. Er hat zu mir nie auch nur ein Wort über die Nazi-Zeit gesagt. Als Kind war ich egoistisch und oberflächlich genug, das angenehm zu finden. Heute wäre es mir lieber, wenn ich etwas wüsste. Aber ich kann meinen Vater nicht mehr fragen. Er starb, als ich zweiundzwanzig Jahre alt war. Meine Mutter heiratete wieder, und wenn ich von ihr und meinem Stiefvater spreche, so sage ich ganz natürlich «meine Eltern».

Ich hatte eine glückliche Kindheit. Ich erinnere mich natürlich nicht an alles; manches, was ich von damals weiss, stammt mit Sicherheit aus den Erzählungen meiner Eltern. Meine Mutter erzählt vom Krieg nichts, aber von meiner Kindheit, bei der Geburt angefangen, jedes Detail, auch ihre Gefühle. Da ist sie wie meine Freundin. Für mich verbindet sich mit meiner Kindheit das Gefühl von Glück. Dabei hatten wir, als ich klein war, ein sehr unstabiles Leben, materiell ging es uns schlecht, und ich hatte als Kind nichts Festes ausser meinen Eltern.

Ich wurde in Breslau geboren. Wir mussten nach einer Zwischenstation in Warschau aus Polen fliehen, und meine Eltern hatten nach dem Krieg keine Papiere mehr. Mein Vater ging in ein DP-Lager<sup>34</sup> in Deutsch-

land, weil er hoffte, er könne uns dort Papiere für die Einreise in die USA beschaffen. Da das aber nicht sicher war, wollte meine Mutter schauen, wie es für uns in Israel wäre, und liess sich 1951 mit mir zusammen von einer jüdischen Organisation nach Israel verschiffen. Wir lebten dort ein Jahr lang in einem Lager, das aus lauter kleinen Rundhütten bestand. Meine Mutter arbeitete in der Landwirtschaft. Aber sie musste feststellen, dass das Israel dieser Pionierzeit nur etwas für die Starken war. Die Lebensbedingungen und das Klima in Israel waren zu hart für sie, und ihr wurde klar, dass mein Vater es dort nicht schaffen würde, denn sie hatten beide während des Kriegs gesundheitlich gelitten.

Doch gerade wegen dieser gesundheitlichen Folgen bekamen sie die Einreise nach USA nicht. Bei der dafür vorgeschriebenen amtsärztlichen Untersuchung wurde bei meiner Mutter ein Schatten auf der Lunge festgestellt. Meine Eltern haben es in vielen anderen Ländern versucht, aber kein Land wollte uns aufnehmen. So sind wir, sehr gegen den Wunsch meiner Eltern, in Deutschland hängengeblieben.

Ich war fünf Jahre alt, als meine Mutter und ich aus Israel nach Deutschland kamen. Bevor ich in die Schule kam, hatte ich Deutsch gelernt. In München, in der Nähe des Deutschen Museums, begannen meine Eltern sich mit einem kleinen Lebensmittelgeschäft eine bescheidene Existenz aufzubauen. Das kleine Geschäft lief ganz gut. Später eröffnete mein Vater ein Café, und die Mutter führte das Lebensmittelgeschäft noch eine Zeitlang alleine weiter, bis das Cafe so weit war, dass sie dort gebraucht wurde. Wir wohnten bis 1957 alle drei zusammen in einem möblierten Zimmer. Neun Familien teilten sich die Küche. Die Toilette, eine einzige, war im Treppenhaus. Ein Bad gab es nicht. Einmal in der Woche gingen wir im Volksbad in die Wannenreinigungsbäder.

Ob meine Eltern privat Kontakt mit Nichtjuden hatten? Nein, ich glaube nicht. Es erscheint mir unvorstellbar, denn das soziale und emotionale Leben unserer Familie spielte sich im jüdischen Umfeld ab, in einem unsichtbaren Getto.

Als ich ein wenig älter war und mir selbst Gedanken darüber machte, betrachtete ich die Integrations- und Assimilationsbemühungen der deutschen und österreichischen Juden seit dem 19. Jahrhundert sehr skeptisch, denn ich sah, dass sie ihnen nichts geholfen hatten. Ich dachte und denke auch heute noch: hätten wir uns auf Distanz gehalten, dann hätten wir vielleicht rechtzeitig gemerkt, was mit Hitler auf uns zukommt.

Ich bekam in München als Schulkind enorm viel Antisemitismus zu spüren. Sie meinen, der Antisemitismus sei nach dem Krieg nicht mehr salonfähig gewesen? Das wundert mich. Mir sagten mehrere Mitschülerinnen, sie würden mich gerne nach Hause einladen, aber ihre Eltern erlaubten es nicht, weil ich Jüdin bin. Ob ich mich selbst deshalb bedauert habe? Nein, kein bisschen! Ich fand eher diese dummen Wesen bedauerenswert, die sich nicht einmal schämen konnten! Als meine beste Freundin mit sechzehn Jahren einen Freund hatte, den sie später auch heiratete, erklärte sie mir, er verbiete ihr den Umgang mit mir. Ob mich das gekränkt hat? Nein. Das Mädchen war für mich von dem Augenblick an uninteressant; ich hatte eine Mischung aus Mitleid und Verachtung für sie, weil sie derart über sich bestimmen liess. «Die Jüdin muss in der letzten Reihe sitzen», sagte die Biologielehrerin. Ja, man sollte es nicht glauben, aber so etwas war auch nach der Shoah noch möglich. Ich setzte mich, ohne mit der Wimper zu zucken, in die letzte Reihe und dachte: «Diese dumme Kuh!» Ich will ihren Namen nicht nennen, nein, denn vielleicht hat sie sich geändert. Ob es mich nicht doch verletzt hat? Es hat mich nicht einmal berührt. Doch Sie haben recht: Was hätte diese Person anrichten können, wenn sie es mit weniger robusten jüdischen Kindern zu tun gehabt hätte! Ich war die einzige jüdische Schülerin an dieser Schule und ich war stark genug, diesen Schlag und andere Schläge zu verkraften. Ich brauchte auch meine Eltern damit nicht zu belasten. Aber als in der zehnten Klasse unter einem Deutschaufsatz neben einer ungerne gerechtfertigt schlechten Note stand: «Nicht genügend christliches Gedankengut», hat sich meine Mutter beim Schulleiter beschwert. Da kam sie aber schlecht an!

Dieser ehrenwerte Herr, dessen Namen ich ebenfalls nicht nennen will, denn auch er könnte sich geändert haben, drohte ihr, er werde, wenn sie sich weiter querlege, dafür sorgen, dass ich weder an dieser noch an sonst einer Schule in Bayern zum Abitur käme. So war das, und es hat mich nicht erschüttert, denn ich habe mich in der Schule ohnehin permanent als Aussenseiterin gefühlt.

Ich wollte auch gar nichts anderes sein. Es hat mir gefallen zu provozieren, und ich habe mir keine Mühe gegeben, mich zu integrieren. Meine Mitschülerinnen haben alle bairisch gesprochen. Ich nicht. Ich dachte nicht daran, mein Hochdeutsch den anderen zuliebe gegen ihren Dialekt auszutauschen. Ich war anders, und ich wollte auch anders sein!

Den Grund dafür weiss ich aber erst heute: Ich wollte nicht sein wie meine Klassenkameradinnen. Weil sie Deutsche waren. Ich hatte als Kind, obwohl in der Familie in meiner Anwesenheit nicht darüber gesprochen wurde, die Angst meiner Eltern vor den Deutschen und ihren Hass gegen sie mitbekommen.

Als ich etwas älter war, ging ich häufig nicht zur Schule, sondern lieber abends nach Schwabing. Ich tat das mit Mutters Einverständnis, aber mein Vater durfte es nicht wissen. Er war sehr ängstlich, und er hätte mir niemals erlaubt, mit deutschen Jungen auszugehen. Das Café meiner Eltern lief damals sehr gut, und sie kamen in der Regel erst zwischen zwei und drei Uhr in der Nacht nach Hause. Dem Vater zuliebe verlangte meine Mutter von mir, dass ich dann mit geschlossenen Augen im Bett lag. Morgens stand ich allein auf – oder auch nicht. Ich hatte von meiner Mutter einen Stapel vorgefertigter Entschuldigungsbriefchen. In einem Halbjahreszeugnis stand: «Ein Zeugnis kann nicht erteilt werden, weil die Schülerin den Unterricht nur an insgesamt 29 Tagen besucht hat». Ich konnte kein normales Abitur machen, weil ich nicht die notwendigen Klausuren für das Anmeldezeugnis vorweisen konnte. Ich habe deshalb eine Art Begabtenabitur für externe Schüler abgelegt. Da musste ich mich fast in jedem Fach prüfen lassen, was mir recht war, denn ich hatte jeweils mindestens drei Tage Zeit zur Vorbereitung. Die habe ich so gestal-

tet, dass das Ergebnis ein Abitur mit einem Durchschnitt von Einskomma zwei oder -drei war.

Am Tag nach dem Abitur habe ich Deutschland verlassen und bin zum Studium nach Genf gegangen. Ich machte ein Doppelstudium, Mathematik und Physik, und schloss beides mit dem Diplom ab. Ich musste mir mein Studium weitgehend selbst finanzieren. Ich suchte und fand immer anspruchsvolle, einträgliche Jobs. Meine Zeit fürs Studium war dadurch allerdings eingeschränkt. Ich war selten in den Vorlesungen und hatte nicht die Zeit, mich auf alle Klausuren gründlich genug vorzubereiten. Ich rechnete mir also aus, wenn ich die Hälfte des Pensums gründlich lerne, so habe ich die Chance, entweder eine gute Klausur zu schreiben oder, wenn die falsche Hälfte abgefragt wird, durchzufallen. Man konnte die Klausur ohne weiterreichende Folgen wiederholen, und ich hatte Zeit, die andere Hälfte zu lernen. Mit dieser Technik waren meine Prüfungen im Endergebnis sehr gut.

Ich selbst habe ziemlich spät geheiratet und lebte dann zwölf Jahre lang in einer glücklichen, wenn auch leider kinderlosen Ehe. Die Familie meines Mannes war wegen der Nazis sehr frühzeitig aus Deutschland nach England emigriert und hatte ihren ganzen grossen Reichtum gerettet. Sie hatten die hochmütige Haltung: «Uns kann so etwas nicht passieren wie denen, die so blöde waren und in Deutschland blieben». England war ihnen dann 1938 für ihren einzigen Sohn auch nicht mehr sicher genug, und sie schickten ihn im Alter von 18 Monaten mit dem Kindermädchen nach USA, von wo er 1945 als Achtjähriger zurückkam, der seine Eltern nicht kannte und sie auch nicht richtig kennenlernen konnte, weil sie ihn ein halbes Jahr später auf eines der besten britischen Internate schickten. Er war, als wir heirateten, ein religiöser Jude. Wir haben einen koscheren Haushalt geführt und die Feiertage und den Shabbat eingehalten. Das war für mich in Ordnung. Dass er mich, eine Ostjüdin geheiratet hat, freute seine Eltern nicht. Nach dem Tod seines Vaters wurde mein Mann sehr fromm, ging jeden Tag in die Synagoge und begann darunter zu leiden, dass ich mich nicht auch so verhielt und nicht

anfang, mich nach orthodoxen jüdischen Vorschriften zu kleiden und das Haar zu verhüllen. Er entwickelte eine allzu enge Beziehung zu seiner verwitweten Mutter und war plötzlich zwischen mir und ihr hin- und hergerissen. Dieser Zustand erschien mir allzu misslich und ich fand es besser, meinen Mann und mich daraus zu befreien. Als ich ihm die Scheidung vorschlug, war er erleichtert, und die Sache ging innerhalb von sechs Wochen über die Bühne. Das ist sechs Jahre her.

Vor drei Jahren kam, von mir heiss erwünscht, mein Sohn zur Welt. Erst seit diesem Moment empfinde ich es als Nachteil, dass ich ohne Geschwister aufgewachsen bin und keine näheren Verwandten habe. Wer würde sich um ihn kümmern, wenn ich sterben würde und meine Mutter einmal nicht mehr am Leben ist?

Weil ich mich immer und überall als Aussenseiterin betrachte, werde ich sofort weg sein, wenn es brenzlich wird. Wer würde mir dann helfen? Niemand! Ich bin nicht auf ein Land fixiert und will nicht Angehörige eines Staates sein. Denn dem wäre ich dann ausgeliefert. Ich spreche fünf Sprachen: Polnisch, Deutsch, Englisch, Französisch und Hebräisch, und kann mich in einigen anderen verständigen. Mein Kind ist dreisprachig; es spricht mit mir englisch und deutsch, im Kindergarten englisch und mit dem Kindermädchen französisch; ausserdem kann es sich mit den Grosseltern Polnisch und mit Bekannten und Leuten auf der Strasse in Israel Hebräisch verständigen. Es ist mir völlig egal, wo ich lebe, und ich ziehe alle sechs bis sieben Jahre um. Mein Kind und ich haben beide einen deutschen, einen englischen und einen Schweizer Pass und können als Juden jederzeit nach Israel einwandern. Wenn ich ein Land wählen müsste? Dann wohl Israel. Ich habe hier in London eine schöne Wohnung mit Blick auf die Themse. Sehr malerisch, ja. So eine Wohnung in so einer Lage kriege ich mit dem entsprechenden Geld auch in jeder anderen Stadt. Natürlich hätte ich gerne, wie das die meisten Menschen haben, Wurzeln und einen vorgegebenen Rahmen.

Ob ich eine Parallele zwischen mir und dem jungen Andri in Max Frischs Stück «Andorra» sehe? Naja, boshaft-dumme Leute dichten ihm bestimmte «jüdische» Eigenschaften an, scharfe Intelligenz, mangelnde

Vaterlandsliebe, Interesse am Geld. Er glaubt schliesslich selbst daran und entwickelt eben diese Eigenschaften, so dass er auch von sich aus zum Aussenseiter wird und die Andorraner in ihm «ganz objektiv» den «Juden» erkennen können. Jetzt können sie ihr jämmerliches Gemeinschaftsempfinden stärken, indem sie ihn gemeinsam umbringen. Das hat Max Frisch sehr schön dargestellt. Aber so wie dem Andri wird es mir nicht ergehen!

## Abscheulichkeiten, die nicht zu meiner Welt gehörten

*Liebe Madame Lecomte,*

*Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, dass ich Ihr Haus von aussen schon seit über dreissig Jahren kenne. Da meine «Au-pair «-Familie unseren Kontakt vermittelt hat, wissen Sie, dass ich als Studentin ein Jahr lang in Paris war. Ich kam damals fast täglich auf dem Weg zur Metro an dem Anwesen vorbei, das jetzt Ihnen gehört. Ich weiss nicht, ob ich mir damals überlegt habe, was für ein Haus und Garten sich hinter der schweren Eichentür und der Thujahecke verbirgt, deren Duft ich so gerne mochte. So schön wie er ist, hätte ich mir den Garten gewiss nicht vorgestellt, und darin kein so herziges Hündchen wie ihre Blanchette erwartet, wie es mit seinem hohen Stimmchen so wütend hinter einer Krähe herjagt.*

*Ich weiss aber noch gut, wie sehr mich die Gedenktafel am Torpfosten beschäftigt hat, die an zwei junge Frauen der Résistance erinnert: «... mortes pour la Liberté» («für die Freiheit gestorben»). Gedenktafeln, die auf die Verbrechen der deutschen Besatzung unter Hitler hinwiesen, sah ich damals in Paris an allen Ecken. Oft hiess der Text: «...assassiné par les Boches» («ermordet von den ‚Boches‘«). Ich hatte von der Tatsache der Nazi-Verbrechen in Frankreich bis dahin kaum eine Ahnung gehabt; von Oradour wusste ich genau so wenig wie von den übrigen Greueln. Ich wusste überhaupt nur Allgemeines auf eine ziemlich ungenaue Art. Meiner Au-pair-Familie muss mein Nichtwissen unbegreiflich gewesen sein. Aber sie sahen mein Entsetzen und meine Tränen über das, was sie mir erzählten und was ich sonst erfuhr, und halfen mir, mich damit auseinanderzusetzen, ohne mich mit Schuldvorwürfen zu beladen.*

*Wenn ich damals gewusst hätte, dass ich einmal neben der Gedenktafel klingeln würde, um mit Ihnen ein Interview zu machen, wäre ich*

vermutlich sehr glücklich gewesen. Als sie die Manuskriptseiten durchblätterten, die ich Ihnen mitgebracht hatte, zeigten Sie auf die Kapitelüberschrift «Grossmutter's Telefonnummer» und sagten lachend «so ähnlich war es auch bei mir». Da waren wir schneller, als ich gehofft hatte, mitten im Gespräch.

Mich hat beeindruckt, wie sicher und leicht Sie hin und her gingen zwischen dem heute für Sie Alltäglichen und Ihren Gedanken an die Kindheit mit einer Mutter, die als junges Mädchen Auschwitz überlebt hat. Zum Beispiel, als Ihre Söhne nach Hause kamen, erst einmal berichteten, was sie erlebt hatten, und meinen Computer in Augenschein nahmen, oder als Blanchette zu uns herrannte und Augentropfen brauchte, weil das betagte Hündchen, wie Sie mir voller Mitgefühl erzählten, nicht mehr genügend Tränenflüssigkeit produziert. Bruchlos waren Sie jeweils sofort wieder beim Thema, und Ihre warme Stimme, Ihr lebendiges Mienenspiel zeigten viel von dem, was beim Erzählen in Ihnen vorging.

Beim Ausarbeiten der Gesprächsmitschriebe merkte ich, dass ich nicht immer ausgehalten habe, bei dem zu bleiben, was Sie erzählten. Ich habe manchmal vorgegriffen, um mich zu vergewissern, dass es doch nicht ganz so schrecklich war, dass doch etwas heil geblieben war. So sagte ich an einer Stelle: «Aber Ihre Mutter ist nicht zerbrochen!», und als Sie bestätigten: «Nein, sie ist nicht zerbrochen», reichte mir das nicht und ich fragte: «Würden Sie sagen, sie ist kerngesund, im Kern gesund?» – «Ja», antworteten Sie, liessen sich aber nicht beirren, «trotzdem lebt sie nicht so wie Sie und ich».

Bei meinem zweiten Besuch einige Monate später, als Ihr Mann beim Gespräch dabei war, hat uns vor allem die Frage beschäftigt, die eine der bohrenden und nie beantworteten Fragen meiner Kindheit und Jugend gewesen war: «Was haben die Deutschen gewusst?» Ich war gewohnt, dass diese Frage im Ton des Vorwurfs und der Verteidigung abgehandelt wurde, und es hat mir bei Ihnen und bei den anderen jüdischen Gesprächspartnerinnen ausgesprochen wohlgetan, sachlich und um Antworten bemüht darüber zu sprechen. Seit unserem Gespräch ist

*mir übrigens klar, dass die Frage «Was haben die Deutschen gewusst?», richtiggestellt, heissen muss: «Was hätten sie wissen können?»*

*Ihre Frage «Hätten Sie selbst als Kind denn wirklich gerne die Wahrheit gewusst?» hat mich weiter beschäftigt. Ich glaube, dass für ein Kind die Wahrheit immer heilsamer ist als die Lüge. Das Schreckliche war ja geschehen, es war ja eine Tatsache.*

*Lassen Sie mich von einer Erfahrung aus einem anderen Lebensbereich erzählen. Eines unserer Kinder, dem es wieder gutgeht, erkrankte im Alter von zwölf Jahren an Leukämie. Der modernen Medizin gelingt es seit einem knappen Vierteljahrhundert, Kinder mit Krebs durch eine langdauernde, äusserst aggressive Therapie zu retten. Inzwischen bleiben drei von vier Kindern, die an Krebs erkranken, am Leben. Man sagt den Kindern die Wahrheit über ihre Erkrankung und über die Therapie. Dafür gibt es drei Gründe: Der erste Grund: Wenn sie die Wahrheit wissen, und nur dann, sind die Kinder in der Lage, mit ganzem Mut, ganzer Kraft und uneingeschränkter Hoffnung durch die Therapie zu gehen. Der zweite Grund: Würde man versuchen, die Kinder anzulügen, so würden die Lügen zu Mauern zwischen dem Kind und den Erwachsenen, beide Seiten müssten sehr viel Energie dafür aufwenden, und das Kind wäre einsam hinter den Mauern der Lügen. Der dritte Grund: Auf den Kinderkrebsstationen beobachtet man immer wieder, dass die Kinder ohnehin alles wissen: Ein Siebenjähriger wehrt sich heftig gegen eine Untersuchung, die er schon zwanzigmal tapfer hat über sich ergehen lassen – das Ergebnis der Untersuchung heisst: ein Rückfall! Oder eine Zweijährige verschenkt alle ihre Spielsachen – und stirbt tags darauf.*

*Nicht die Wahrheit über die Erkrankung, sondern die Erkrankung selbst und die Tatsache, dass sie eine solch aggressive Therapie erfordert, ist das Schreckliche. Ich sehe keinen Grund, warum die Erfahrungen auf der Kinderkrebsstation nicht auch auf allen anderen Gebieten des Lebens gelten sollten. Ja, es wäre gut gewesen, wenn die Erwachsenen, die mir wichtig waren, mir als Kind die Wahrheit, ihre Wahrheit, über die Untaten gesagt hätten.*

*Ich möchte Ihnen auch etwas über unsere religiöse Erziehung sagen. Sie können sich vielleicht nur schwer vorstellen, dass in der religiösen Welt eines deutschen Kindes damals kurz nach dem Krieg ganz selbstverständlich Sara und Abraham, Lea und Rahel und Isaak, Esau und Jakob genauso lebten wie Maria, Jesus und die Menschen um ihn herum, dass Sodom und Gomorrah ebenso real waren wie das Kreuz von Golgotha und dass die Zedern des Libanon und die Wasser des Jordan paradiesähnliche Landschaften waren, schöner als jede Wirklichkeit hier. Und alles, als sei es unser ureigenes Eigentum, und als könne man an Auschwitz vorbei auf diese Geschichten der Menschen mit Gott, auf diese grundmenschlichen Gestalten und auf diese bedeutungsvollen Landschaften sehen. Als könne man von Sara reden und verschweigen, dass Millionen Ermordete den Namen Sara trugen.*

*Ich muss Ihnen sagen, ich lebte als Kind in einer äusserst verwirrenden geistigen Welt. Da gibt es auch schamvolle Erinnerungen an eigenes Geschwätz, das antisemitisch war, ohne dass ich das wusste.*

*Ab welchem Alter ist man fähig und selbst dafür verantwortlich, sich die notwendigen Informationen zu beschaffen, sich ein eigenes Urteil zu bilden und danach zu handeln? Es wird eine lebenslange Aufgabe für mich bleiben, aus der ich mich nicht davonstehlen will.*

*Ich danke Ihnen für Ihr Mittun,  
Ihre I. B.*

Meine Mutter hat dreieinhalb Jahre Auschwitz und durch ein Wunder auch den Todesmarsch überlebt. Dass sie im KZ war, wusste ich schon immer, und ich wusste, dass alle tot sind. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich es nicht gewusst hätte. Doch habe ich das Schreckliche nicht empfunden. Denken Sie nun bitte nicht, ich hätte mich nicht damit beschäftigt, nicht versucht, mir vorzustellen, was geschehen ist. Ich habe es mir vorgestellt, aber es war weit weg. Vergangenheit. Es war nicht die Wirklichkeit, in der ich lebte. Es war wie ein Film: Was sich abspielt, geht einem zwar nahe, aber dann ist es wieder weg. Was ich in diesem Film

gesehen habe? Nur Allgemeines, nichts Persönliches. Menschen, die gequält wurden, Berge von Leichen, Abscheulichkeiten, die nicht zu meiner Welt gehörten, Demütigungen, entehrte Menschen, die nicht mehr das Recht hatten, Menschen zu sein.

Ich kenne meine Mutter nur mit der Auschwitz-Nummer am Unterarm, die Ziffern fast zwei Zentimeter hoch, dick, blau. Sadistisch! Nie sonst habe ich die Nummer so gross gesehen. Welcher Arm es ist? Der linke. Ja, ich bin sicher, der linke. Oder – nein, nein, es ist der rechte. Ich bin unsicher, ich weiss es tatsächlich nicht. Warten Sie einen Augenblick, ich werde meine Eltern anrufen und meinen Vater fragen ... Es ist der rechte Arm, ja natürlich. Ob ich die Nummer weiss? Nein. Ich habe nie versucht, mir die Nummer zu merken. Als kleines Kind hielt ich's für etwas Normales, dass sie diesen Stempel hat. Später habe ich mich fast geschämt und versucht drumherumzureden: «Meine Mutter ist sehr ver-gesslich», sagte ich, «deshalb hat sie sich ihre Telefonnummer auf den Arm geschrieben». Ich weiss nicht, wer mir das geglaubt hat. Ihre Auschwitznummer ist eine fünfstellige Zahl und unsere Telefonnummern waren sechsstellig. Ich konnte das so hinreden. Meine Mutter gibt sich Mühe, den Stempel zu verbergen. Im Sommer legt sie sich eine Weste über den Arm.

Was ich empfinde, wenn ich mir vorstelle, dass man meiner Mutter das antat? Wut! Eine grosse Wut! Dass man Menschen stempelt wie Tiere! Demütigend! Es macht mich sehr traurig. Menschen, die das tun, sind nicht wert, dass man sie Menschen nennt. Ich will Ihnen etwas erzählen von einem sehr berühmten und eigentlich auch von mir hochgeachteten Filmschauspieler. Schreiben Sie bitte den Namen nicht; vielleicht täuscht sich meine Mutter. Aber jedesmal, wenn sie diesen Schauspieler in einem Film sieht, sagt sie: «Ich habe ihn in Auschwitz gesehen. Er ist für die SS-Leute dort aufgetreten.» Wenn sie sich nicht täuscht, dann hat dieser Mann gewusst, was dort geschieht, hat die Gefangenen gesehen und die Schornsteine – und hat geschwiegen. Sie haben natür-

lich Recht: nicht nur dieser eine, alle Künstler, die in Auschwitz aufgetreten sind, wussten es – und sie haben alle ohne Ausnahme geschwiegen.

Meine Eltern wollten nicht über diese Dinge sprechen, und ich habe sie auch nicht danach gefragt. Es muss einen Mechanismus in mir gegeben haben, durch den ich mich vor der inneren Berührung damit schützte. Als ich mit zwölf Jahren das Tagebuch der Anne Frank las, war ich beeindruckt und bekam grosses Interesse an einschlägigen Büchern, die mir gezeigt haben, dass das Ganze schrecklich und demütigend war.

Doch erst als ich fast erwachsen war, fiel mein Schutzwall in sich zusammen, während der Kindheit nicht. Ich erinnere mich noch genau an den Augenblick. Es war in einem Ferienlager. Ich war sechzehn Jahre alt und Leiterin einer Jugendgruppe. Wir schauten Bilder von Leuten im KZ an und sprachen darüber. Ein kleines Mädchen weinte. Ihre Grossmutter, die das KZ überlebt hatte, war ein paar Tage zuvor gestorben. Während ich versuchte, das Mädchen zu trösten, wurde ich sehr sehr traurig. Mir wurde zum erstenmal wirklich bewusst, dass ich meine Grosseltern mütterlicherseits nie gesehen hatte. Meine Grosseltern in der Schweiz habe ich sehr geliebt. Ich begriff, dass man mir die Grosseltern mütterlicherseits und die anderen Verwandten – wie soll ich sagen? Man hatte sie mir weggenommen. Man hatte mir meine ganze Familie weggenommen und mir das sonderbare Wesen meiner Mutter dafür gegeben.

Wissen Sie, meine Mutter ist schon sonderbar. Sie hat überlebt. Aber nur auf eine bestimmte Art; etwas in ihr ist gestorben. Deshalb ist sie anders als alle anderen Menschen.

Meine Mutter ist 1926 in Plonsk geboren, einem Dorf in der Nähe von Warschau, aus dem auch David Ben Gurion stammt. Sie wuchs als das Nesthäkchen einer grossen Familie mit Grosseltern, Tanten und Onkeln und vielen Cousins und Cousins auf. Sie hatten einen Hund namens Borek; wenn meine Mutter von ihm spricht, sind ihre Augen nass. Sie besaßen ein Ferienhäuschen irgendwo in der Nähe, ganz in der Natur. Mutter erzählt von Apfelbäumen und Wiesen, von einem jungen Fuchs,

den die Brüder eingefangen hatten und aufpäppelten, und einem jungen Falken. Von ihrer Mutter, die Krankenschwester war, lernte meine Mutter alles über Kräuter und ihre Wirkungen. Sie wusste schon als Kind so viel, dass man sie die «Kräuterhexe» nannte. Für meine Mutter, die so naturverbunden ist und Tiere mehr liebt als Menschen, war es das Paradies.

Ob sie religiös erzogen wurde? Ja, natürlich. Ihre Familie feierte den Shabbat und die Festtage, hielt sich an die alltäglichen Rituale und an die Speisegesetze. Ob sie Jiddisch gesprochen haben, weiss ich nicht. In meinen Ohren ist Jiddisch eher ein Dialekt als eine Sprache. Normalerweise sprachen sie Polnisch.

Ob ich mit meiner Mutter gerne nach Plonsk reisen würde? Nein! Überallhin, aber nicht nach Polen. Ich hätte Angst. Nein, Polen wollen wir nicht besuchen, denn vielleicht würde es uns ergehen wie einigen jungen Leuten aus der Gemeinde, die kürzlich in Auschwitz waren. Sie mussten sich in ihren Bus retten, damit sie nicht verprügelt wurden. Oder wir müssten womöglich dasselbe hören wie der Vater eines unserer Freunde. Er ist sehr wohlhabend und liess den Friedhof seines polnischen Heimatdorfes wieder herrichten, – den jüdischen Friedhof, ja, natürlich. – Als er zur Einweihung kam, schriean ihm einige Leute aus dem Fenster nach: «Hitler hat nicht alle erwischt. Es leben noch ein paar, die vergast werden müssten». Doch auch so glaube ich nicht, dass ich viel Spass dabei hätte, denn meine Mutter würde mir von Familienmitgliedern erzählen, die alle vernichtet wurden. Ich kenne die Namen, aber ich bringe sie durcheinander. Für meine Mutter, ja, für sie wäre es schön, denn sie war dort glücklich.

Als meine Mutter dreizehn Jahre alt war, kamen die Deutschen und riegelten in Plonsk das Getto ab. Ich stelle mir das so vor, dass sie einen Zaun um ein paar Häuser herumzogen, und die Leute durften nur noch zu bestimmten Zeiten raus. Raus musste man ja, sie mussten doch Lebensmittel einkaufen. Sie meinen, die Leute durften nicht raus zum Einkaufen? Nur in Gruppen, streng bewacht, zur Arbeit? Sind Sie da sicher? Ja, es ist klar, Sie haben recht. Meine Mutter erzählt, dass sie und ihre Brüder heimlich durch ein Loch im Zaun schlüpfen oder über den Zaun

stiegen, um Esswaren zu beschaffen. Ihre Mutter sagte: «Tut das nicht! Ihr riskiert euer Leben!» Sie ass auch nie etwas davon.

1941, als meine Mutter fünfzehn Jahre alt war, wurden sie alle nach Auschwitz gebracht. Ihre älteste Schwester nicht. Sie war schon lange in der Schweiz verheiratet und hat sich später sehr lieb um meine Mutter gekümmert. Der Bruder meiner Mutter war gerade nicht zu Hause, und sie hofften, er sei wenigstens für diesmal entkommen. Aber als sie in Auschwitz aus dem Zug herauskamen, sahen sie ihn. Er war aufgegriffen worden und mit dem gleichen Transport nach Auschwitz gekommen. Gleich nach der Ankunft, an der Rampe, wurden sie auseinandergerissen. Alle Angehörigen meiner Mutter kamen auf die eine Seite, nur sie und ihr Bruder kamen auf die andere. Meine Mutter wollte sich hinüber zu ihren Eltern und Verwandten stellen, aber ein Wachmann sagte: «Komm hier rüber, du wirst noch früh genug dran sein».

Was meine Mutter dabei wohl empfunden hat? Das habe ich mich auch schon gefragt. Meine Mutter spricht nicht über ihre Gefühle. Vielleicht hat sie versucht, nichts zu fühlen. Ich habe Angst, es könnte zu schmerzhaft für sie werden, wenn ich sie jetzt frage und wenn sie versucht, sich zu erinnern. Vielleicht ist es die Hölle. Ich will sie nicht fragen. Wenn ich an den Mengele – Sie wissen: den KZ-Arzt – denke: das ist für mich kein Mensch. Das ist ein Unmensch, ein perverser Unmensch. Ich suche nach einem passenderen Wort, aber da gibt es keine Worte. Eine Schwester meiner Mutter hatte die Kinder eines Onkels an der Hand und musste deshalb – wie praktisch alle Frauen mit kleinen Kindern – auf die Seite derer, die gleich umgebracht wurden. Die Eltern meiner Mutter, zwei Schwestern mit ihren Familien, die Geschwister ihrer Eltern, ihre Cousins und Cousinen – alle sind umgekommen. Nur meine Mutter und ihr Bruder haben überlebt.

Der Bruder kam ins Männerlager; sie wurde der Kleiderkammer zugeweiht, wo die Kleider der Vergasteten nach Wertgegenständen, die im Futter und in Säumen eingenäht waren, durchsucht und zum Transport

nach Deutschland hergerichtet werden mussten. Die Deutschen haben ja solche Methoden des massenhaften Umbringens entwickelt, dass die Kleidung der Opfer nicht zu Schaden kam. Es ist für mich unvorstellbar, dass man im Zusammenhang mit dem Tod an die Verwertung der Kleider und Schuhe denken kann. Aber so war es. Meine Mutter fühlte sich bevorzugt, denn wer bei der Arbeit ein Dach über dem Kopf hatte, hatte mehr Chancen zu überleben. Als die Fünfzehnjährige die Kleider ihrer Eltern in den Händen hatte, wollte sie tot sein. Sie musste weiterleben.

Zum Glück hat meine Mutter in Auschwitz eine Freundin gefunden, Chela, diejenige, mit der sie die Schlafpritsche zu teilen hatte. Chela war acht Jahre älter und war verheiratet. Sie hat sich sehr um meine Mutter gekümmert, war gut zu ihr. «Chela war die Seele meines Körpers», sagt meine Mutter. Chela hat überlebt, und ihr Mann auch. Ob sie ein Kind verloren hat? Das weiss ich nicht. Ich kannte Chela; ich besuchte sie, ihren Mann und ihre beiden nach dem Krieg geborenen Kinder in Israel. Sie war eine kleine unscheinbare Frau, zart, zäh, sehr herzlich. Als sie vor zehn Jahren starb, war das für meine Mutter ein grosser Verlust.

Als wir älter waren, gab meine Mutter manchmal etwas von dem, was sie in Auschwitz erlebt hatte, preis. Anfangs waren die Fenster der Gaskammern nicht so dicht. Gas entwich, und die Leute mussten lange leiden. Aus den Verbrennungsöfen quoll Gestank, und aus grossen Rohren lief Fett heraus, das verwendet wurde, um Seife herzustellen. Das hat meine Mutter erzählt.

Ja, ich kann gut verstehen, dass Sie das hören, als ob jemand aus einem KZ-Roman rezitiert. Schön wär's, wenn es nur ein Roman wäre. Das verkauft sich gut, so ein KZ-Roman: Krieg, Verzweiflung, dann mischt man eine Liebesgeschichte hinein, ein bisschen von allem. Aber für meine Mutter war es die Wirklichkeit – mit dem Gestank und den Leichenbergen.

Es gab Leute, die in manchen Situationen vor Angst ihr Brot nicht essen konnten. Oft hat man auch Brot bekommen, das verschimmelt war. Meine Mutter sammelte alles ein und ass es, egal wie schimmelig es war,

einfach aus Hunger. Sie hatte wohl keine Angst. Die Eltern waren tot; die Familie war tot; sie hatte keine Angst mehr vor dem Tod.

Sie erzählte auch, dass sie lernte, mit offenen Augen zu schauen, *ohne zu sehen*, wenn sie den Exekutionen beiwohnen mussten. (Ich glaube Ihnen gerne, dass Sie an dieser Stelle beim Aufschreiben ins Stolpern geraten sind, und eine Pause brauchen.)

Ein Erlebnis erzählt meine Mutter wie eine lustige Anekdote. Sie sollte neue Schuhe bekommen, Holzschuhe, wie die Holländer sie tragen. Sie gab ihre Schuhgrösse an, aber die Schuhe, die sie bekam, waren viel zu klein, denn ihre Füsse waren angeschwollen. Sie sagte irgendwas zu der Aufseherin. Da gab diese ihr eine solche Ohrfeige, dass das zierliche, abgemagerte Mädchen mit den zu kleinen neuen Holzschuhen meterweit übers Eis schlitterte. «Siehst du, wie gut du laufen kannst!» höhnte die Aufseherin. Meine Mutter sagte, die Frauen seien noch schlimmer und brutaler als die Männer gewesen, ganz mies, sadistisch. Beim Erzählen lachte sie schallend, als fände sie es lustig. Ich fand es nicht zum Lachen. Die Häftlingskleidung war, so sagte meine Mutter, wie Holz am Körper.

Von ihrem Bruder erzählt sie, wie er einmal der Folter standgehalten hat: Ein Mann war geflohen, und die Deutschen haben den Bruder meiner Mutter gefragt, wohin der Mann geflohen sei. Er sagte es nicht. Sie haben ihn mit einer Peitsche mit Eisenkugeln am Ende der Schnüre richtig zerhackt. Er sagte nichts. Sie liessen ihn halbtot liegen. Er war für die Mitinsassen ein Held, und sie pflegten ihn gesund. Man erzählte es auch seiner Schwester, voller Bewunderung.

Das ist das, was ich durch meine Mutter weiss. Ich hätte gerne mehr von ihr erfahren, aber sie wollte nichts erzählen, und ich habe Angst, Wunden aufzureissen. Mutter wird schon erzählen, wenn sie möchte. Ich will sie nur fragen, wenn ich spüre, dass sie von mir gefragt werden möchte.

Meine Mutter war neunzehn Jahre alt, als Auschwitz vorbei war, und ein Teil ihres Lebens und ihrer Gefühle ist dortgeblieben.

Sie kam in den Todesmarsch. Man liess die Gefangenen nach dem ersten Tagesmarsch in einer Scheune übernachten, und am nächsten Morgen blieb meine Mutter nach ein paar Schritten stehen und sagte: «Ich kann nicht mehr». Ihre Füsse waren so angeschwollen, dass sie an der Oberkante der Schuhe überquollen und daran scheuerten. Es schmerzte unerträglich. Neben ihr ging ihre Freundin Chela. Die blieb auch stehen, mit ihr zusammen. Welches Gefühl ich habe, wenn ich an diesen Moment denke? Ich weiss es nicht. Ich empfinde Mitleid, sehr viel Mitleid. Dieser eine Moment! Sie spürte, «ich kann nicht mehr weiter, ich werde fallen». Da ist sie stehen geblieben. So hat sie es mir erzählt. Mag sein, es war bei ihr auch ein bisschen Mut im Spiel. Sie wollte vielleicht nicht weitergehen, bis sie umfällt, weil sie wusste, wer am Boden liegt, wird erschossen. Vielleicht war es auch ein Rest von Eigensinn? Ich habe mir schon einigemal die Frage gestellt, warum die SS-Leute nicht auf diese zwei Frauen geschossen haben.

Vielleicht waren auch sie schon müde und wollten nicht mehr töten? Wenn ein Krieg verloren ist, wird man wieder ein Zivilist. Oder vielleicht haben sie deshalb nicht geschossen, weil sie bloss die abgemagerten Skelette zweier Mädchen sahen? Warum wundern sie sich, dass ich versuche, mich in die Wächter hineinzudenken? Es sind doch Menschen. Das Schiessen war ihr Auftrag. Da wäre es für sie doch normal gewesen, zu schiessen? Ich glaube, viele, wenn sie sich das, was sie damals taten, heute überlegten, könnten sich selbst nicht mehr verstehen. Sie waren wie vernebelt von einer Droge; sie waren in einem Rausch, dem Kriegs- und Siegesrausch. Ein paar Verrückte erfinden eine Welt – und Millionen gehorchen!

Meine Mutter jedenfalls riskierte es und blieb stehen. Sie konnte nicht mehr klar denken. Es war bestimmt das Richtige. Sie hat überlebt. Sehe ich wirklich so aus, als spreche ich hier von etwas Positivem? Ich bemühe mich, Ihnen etwas zu erzählen, ohne Gefühle. Meine Mutter sagte: «Wir sind stehen geblieben und dann einen Hang runtergerollt, und dort war gleich ein Bauernhof. Zu dem sind wir hingegangen, und die Bauern hat-

ten Angst vor uns. Alle, denen wir begegnet sind, hatten Angst vor uns. Man warf uns das Essen zu, man wollte nichts mit uns zu tun haben.» Die beiden trugen die gestreifte blaugraue Häftlingskleidung. Meine Mutter und ihre Freundin kamen, ich weiss nicht, auf welche Weise, nach Prag in ein Auffanglager des Roten Kreuzes. Dort blieb meine Mutter ein halbes Jahr lang. Es hat ihr dort gut gefallen, obwohl die Stadt vom Krieg sehr mitgenommen war.

Ihre Schwester in der Schweiz fand sie durch das Rote Kreuz und holte sie zu sich. Meine Mutter hatte keine anderen Angehörigen mehr ausser ihrer Schwester und ihrem Bruder. Ihr Bruder wanderte nach USA aus.

Die Schweizer Behörden wollten meine Mutter nach ein paar Monaten ausweisen, und zwar nach Deutschland, obwohl sie nicht aus Deutschland stammte und zu Deutschland keine andere Beziehung hatte als die, dass die Deutschen ihre ganze Verwandtschaft umgebracht hatten. Da hat mein Vater sie geheiratet, und sie zog mit ihm nach Frankreich.

Ich glaube, meinem Vater war es ganz recht. Ihm gefällt die Retter-Rolle, und ausserdem brauchte er auf diese Weise nicht um die Hand einer Frau anzuhalten. Vielleicht hätte er sonst nie geheiratet. Er ist ein sehr scheuer Mensch. Jude, natürlich, was denn sonst? Er ist 1922 in Südfrankreich geboren. Mein Vater versäumte leider, seine neunzehnjährige Frau in eine Schule zu schicken, wenigstens für ihr Französisch. Sie haben 1946 geheiratet, und meine Mutter wurde sofort schwanger. Es war meinem Vater damals wohl wichtiger, dass dieses dünne Mädchen bald einen Kinderwagen schob, als dass sie etwas lernte. Sie hat nach der Geburt sehr zugenommen; bei einer Grösse von 1,56 m wog sie 86 Kilo. Das hat sich wieder gebessert. Sie ist immer noch eine feste Person, aber nicht mehr so überdimensional. Was ich über meinen Vater sagte, ist vielleicht ein bisschen scharf gesagt, denn er hat es gut gemeint: Er war überzeugt, dass es für die junge Frau richtig ist, Kinder zu haben, damit sie abgelenkt und beschäftigt ist. Ich glaube aber, sie wäre gerne zur Schule gegangen.

Können Sie sich vorstellen, dass jemand das KZ tatsächlich erlebt hat, ein fünfzehnjähriges Mädchen, meine Mutter? Den Gestank, die Leichenberge, die Haare, den zusammengegriffenen Schmuck? Und dass man nachher noch ein Mensch sein kann, ein Mensch mit einigermaßen normalen Gefühlen? Das ist für mich gar nicht vorstellbar. Obwohl ich es weiss.

Ich glaube nicht, dass ich selber nach so einem Erleben mein Leben weiterleben könnte, wie es meine Mutter getan hat. Ich wäre auch nicht bereit dazu! Sie meinen, das Leben bringt einen dazu? Ich fürchte, sie haben Recht. Aber dann muss ich sagen, es ist ein Fehler der Natur. Man darf nach so etwas nicht als ein normaler Mensch weiterleben. Man darf nicht einfach mit einem Tuch über der Auschwitznummer durch die Welt gehen. Man muss die Menschheit aufrütteln.

Bevor ich selber eine Familie gegründet hätte, hätte ich mir Luft gemacht, hätte informiert, erzählt, mich gewehrt, hätte nicht zugelassen, dass die Naziverbrecher auf einem anderen Kontinent in Ehren weiterleben können, wo man ihre Vergangenheit kannte, sie aber mit Schweigen bedeckte, weil einem diese Leute als Fachleute für alles Mögliche nützlich waren. Zum Beispiel Walter Rauff, der Mann, der die Gaswagen entwickelte, in denen mindestens 100'000 Juden umgebracht wurden. Diese Wagen waren mit Rot-Kreuz-Symbolen getarnt. Dieser Mann lebte trotz eines deutschen Auslieferungsantrags bis zu seinem Tod 1985 unbehelligt in der chilenischen Hauptstadt Santiago. Darüber wurde erst neulich wieder in der Zeitung berichtet.<sup>35</sup> Wenn Sie sagen, dass man nicht nur in anderen Kontinenten zu schauen braucht, um Naziverbrecher zu finden, die unbehelligt leben, so stimmt das leider.<sup>36</sup>

Ich hätte es machen wollen wie Simone Weil.<sup>37</sup> Sie informierte, sprach, tat viel Nützliches und holte viel Positives aus dieser schlimmen Zeit heraus. Oder denken Sie an Beate Klarsfeld und an Simon Wiesenthal, ohne die vieles nicht aufgedeckt worden wäre. Das sind mutige Menschen, die sich für ihre Sache einsetzen.

Ob ich an dieser Stelle mit meiner Mutter unzufrieden bin? Ich glau-

be, jede Tochter ist mit ihrer Mutter unzufrieden. Aber ich habe gar kein Recht, mit ihr unzufrieden zu sein. Ich bin so behütet aufgewachsen; ich kenne den Tod nicht, kenne die Folter und die Demütigung nicht. Mir geht es so gut, ich kann leicht fantasieren, was ich an ihrer Stelle getan haben würde!

Ich bin als zweites von vier Kindern 1950 in Paris geboren. Es war schön, bei meiner Mutter Kind zu sein. Man durfte alles tun, Rollschuh fahren in der Wohnung, im Bett Äpfel essen oder auf dem Kirschbaum sitzen und futtern, bis man platzt oder runterfällt. Ich denke gerne an meine Kindheit zurück. Meine Mutter ist eine intelligente Frau; sie hat eine natürliche Klugheit in sich, eine angeborene Weisheit. Ich hatte eine ausserordentlich glückliche Kindheit, weil ich Probleme von mir wegstossen konnte, ohne sie nachher verarbeiten zu müssen. Darüber bin ich heute noch ausgesprochen froh. Ich konnte auch abheben, mit meiner Freundin im Keller spielen, und es war für mich ein Palast.

Mein Vater ist ein frommer Mann, und meine Mutter tat ihm von Anfang an den Gefallen und praktizierte mit. Ich glaube aber, sie hat gar keine Beziehung zur Religion – sie kann ja auch keine haben, irgendwie, finde ich. Trotzdem führt sie einen koscheren Haushalt – meinem Vater zuliebe. Damit er sich nicht ärgern musste, achtete meine Mutter streng darauf, dass meine Brüder ihren Kopf bedeckten. Ihr selbst wäre das wohl nicht so wichtig gewesen. Sie geht mit meinem Vater zur Synagoge, allerdings nicht jede Woche wie er, sondern nur zu den hohen Feiertagen, Jom Kippur und Neujahr. Als ihre Kinder noch klein waren, hatte sie die Zeit dafür nicht, und sie kann die vielen Menschen in einem geschlossenen Raum nicht ertragen und empfindet die ganz normale Wärme dort als unerträgliche Hitze. Zu Hause gestaltet sie alles für den Shabbat und die Feiertage so, wie man es von einer guten Hausfrau in einer orthodoxen Familie erwartet, mit gutem, schön serviertem Essen und mit Gästen am Freitagabend. Es ist für mich auch heute noch ein feierlicher Moment, wenn sie die Shabbatkerzen entzündet und den Segensspruch sagt.

Ich habe, obwohl mein Mann und ich nicht in die Synagoge gehen, einen koscheren Haushalt wie meine Eltern, und es freut uns sehr, dass unsere Kinder gerne dabei mittun. Unser ältester Sohn achtet auch dann, wenn wir auswärts essen, darauf, dass er die Speisegesetze einigermaßen einhält; er bestellt kein Fleisch, sondern vegetarisches Essen oder Fisch. Warum wir den koscheren Haushalt haben? Es ist eine Sache der Tradition, der Verbundenheit mit der Familie, des Zu-sich-selber-Stehens. Dazu gehört auch, dass wir den Shabbat einhalten, wenn auch nicht richtig streng, und dass wir die jüdischen Feste feiern.

Ob ich Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht habe? Nein. Ich nicht, und mein Mann und meine beiden Söhne auch nicht. Ich bin überzeugt, dass meine Kinder denjenigen, die sie belästigen würden, eins auf die Nase geben würden. Ich habe aber das Gegenteil von Antisemitismus erlebt. Das war so eine komische Geschichte. Wir haben, als ich sechzehn oder siebzehn war, unsere Ferien einmal nicht in den Schweizer Alpen neben dem Kuhstall, sondern in Holland verbracht, und da wäre ich fast ertrunken. Ich schwamm zu weit ins Meer hinaus. Ein junger Deutscher brachte mich an Land; vielleicht hat er mir das Leben gerettet. Er hat mir ganz sicher das Leben gerettet. Als er hörte, dass ich Jüdin bin, fing er auf der Stelle an zu weinen. Das war mir so peinlich. Er kann ja nichts dafür. Er ist ja so unschuldig wie Sie und ich. Er wollte unbedingt mit mir ausgehen und fragte meinen Vater um Erlaubnis. Es war so lustig, wie er vor ihm stand, mit einer ‚zackigen‘ Verbeugung und zusammengeschlagenen Hacken. Er machte mir noch am selben Abend einen Heiratsantrag. Er hatte so ein Schuldgefühl. Sein Thema war immer das gleiche: ein jüdisches Mädchen und er, wie romantisch! In Holland! Es kam ihm vor, als hätten wir uns auf dem Mond getroffen. Vielleicht hätte er mich nicht so direkt angesprochen, aber er war ja mein ‚Seenotretter‘.

Wenn ich in den Nachrichten von Ausländerfeindlichkeit und Antisemitismus höre, und wenn ich dabei an die grosse Arbeitslosigkeit denke, das macht mir Angst. Warum konnte Hitler denn zum Erfolg

kommen? Wohl wegen der Arbeitslosigkeit, wegen des unverschuldeten Elends der Menschen.<sup>38</sup> Es ist oft viel einfacher, einen Sündenbock zu finden, als sich mit den tatsächlichen Ursachen von Missständen auseinanderzusetzen. Man wird leichter zum Antisemiten, wenn man selber Probleme hat. Hitler brauchte einen Schuldigen, und er sagte: «Euch geht's so schlecht, weil es den Juden so gut geht.» Man sieht nur die reichen Juden, die armen Juden sieht man nicht. Wenn es allen gut geht, sind wir ein exotisches Gefieder. Aber wenn es schlecht geht, sind wir und die Ausländer oder andere Minderheiten diejenigen, die den anderen alles wegnehmen. Vorher ist man eine Frau mit einem Namen, und nachher ist man «Jude!»<sup>39</sup>

Ihre Frage ist berechtigt: Was kann man gegen den Antisemitismus tun? Wir müssen mehr voneinander wissen. In den USA sind Juden nichts Exotisches; da weiss jeder, was die Bar Mitzwah ist, nämlich die jüdische «Konfirmation», was Pesach ist, nämlich das Fest der Rettung des jüdischen Volkes aus der Unterdrückung in Ägypten; fast alle dort haben jüdische Freunde und werden bei ihnen zu Hause eingeladen. Wir müssen einfach mehr voneinander wissen. Wir müssen wissen, was Juden, was Christen, was Moslems sind, was sie glauben und wie sie leben. Es ist viel Aufklärungsarbeit notwendig.

Sie meinen, dass es Israel auch ohne den Hitler-Krieg gegeben hätte? Das wäre schön, aber ich glaub's nicht. Die Anhänger des Zionismus waren nicht zahlreich genug, und man war seinerzeit nicht bereit, uns das Recht auf einen eigenen Staat im damaligen Palästina zuzugestehen. Die Engländer hätten uns gerne nach Uganda geschickt; Hitler hatte die Idee mit Madagaskar; es wurde auch an Argentinien gedacht und an diverse andere Orte, wo die Juden sich hätten einen eigenen Staat gründen dürfen. Aber nicht in Palästina. Doch dann waren da so viele, die vor den Deutschen geflohen waren und die nichts mehr zu verlieren hatten. Die haben tapfer gekämpft. Ohne die Nazis wären die meisten Deutschen nicht ausgewandert, alle die Verzweifelten. Die Idealisten allein hätten es nicht geschafft.

Doch ich will weitererzählen. Meine Mutter ist nicht geboren, um einen Haushalt zu führen und Kinder zu erziehen. Aber sie wäre eine gute

Geschäftsfrau gewesen. Eigentlich hat sie das Verkehrte gemacht. Sie hat auch viel mehr Verständnis für Probleme anderer Menschen als für die ihrer eigenen Kinder. Sie kann viel Gutes für andere Menschen tun. Sie ist ein sozialer Mensch, hat Mitleid mit allen, denen es schlecht geht. Sie ist eine liebe, gute Frau und sehr spontan.

Aber sie passt nicht in diese Welt. Ich habe mich selbst erzogen und meine Geschwister gleich mit, denn meine Mutter hatte keine Zeit für uns. Sie wundern sich darüber, da meine Mutter doch gar nicht berufstätig war? Sie arbeitete den ganzen Tag in der Küche und in den Zimmern, und es war ein schreckliches Durcheinander.

Mein Erzählen ist auch ein Durcheinander, denn jetzt gerade fällt mir ein, wie es war, wenn meine Mutter mit mir Diktat übte. Sie hat kein schönes Französisch. Ihre Muttersprache ist Polnisch; sie spricht ganz ordentlich Tschechisch und Russisch; dazu kommen noch jede Menge Fantasiaausdrücke. Man hat keine Ahnung, was es gerade ist. Französisch hat sie erst gelernt, als sie zu meinem Vater nach Frankreich kam. Ich hatte manchmal Mühe, zu verstehen, was ich schreiben sollte. Beim Aufsatzschreiben hatte ich so viel zu erzählen und wusste bei den Ausdrücken, die ich passend fand, oft nicht, heisst das so auf Französisch oder ist es die Sprache meiner Mutter? Ich selbst spreche auch kein sauberes Französisch; vielleicht habe ich mir etwas vom polnischen-russisch-tschechischen Akzent meiner Mutter angeeignet?

Meine Mutter ist eigen. Sie lebt nicht so wie Sie und ich. Sie isst mit ihrem alten Blechlöffel und hortet Silberbesteck in Schuhschachteln unterm Bett. Ich kann daran nichts ändern. Sie meinen, der alte Löffel sei vielleicht der, den sie in Auschwitz hatte? Ich habe das auch schon gedacht und werde sie vielleicht doch einmal fragen. Meine Mutter hat andere Gefühle, andere Wertmassstäbe, andere Gesetze als andere Leute, und sie richtet sich auf Biegen und Brechen nach ihren eigenen Gesetzen und nicht nach denen der übrigen Welt. Aus irgendeinem Grund hat sie kein Zeitgefühl. Sie wehrt sich dagegen, sich der Uhr zu unterwerfen. Meine Mutter kam immer, wenn ich sie brauchte, aber eben immer etwas später.

Sie hat etwas sehr Mütterliches. Wenn wir krank waren, war sie um uns, presste frischen Orangensaft aus, tat, was sie nur konnte. Da blühte sie richtig auf. Sie ist so spontan und unkompliziert; ich kenne niemanden, der so unkompliziert ist wie sie. Alle lieben meine Mutter. Sie finden sie eine tolle Frau. Es gibt allerdings auch Leute, die sie unmöglich finden und sie nicht so gernhaben. Wir konnten jederzeit unsere Freunde mit nach Hause bringen; es war immer genug zu essen da. Sie war immer vorbereitet auf Besuch und hatte für jeden Platz. Alle haben sich bei mir wie zu Hause gefühlt. Warum wurde ich aber nie zu einem dieser Mädchen eingeladen?

Wir wurden nicht wie normale französische Kinder erzogen. Ich lernte erst von meinen Freundinnen, dass man sich die Fingernägel säubert und schneidet, dass man sich dreimal täglich die Zähne putzt und dass man nicht mit Laufmaschinen in den Strümpfen herumläuft. Darauf hat zu Hause niemand geschaut. Ich hatte, sicher weil meine Mutter nicht merkte, was üblich war, in der Schule keine Schürze um wie die meisten Mitschülerinnen – merkwürdig, dass das überhaupt geduldet wurde! – und trug mein Haar nicht zu Zöpfen geflochten, sondern offen.

Für meine Mutter war wichtig: Das Kind hat gegessen und das Kind ist gesund. Insofern entspricht sie, da haben Sie recht, genau dem Bild der jüdischen Mutter: «Bubel, iss ...» Dazu kann ich eine Geschichte erzählen: Mein Bruder versuchte, Medizin zu studieren. Als er im dritten Semester von seinem ersten Anatomiekurs nach Hause kam, schmeckte ihm das Fleisch nicht. «Ach, was», sagte sie, «wegen so einem Toten kannst du nicht essen ...?» Mein Bruder ist dann lieber Rechtsanwalt geworden.

Bei uns spielte es keine Rolle, wenn man nicht nach Hause kam oder wenn man wegging. Dafür gab es auch keine Regeln. Unsere Mutter machte sich keine Sorgen um uns. Für sie galt: «Keine Nachricht ist eine gute Nachricht». Einmal hatte sie aber doch Angst, als nämlich mein kleiner Bruder nicht vom Kindergarten heimkam. Nach einem halben Tag Suchen fanden wir ihn schlafend im Schatten eines Baums auf dem Spiel-

platz. Aber sonst? Wir konnten bleiben, wo wir gerade wollten. Doch hatte meine Mutter extreme Angst um die «Ehre» ihrer Töchter. Es war ihr wichtig, dass die Töchter «anständig» bleiben. Schon als ich elf Jahre alt und noch ein Kind war, hat sie mich damit bearbeitet. Ich verstand gar nicht, was sie wollte. Ich durfte, wenn Jungens anriefen, kaum mit ihnen reden.

Ob wir Kinder die Aufgabe hatten, unsere «arme Mutter» zu schonen? Gar nicht, denn sie ist im Kern eine sehr starke Frau. Wir waren sehr ungebärdig und sehr eigenwillig, jedes Einzelne für sich und alle vier zusammen. Das wurde von unseren Eltern auch nicht unterbunden. Aber wir waren als Kinder mehr auf uns selbst angewiesen, als es für Kinder gut ist. Meiner Mutter sehe ich das nach. Aber mein Vater ist in normalen menschlichen Verhältnissen aufgewachsen und hätte sich mehr um uns kümmern können. Ich wurde dadurch nicht gerade unbezähmbar, aber vielleicht – wie soll ich sagen: mein Mann hat daran zu beissen. Sie schlagen «eigenwillig» vor – ja, «eigenwillig», das ist gar nicht schlecht.

Wenn Sie nun meinen, ich sei nicht kritisiert worden, so irren Sie sich. Ich wurde anhaltend und scharf kritisiert, weil ich nicht so gut rechnen konnte; dass ich in anderen Fächern gut war, hat das nicht wettgemacht. Ich wurde kritisiert, weil ich eigenwillig war, weil ich gerne ausgehen wollte, weil mir das Essen nicht schmeckte, weil mir die Lebensart unserer Familie nicht gefiel, weil ich wollte, dass meine Mutter sich schön anzieht, dass sie einen Französischkurs macht, dass sie mit uns zusammenlebt, Anteil an unserem Leben nimmt.

Wenn ich meiner Mutter etwas Schönes erzählen wollte, von einem hübschen Kleid, das ich irgendwo gesehen hatte, oder einem tollen Pull-over oder von einem Burschen, der mir gefiel, so hat sie es nicht gehört. Für all die schönen Nebensächlichkeiten: Schmuck, schöne Möbel, Kleider, für all das hat sie keinen Sinn. Meine Mutter konnte nicht begreifen, dass ich meine ersten sechs Monatslöhne für einen Schreibtisch verwendet habe, obwohl ich noch gar keinen Platz hatte, wo so etwas Schönes hingepasst hätte. Mir war es wichtig, mich mit schönen Dingen zu umgeben, und heute habe ich nichts im Haus, was mir nicht gefällt, nicht einmal einen unschönen Löffel.

Wie es mir mit meinem Vater erging? Autoritär war er nicht, und Respekt vor ihm war bei uns nicht an der Tagesordnung. Aber er bestand darauf, dass wir viermal in der Woche nachmittags und dazu am Sonntagvormittag die jüdische Religionsschule besuchten. Heute ist der Unterricht dort sehr gut, sehr lebendig, ebenso wie in der sechsjährigen jüdischen Grundschule, die unsere Kinder besuchten. Sie lernen Hebräisch, lernen die Gebete auf Hebräisch sprechen und die Tora auf Hebräisch lesen, – nicht auswendig, sondern sie lernen zu verstehen, was sie sagen, und wenn es um jüdische Geschichte geht, so lernen sie, die Zusammenhänge zu begreifen. Bei uns war das nicht so. Wir lernten auswendig, «denn was man schwarz auf weiss besitzt, kann man getrost nach Hause tragen». Ich musste, bis ich zwölf war, fünfmal die Woche hin; da half kein Protest. Meinem Vater war es wichtig, und es gehörte sich so. Aber wenn ich irgendwelche Fragen hatte, ging ich zu meinem Grossvater, der erzählte und erklärte uns alles wunderbar.

Für meinen Vater war klar: Wir mussten gute, gescheite Kinder sein, weil er auch so war. Ich hatte eine einfache Methode, ihn zufriedenzustellen: Die schlechten Noten teilte ich niemandem mit; nachgefragt haben meine Eltern nicht. Eine gute Note hingegen haben sie jedesmal erfahren. Von der vierten bis zur sechsten Klasse waren meine Noten eher schlecht. Da hatte ich einen miesen Lehrer. Dem war ich nicht fügsam genug, und er mochte es nicht, dass ich Linkshänderin war. Es gelang ihm, mich mit Gewalt und Schlägen auf rechts zu trimmen, was meine Mutter ganz prima fand. Ich vermute, mein Vater wusste nichts davon. Ich war im Rechnen nicht sehr gut, und dieser Lehrer sagte einmal: «Ich dachte, dass Juden gut rechnen!» Sie meinen, das sei Antisemitismus gewesen? Es war nur Dummheit. Ich kam bei ihm jeden Tag zu spät, jedesmal mit einer anderen dramatischen Geschichte. Das musste so sein. Oft habe ich versucht, ihn damit wütend zu machen, dass ich ihn ignorierte. Das funktionierte gut, und mich freut es heute noch.

Alles in allem war ich ziemlich auf mich gestellt. Weder meine Mutter noch mein Vater konnten mir zuhören. Vater spricht nur über sich; Mut-

ter ist innerlich abwesend. Wo sie ist? Das weiss ich nicht. Sie schaltet ab und ist dann nicht mehr da. Zum Glück hatte ich meine Tante, die Schwester meines Vaters, die nach USA emigriert war. Sie war Zahnärztin und hatte keine Kinder. Sie kam mit ihrem Mann zusammen nach Frankreich zurück, weil sie grosse Sehnsucht nach ihren Eltern hatte. Jeden Abend ging sie zu ihrer Mutter, und ich habe mich dann auch dort eingefunden. Sie hat mir immer wieder einmal ein hübsches Kleid genäht, so wie ich es gerne wollte. Sie liebte meine Geschichten und wollte alles wissen: «Was hat er gesagt? Wie? Wo? Warum?» Ich konnte zwar nicht mit meiner Mutter plaudern, aber mit ihr. Sie war eine sehr freidenkende, kluge Frau, grosszügig und tolerant, dabei verständnisvoll und fürsorglich. Einfach lieb! Sie half mir, mich bei meiner Mutter durchzusetzen; sie hat versucht, meine Mutter zu überzeugen, dass man zu einer Fete gehen muss, wenn man sechzehn Jahre alt ist, dass man das nicht nachholen kann, wenn man erwachsen ist. Ohne sie hätte ich wohl sehr schwere Kämpfe ausfechten müssen.

Dann war ich erwachsen. Ich studierte vor meiner Heirat – für mich selbst überraschend – einige Semester lang Kunstgeschichte, das kam so: Ich erwähnte einmal meinem zukünftigen Mann gegenüber beiläufig, dass mich meine Arbeit als Sekretärin langweilt. Da sagte er: «Höre auf, aber sofort, und tu etwas, was dir gefällt.» Ich habe aufgehört, hatte zwei schwere Wochen – was mache ich aus meinem Leben? – und fing an, Kunstgeschichte zu studieren. Ich studierte allerdings nur drei Semester lang, dann heirateten wir, und ich wurde schwanger. Doch reichte die Zeit, dass ich eine grosse Leidenschaft für die Geschichte des chinesischen Porzellans entwickelte und mir dazu viel Wissen aneignete. Die Chinesen erfanden das Porzellan schon im vierzehnten Jahrhundert; da waren wir noch ganz weit weg von jedweder Tischkultur und haben uns selbst vergiftet mit Zinn und mit den Glasuren des Steinzeugs. Wenn sie nicht für den europäischen Geschmack hergestellt werden, sind die chinesischen Formen sehr edel. So wie mit dem Schreibtisch machten mein Mann und ich es mit dem chinesischen Porzellan, und so besitzen wir ei-

nige schöne alte Vasen. Die Liebe zu dieser zerbrechlichen Schönheit wird wohl ein Kontrastprogramm zu dem sein, was ich zu Hause erlebte.

Meiner Mutter zerbrach häufig das Porzellan, denn sie hatte sich in Auschwitz die Hände erfroren. Zwischen ihren Fingern waren immer noch offene Stellen, das Tastgefühl war taub. Ihr Bruder, der uns aus Amerika besuchte, als ich acht Jahre alt war, schickte uns anschliessend Geschirr aus einem Material wie Bakelit: unzerbrechlich, hellblau, scheusslich! Das haben wir dann zwanzig Jahre lang tagtäglich benutzt und sein Anblick wurde immer hässlicher. Es war aber absolut unzerbrechlich. Sie hätten die ganze Herrlichkeit vom sechsten Stock auf den Asphalt runterschmeissen können, und kein einziges Stück wäre zerbrochen. Wenn ich es nicht in den Müll gesteckt hätte, so wäre das Geschirr noch immer da und in Benutzung.

Meine andere Liebe, die ich mit meinem Mann teile, und für die wir viel tun, sind Gemälde deutscher Expressionisten, von denen wir einige besitzen: gefühlvolle, farbstarke Bilder, manche gegenständlich, manche nicht. Die Stärke, die Kraft des Ausdrucks der Farben und des Pinsels spricht mich an diesen Bildern an. Die deutschen Expressionisten haben eine starke Handschrift; sie zeigen ihre Gefühle in starken Farben und Formen. Ob die Tatsache für mich eine Bedeutung hat, dass es deutsche Künstler sind, die vor der Zeit und in der Zeit des heraufkommenden des Nationalsozialismus arbeiteten? Nein. Es sind schöne Bilder, keine politischen Botschaften. Der Pavian von Ernst Wilhelm Nay,<sup>40</sup> diese freundliche Landschaft von Oskar Moll,<sup>41</sup> Häuser, See, Wiesen, Blumen – es ist eine Liebe ganz auf der ästhetischen Ebene. Es hat sich so ergeben, dass alle Künstler, deren Werke hier hängen, verfemte Künstler waren. Das freut mich natürlich. Auf der Rückseite dieses Gemäldes hier klebt ein brauner Zettel mit der von den Nazis so gerne benutzten Frakturschrift, dieses «entartete» Kunstwerk könne dem Publikum nicht länger zugemutet werden, weshalb es aus der staatlichen Gemäldegalerie entfernt worden sei. Die Nazis zerstörten bei Weitem nicht alle konfiszierten Kunstwerke, sondern verkauften die meisten gegen dringend be-

nötigte Devisen im Ausland. Leider haben sie auch sehr viel vernichtet. Am 20. März 1939 wurden im Hof der Feuerwache in Berlin etwa fünftausend Blätter «entarteter Kunst» als «unverwertbare Reste» verbrannt: Es gab also nicht nur die Bücherverbrennung.

Doch zurück zu mir als Tochter: Ich denke, Sie haben gespürt, dass es bei uns eine gewisse Nestwärme gab. Meine Mutter liebt uns alle innig, das tut mir heute noch wohl. Sie hat ein weites, gutes Herz. Sie hätte auch zehn Kinder haben können. Wir waren ihr alle willkommen, daran habe ich nicht gezweifelt. Und was sehr viel war, ich hatte mich selbst, ich war mir immer selbst genug.

Ob ich meinen Eltern das Buch, wenn es fertig ist, zeigen werde? Ja. Sie werden lesen, was wir miteinander gesprochen haben. Meine Mutter mit ihrem eigenartigen Humor wird sich freuen, und meinem Vater muss ich es zumuten.

## Kein Grund, es leise zu sagen

*Liebe Frau Roth,*

*ich freue mich, dass Sie nun mit der Ausarbeitung unseres Gesprächs einverstanden sind und danke Ihnen für die Verbesserungsvorschläge und die Ergänzungen.*

*Sie waren von meinen Gesprächspartnerinnen bisher diejenige, bei der ich am wenigsten «Fremdheit» spürte. Ich konnte Ihnen meine Fragen stellen, ohne unter der Befürchtung zu leiden, die mich sonst häufig plagte, ungewollt vielleicht etwas Verletzendes zu sagen. Vielleicht deshalb, weil immer eine klare, freundliche Distanz zwischen uns herrschte.*

*Wir haben nicht nur dieses Thema, und es waren gute, konzentrierte Gespräche, für die ich Ihnen danke.*

*Ihre I. B.*

Warum ich zu diesem Gespräch bereit bin? Weil es für mich das Natürlichste auf der Welt ist, mit Leuten zu sprechen, die aus einer anderen Perspektive von der gleichen Sache wie ich betroffen sind. Wenn Ihnen von einer jüdischen Frau, die in Deutschland lebt, gesagt wurde: «Mit Deutschen will ich ‚über diese Dinge‘ nicht reden», so habe ich dafür kein Verständnis. Wir haben in unserer Familie viele sehr gute nichtjüdische Freunde. Ob das nicht ungewöhnlich ist? Nein, das ist es nicht. Warum sollte es denn ungewöhnlich sein? Jüdisch oder nichtjüdisch, das ist doch kein Kriterium für Freundschaften. Für mich jedenfalls nicht!

Eine meiner besten Freundinnen ist eine Frau, die ich vor etwa zwanzig Jahren in der Mütterschule kennengelernt habe. Ihre Kinder sind genau so alt wie meine, und wir haben viele gemeinsame Freunde, ähnliche Erfahrungen. Gerade bei ihr habe ich gesehen, wie wichtig es war,

sie einfach an allem teilnehmen zu lassen. Mein Leben ist geprägt von den jüdischen Festen und den jüdischen Traditionen, und nur ein Teilnehmenlassen konnte auch Freundschaft zulassen. Es müssen allerdings hier immer beide Seiten bereit sein auszutauschen, ohne etwas übernehmen zu sollen. Der Vater dieser Freundin ist aus dem Krieg, von der Ostfront, nicht zurückgekehrt. Sie hat wenig erzählt diesbezüglich. Es war und ist vor allem der Alltag, der unsere Beziehung bestimmt. Dazu gehört nicht immer die Vergangenheit.

Wir brauchen gerade in der gegenwärtigen Situation viel mehr Gespräche, und zwar solche, bei denen das Wesentliche nicht ausgeklammert wird. Auch die Vergangenheit nicht. Ich halte es nicht einmal für sinnlos, mit Menschen zu sprechen, die antisemitisch eingestellt sind. Sie könnten ja ihren Standpunkt ändern. Der Austausch ist wichtig, aber es schaffen zu wenig Leute, miteinander ins Gespräch zu kommen. Von der jüdischen Gemeinde werden Führungen in der Synagoge angeboten. Viele Schulklassen kommen auf diese Weise zu uns. Das Gespräch mit Jugendlichen ist besonders wichtig, denn oft machen sie bei den rechtsradikalen Dingen ohne wirkliche Überzeugung mit. Viele Vorurteile lassen sich durch bessere Information abbauen. Auch Privatleute sind eingeladen. Kommen Sie doch auch einmal zu einer solchen Führung!

Sie haben recht, es gibt tiefwurzelnde Vorurteile, die lassen sich nicht so leicht besiegen. Sie entstehen, wenn Menschen anderen das zuschieben, was sie selbst nicht akzeptieren, nicht verstehen oder nicht bewältigen. Was fremd und bedrohlich war, wurde auf diese Weise den Juden zugeschoben, und heute gibt es das Phänomen des Antisemitismus ohne Juden, der diese unsinnige Funktion hat. Es stimmt, solche tiefsitzenden Vorurteile kann man nur überwinden, indem man sich selbst gerade mit den Seiten annimmt, die man nicht so gerne mag.

Wenn Leute rätseln, ob die Juden in Deutschland deutsch, israelisch oder beides sind, so könnten sie fragen und die ganz einfache Auskunft bekommen: die meisten Juden in Deutschland – ausser denen, die jetzt

aus den GUS-Staaten kommen – sind deutsch und sonst nichts. Es gibt Israelis, die für einige Zeit in Deutschland leben wie andere Ausländer auch. In Ausnahmefällen gibt es Leute, die eine doppelte Staatsbürgerschaft haben. Ich zum Beispiel. Ich bin in Israel geboren und aufgewachsen. Mein Vater hatte vor dem Krieg, bevor die Nazis sie ihm Wegnahmen, die deutsche Staatsangehörigkeit und bekam sie nach dem Krieg zurück. Deshalb konnte ich, als ich nach Deutschland kam, sie auch bekommen. Dass ich die israelische Staatsangehörigkeit beibehielt, ist für mich selbstverständlich.<sup>42</sup>

Warum sollten Sie nicht fragen dürfen, weshalb ich nach Deutschland gekommen bin? Sie sprechen mir mit dieser Frage ja nicht das Recht ab, hier zu sein. Mein Vater kam in den sechziger Jahren aus zwingenden beruflichen Gründen aus Israel hierher. Die deutsch-israelischen Beziehungen befanden sich damals erst wieder im Aufbau, und es war nicht leicht, Leute zu finden, die – auch von ihrem Deutsch her – befähigt waren, die entsprechenden Stellen auszufüllen. Ich war, als wir nach Deutschland kamen, ein junges Mädchen und habe hier Abitur gemacht und studiert. Von daher bin ich in der deutschen Kultur zu Hause.

In welchem Masse ich mich als Deutsche fühle? Nun ja, ... auf dem Papier bin ich deutsch. Ich fange einmal beim Äusserlichen an: Mir gefällt einiges in der deutschen Alltagskultur, die Mischung aus Höflichkeit und Reserviertheit, die einem jederzeit erlaubt, die gewünschte Distanz zu halten, oder auch die Pünktlichkeit, die allerdings nicht meine Tugend ist. Ich kann warten, und ich lasse auch andere manchmal ein wenig warten, wenn es im Rahmen bleibt. Aber eins gefällt mir nicht: Kinder sollten mehr, als es in Deutschland tatsächlich der Fall ist, im Mittelpunkt stehen, mehr Platz haben, mehr Krach machen dürfen.

Das Entscheidende ist für mich die Demokratie. Wie könnte mir hier irgend etwas gefallen ohne Demokratie? Ohne Demokratie wäre ich weg! Ich wünschte mir jedoch mehr Beteiligung der Bürger am politischen Leben. Was helfen die Lichterketten, die Demonstrationen? Es ist ein grosser Aufwand, es sind immer wieder die Leute, die bereits enga-

giert sind. Und leider beteiligen sich zu wenig ältere, über sechzigjährige Menschen, die aus eigener Anschauung doch gelernt haben sollten, dass man seine Verantwortung wahrnehmen muss.

Ich wollte und will auf keinen Fall meine jüdische Identität aufgeben, um besser aufgenommen zu werden und um mich besser integrieren zu können. Nicht Anpassung der Minderheiten bis hin zum Sichverstecken, sondern Toleranz der Mehrheit ist gefragt, meine ich. In London sitzen Juden im Unterhaus und zwar als ganz normale britische Bürger, nicht etwa als Vertreter einer Minderheit. Die eigene Identität aufzugeben, ist nicht der Weg. Die mittel- und westeuropäischen Juden haben es im neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhundert versucht, aber die Assimilation hat ihnen nichts genützt. Ich würde auch den Türken empfehlen: behaltet eure Identität, ja, stärkt sie. Und ich denke, Sie selbst werden sich als Deutsche auch nicht mit allem identifizieren. Staatszugehörigkeit und Nationalität sind komplexe Begriffe. Gute Staatsbürger sind auch diejenigen, die sich nicht mit jedwedem Beschluss jedweder Regierung solidarisieren.

Wenn eine jüdische Frau Ihnen erzählt, wie sie während des Krieges in der Familie über jede Niederlage der Deutschen froh waren, und dann meint: «Ich weiss, wie sehr ich dich als Deutsche belaste, wenn ich dir das erzähle», so muss ich sagen, sie hat an diesem Punkt eine seltsame Einstellung. Es gab doch auch Deutsche, die nichts als Niederlagen für Hitler wünschten und die erleichtert waren, wenn in den Nachrichten von Verlusten Hitlers berichtet wurde. Dass sie das nicht nachvollziehen kann! Ich finde es selbstverständlich, dass Sie sich wünschen, Hitler hätte keinen einzigen Sieg errungen, weder einen Wahlsieg noch einen militärischen Sieg.

Was die Verantwortung für das unter Hitler Geschehene angeht, so finde ich es sehr traurig, dass die politische Führung, dass diejenigen, die für sich die «Gnade der späten Geburt» in Anspruch nehmen, sich nicht dazu bekennen und sich nicht entschieden gegen die neonazistischen Dinge wenden.

Wo mein Vater während des Kriegs war? In Auschwitz. Meine Mutter auch. Warum ich das so leise gesagt habe? Habe ich es leise gesagt? Sind Sie sicher, dass ich es leise sagte? Das war mir gar nicht bewusst. Es gibt doch keinen Grund, es leise zu sagen.

## Schritte aufeinander zu

Liebe Solly,

*Du wolltest wissen, wie es mir mit den Gesprächen bisher ergangen ist, und ich sagte: «Das ist eine längere Geschichte. Lass es mich in einem Brief schreiben, dann habe ich einen guten Anlass, mir selbst Rechenschaft darüber abzulegen.»*

*Vor drei Jahren hat mich eine gemeinsame Freundin mit Elisabeth F. bekanntgemacht, einer Historikerin, deren Eltern das KZ überlebt hatten. Sie war bereit, mit mir über das, was aus jenen finsternen Zeiten auf uns gekommen ist, zu sprechen. Ich ging mit Sorge, ja fast Beklemmung in die Gespräche hinein. Klaffte bei diesem Thema nicht ein unüberwindlicher Graben zwischen uns, durch die Taten meiner Elterngeneration aufgerissen? Immer und immer wieder kam mir die Schlucht von Babi Jar in der Nähe von Kiew in den Sinn.<sup>43</sup> Du wirst die Geschichte kennen. Die Ermordeten, über dreissigtausend Menschen, waren Juden, die Täter waren Deutsche.*

*Würde eine Tochter der Opfer mit mir, einer Tochter jener Generation, über diese Dinge überhaupt reden wollen? Würde ich nicht, was ich am wenigsten wollte, ihr unnötige Schmerzen zufügen durch Unwissenheit und durch mangelnde Feinfühligkeit im Umgang mit Verletzungen, die ich ja nicht selbst und auch nicht bei Freunden oder Verwandten erlebt habe, und – was noch schlimmer wäre! – durch Vorurteile, die sich vielleicht, von mir unbemerkt, in einem Winkel meines Herzens versteckten? Durch Lektüre und Filme wusste ich vieles, aber ist das eine hinreichende Voraussetzung für ein solches Gespräch?<sup>44</sup> Dass die Erinnerung für Elisabeth schmerzhaft sein würde, das war mir klar, aber diese Schmerzen, davon bin ich überzeugt, sind heilend; da hatte ich um sie keine Angst. Wie würde es mir ergehen, wenn ich die Dinge so hautnah zu hören bekomme?*

*Die erste Reaktion bei mir war Entsetzen. Entsetzen darüber, mit welcher trockener Stimme die {eingliedrige, hochgebildete Dame mir gegenüber die Nazi-Sprache im Munde führte: Arier! – jüdischer Mischling ersten Grades, weiblich /männlich, jüdisch versippt, Volljüdin, Rassenschande und so weiter. Mir kam es brutal vor, wie sie das Wort «vergasen» benutzte – so, als sei es ein Wort wie andere Wörter. «Warum sollte ich diese Begriffe nicht benutzen?» meinte sie, «es waren die gültigen Rechtsbegriffe.» Ich wollte sie wenigstens in Anführungszeichen schreiben. «Nein,» forderte sie, «keine Anführungszeichen! Diese Begriffe waren schreckliche Realität. Da stand nichts in Anführungszeichen.»*

*Um die finstere Zeit zu benennen, sprach Elisabeth F. wie später fast alle meine Gesprächspartnerinnen vom Krieg. Als ich sie darauf aufmerksam machte, sagte sie: «Mir war es nicht bewusst, dass ich nicht ‚Nazizeit‘, sondern ‚Krieg‘ sage. So hat man's immer gehört. Vielleicht will man damit sagen, dass es turbulente Zeiten waren. Das schafft eine Distanz, es sieht dann weniger nach persönlichen Erlebnissen aus.»*

*Elisabeth F. war siebzehn Jahre alt, als das Grauen zu Ende war. «Meine Eltern waren betroffen. Sie waren im KZ. Ich selbst nicht. Ich habe nichts Erwähnenswertes erlitten», sagte sie in den ersten Gesprächen; ihr Leiden bestehe darin, dass und wie sie durch die Nazi-Morde alle Verwandten ohne Ausnahme verloren habe, und dass sie, nachdem die Naziherrschaft vorbei war, eine Mutter hatte, die nach all der Qual nie mehr richtig ins Leben zurückfand.*

*Sie selbst, das betonte sie anfangs immer wieder, fühlte sich nicht direkt betroffen, obwohl sie als jüdischer Mischling ersten Grades, weiblich, (Solly, es fällt mir wirklich schwer, die Anführungszeichen wegzulassen!) von der Schule verwiesen und in einen Rüstungsbetrieb arbeitsverpflichtet wurde, monatelang allein in der Familienwohnung leben musste, mit der jüdischen Lebensmittelkarte, die noch schlechter war als die der Arier, und mit der Möglichkeit, jeden Tag den Deportationsbefehl zu erhalten. Sie musste die Bombenangriffe, über die sie sich trotz*

*der eigenen Gefährdung freute, ausserhalb des Luftschutzkellers überstehen, in den sie als Halbjüdin nicht hineindurfte.*

*Wir haben uns nach dem ersten Gespräch über viele Monate hinweg häufig getroffen, und wenn ich ihr beim jeweils nächsten Treffen den ausgearbeiteten Text zeigte, so kritisierte sie fast jedesmal, ich hätte Schwerwiegendes weggestrichen, und sagte: «Du hast eine Tendenz zu beschönigen und zu vertuschen.» – «Nein», sagte ich, «Du hast davon noch nichts erzählt ...» – «Doch!» – «Nein! Ich hätte es sonst aufgeschrieben.» – Schliesslich sie: «Hm ...? Vielleicht hatte ich es verdrängt?» Mit der Zeit bemerkten wir, dass es neben dieser noch eine andere Schwierigkeit gab: Elisabeth, die bisher nie mit Nichtjuden über diese Dinge gesprochen hatte, benutzte an manchen Stellen Kürzel, Andeutungen, halb ausgeführte Bilder. Für Dich, Solly, wäre es sicher klar genug gewesen, für mich aber offensichtlich nicht. «Du weisst nicht genug und verstehst die undramatischen, nüchternen Worte nicht!» sagte sie. Aber wir gaben nicht auf.*

*Langsam, in vielen Gesprächen arbeiteten wir uns Schicht für Schicht hinein: ich in ein genaueres, sensibleres Zuhören, sie in ihre Erinnerungen. Diese zeugten sehr bald von einem persönlichen Betroffensein, von eigenen Verletzungen und von Ängsten nicht nur um die Eltern und die Verwandten, sondern um das eigene Leben, von Ängsten, die nur allzu berechtigt waren. Elisabeth F. hatte nicht, wie sie gemeint hatte, «nur» als Tochter von Verfolgten, sondern am eigenen Leibe damit zu tun. Auf Gespräche darüber war ich nicht vorbereitet. Dazu hätte ich viel mehr genaues Wissen gebraucht, auch über Einzelheiten, die für sie keine Details waren, sondern Fakten, an denen die Gewichte von Leben und Tod hingen. Wir haben das Nazi-Thema dann aus dem Mittelpunkt unserer Beziehung hinausgeschoben, der Text wird nicht in das Buch aufgenommen.*

*Die Gespräche mit Elisabeth waren für mich eine ermutigende Erfahrung, weil ich endlich über die Nazizeit sprechen konnte, ohne dass jemand mässigend eingriff. Endlich konnte ich mich in meinem Entsetzen und meiner Wut mit meinem Gegenüber einig fühlen und erleben, dass meine Gefühle in Ordnung sind.*

*Die Vorwürfe, die mich sonst getroffen hatten: «unduldsam! stur! einseitig! rechthaberisch!» waren weltweit weg, ebenso die Forderung: «Lass uns das endlich vergessen!» Es war befreiend, dass Unrecht aus ganzem Herzen Unrecht genannt wurde und Gewalt Gewalt. Dass nicht versucht wurde, Verständnis für die Täter zu wecken und die deutschen Untaten gegen die Untaten anderer aufzuwiegen, tat mir wohl. Endlich schaute jemand mit mir gemeinsam in die finsternen Zeiten hinein, und zwar in der Absicht, etwas zu sehen. Ich muss sagen, auf diese Weise drückte mich das Nazi-Erbe nicht nieder, sondern ich empfand es als Herausforderung, noch mehr als bisher meine Verantwortung in der Gegenwart wahrzunehmen.*

*Ich habe dann gezielter nach Gesprächspartnerinnen gesucht, die im Krieg oder in den ersten Jahren danach geboren wurden. Du weisst selbst, dass in Europa in den Jahren der Shoah kaum jüdische Kinder geboren wurden und dass die Nazi-Schergen denen, die dennoch zur Welt kamen, so gut wie keine Chance liessen, am Leben zu bleiben. Eine Gesprächspartnerin wurde 1942 geboren, die anderen zwischen 1946 und 1952, einige wuchsen in Israel auf und leben in Europa, weil berufliche Gründe den Vater oder den Ehemann in Europafesthalten.*

*Die Gespräche waren, bis auf ganz wenige Ausnahmen, offen und von Vertrauen getragen. Es wurde so, wie ich gehofft hatte: Vieles von dem, was für mich schlecht und schwächend gewesen war an der Tatsache, dass ich Deutsche bin, wurde in den Gesprächen aufgelöst.*

*Alle meine Gesprächspartnerinnen sagten mir, dass sie schon als kleine Kinder alles wussten. Sie wussten, wie Du ja auch, wer umgekommen war, die Grosseltern, die Geschwister der Eltern, so viele von den Verwandten. Sie wussten, was Deportationen waren, Sammellager, Viehwagen, was Auschwitz war, die Appelle, die Selektionen, die Gaskammern, die Brennöfen, die rauchenden Schloten. Sie hatten innere Bilder davon, was in den Gaskammern vorging. Das war nicht verdrängt. Bei keiner einzigen meiner Gesprächspartnerinnen.*

*Kaum eine der Frauen konnte sagen, woher sie schon als Kind ihr Wissen hatte, denn nur in den seltensten Fällen war es wie bei Dir, dass die Eltern oder andere Erwachsene mit dem Kind darüber sprachen.*

*Dass auch die Erwachsenen um mich herum schwiegen und nicht gefragt werden wollten, war nichts, was meine Gesprächspartnerinnen und mich verbinden könnte. Dir brauche ich nicht zu sagen, dass das, worüber geschwiegen wurde, zu verschieden war.*

*Ich zeigte einigen Gesprächspartnerinnen das Gedicht von Nelly Sachs: «Chor der Geretteten».<sup>45</sup> «Ja, das sind unsere Eltern», sagten sie:*

*Wir Geretteten,  
Immer noch hängen die Schlingen für unsere Hälse gedreht  
Vor uns in der blauen Luft –  
Immer noch füllen sich die Stundenuhren mit unserem  
tropfenden Blut.  
Wir Geretteten,  
Immer noch essen an uns die Würmer der Angst (...)*

*«Jetzt endlich verstehe ich wirklich», sagte eine Frau, «warum meine Eltern über das, was ihnen angetan wurde, nicht sprechen konnten». Du, Solly, weisst, was für ein Glück es für Dich war, Eltern zu haben, die darüber sprechen und sogar Dir, ihrem Kind, ihre Gefühle zeigen konnten.*

*Ich will noch einmal Nelly Sachs zitieren, weil sie auch das Schicksal der Kinder, die kommen werden, wenn das Grauen vorbei ist, sehr genau darstellt. Im «Chor der Eingeborenen» lässt sie diese zukünftigen Kinder von sich sagen:*

*Wir Morgenduftenden,  
Wir kommenden Lichter für eure Traurigkeit.*

*Mehrere Frauen sagten mir, dass genau das die schwere, fast unerfüllbare Aufgabe für sie war: die lebendig gewordene Hoffnung der Eltern zu sein, ihre Erwartungen erfüllen zu wollen, den Eltern die Aufgabe und den Sinn des Lebens zu verkörpern.*

*Von solchen Problemen spüre ich bei Dir kaum etwas. Um so mehr hat es mich berührt, dass noch für Euren David mit seinen dreizehn Jahren die Auseinandersetzung mit dem Holocaust so grundlegend wichtig ist, dass er sein erstes frei gewähltes Referat zu diesem Thema hält! Natürlich würden wir beide ihm ein weniger belastetes Thema wünschen.*

*Ich will nicht traurig werden darüber, sondern mit einem Gedicht, das Schalom Ben Chorin kurz nach dem Krieg schrieb, die Hoffnung sprechen lassen:*

*Freunde, dass der Mandelzweig  
wieder blüht und treibt,  
ist das nicht ein Fingerzeig,  
dass die Liebe bleibt?*

*Freunde, dass der Mandelzweig  
sich in Blüten wiegt,  
bleibe uns ein Fingerzeig,  
wie das Leben siegt.*

*Sind unsere Gespräche und Davids Referat für seine Klassenkameraden nicht wie blühende Zweige an einem Mandelbaum, den wir hegen und pflegen wollen?*

*Herzlich, Deine I.*

Als Daniel sieben Jahre alt war, kam er eines Tages heim und sagte: «Marni, die Kinder waren böse zu mir und haben gesagt, wir hätten ihren Herrn Jesus umgebracht.» Ich beruhigte ihn, dass das nicht stimmt, sondern dass damals die Römer unser Land besetzt hatten, und dass sie Hunderte von Juden ans Kreuz schlugen. Meine Schwester, die mit ihrer Familie in unserer Nähe wohnt, meinte: «Es reicht nicht, wenn wir es nur unseren Kindern erklären. Wir müssen etwas dazu tun, dass solche absurden Behauptungen aufhören!» Wir haben die Gelegenheit ergriffen, um mit den Müttern aus unserer Nachbarschaft ins Gespräch zu kommen, nicht nur über diesen Punkt, sondern über das ganze Thema Juden-

tum und Christentum. Wir schickten Einladungen zu Kaffee und Kuchen an die Nachbarinnen und ihre Kinder und baten sie, auch ihre Freunde und Freundinnen mitzubringen. Damit die Sache Hand und Fuss bekam, luden wir eine jüdische Theologin ein, die ausserdem politische Wissenschaften studiert hat.

Es kamen fast dreissig Frauen mit ihren Kindern. Am Anfang schlichen sie alle um das Thema herum. Aber wir hatten uns gut vorbereitet; wir erzählten Geschichten, um die Atmosphäre aufzulockern, und stellten gezielte Fragen. Sie erzählten uns die unglaublichsten Dinge, die sie als Kinder über Juden gehört und bis heute nicht berichtet hatten, und sagten uns die alten Sprüche. Ob mich das schockiert hat? Nein. Wir hatten die Frauen doch eingeladen, damit sie diese Dinge auspacken und einige davon in den Mülleimer werfen.

«Ja, Ihr Juden, Ihr seid so reich», hiess der erste Spruch, den wir aufgriffen. Ich fragte: «Wie kommen Sie darauf? – Wir wohnen im gleichen Haus». – «Ja, schon», sagten sie, «aber so viele Ärzte und Rechtsanwälte und Kaufleute und Bankleute sind Juden!» Wir erklärten ihnen, warum das so ist. Die Juden in Europa waren von vielen Berufen ausgeschlossen; sie wurden nicht in die Zünfte aufgenommen, konnten also nicht Handwerker sein; sie konnten nicht Beamte sein und sie durften keinen Grundbesitz haben. In Deutschland war das bis ins späte neunzehnte Jahrhundert so. Wir mussten auf die Berufe ausweichen, die uns nicht verboten waren, worunter einige Berufe sind, in denen man, wenn man tüchtig ist und Glück hat, reich werden kann. Zum Beispiel im Finanzbereich. Aber glaube mir, niemals wird ein Jude an die Spitze einer staatlichen Bank kommen; und auch in keine andere hohe staatliche Position. Ich weiss nicht, wie ernst Bundespräsident von Weizsäcker die Idee gemeint hat, Ignatz Bubis, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, könnte sein Nachfolger werden. Juden können Rechtsanwälte werden. Aber Richter? Nein! Da gibt es Schranken, unsichtbare, sichere Schranken. Auch in gewisse Golfclubs werden keine Juden aufge-

nommen. Das ist allgemein bekannt; auch unsere Nachbarinnen wussten davon. Aber anstatt diese Zusammenhänge zu sehen, schreibt man den Juden besondere Eigenschaften zu.

«Ihr Juden seid besonders intelligent», war der zweite Spruch, mit dem wir uns beschäftigt haben. Du hättest etwas zu lachen gehabt, wenn du mit angehört hättest, wie wir uns abmühten, unsere Nachbarinnen zu überzeugen, dass es bei den Juden genauso stockdumme Menschen gibt wie anderswo. «Aber trotzdem!», hiess es dann, «überdurchschnittlich viele jüdische Kinder gehen aufs Gymnasium, und sie sind besonders gute Schüler.» Wir haben versucht, ihnen zu erklären, dass die jüdischen Mütter, nicht etwa weil ihre Kinder besonders klug wären, wollen, dass die Kinder studieren, weiterlernen, weiterkommen, sondern aus Angst, dass sie anders keine Arbeit finden. Das ist auch der Grund dafür, dass es überdurchschnittlich viele jüdische Nobelpreisträger gibt. Wir sind eben bis heute die Einstellung nicht losgeworden, die in den vielen Jahrhunderten der Verfolgung entstanden ist: Weil man Jude ist, muss man besonders gut sein. Wie hätten wir sie auch loswerden sollen? «Jude» ist doch auch heute eher noch ein Schimpfwort, oder?

«Juden sehen anders aus», hiess die dritte Erkenntnis, die wir über uns zu hören kriegten. Es kam heraus, dass unsere Nachbarinnen genau wussten, wie Juden aussehen: klein, vielleicht ein bisschen gebückt, mit grosser, krummer Nase, dunklen Augen und schwarzem Haar, meist in schwarzer Kleidung, mit Schläfenlocken, Kipah<sup>46</sup> oder einem grossen schwarzen Hut, womöglich mit Pelzrand. Nun sassen sie uns drei Frauen gegenüber und sahen, dass wir keine grossen krummen Nasen hatten, dass wir eher stattlich sind und eine von uns ist noch blonder als du. Sie waren irritiert, vollends als wir ihnen sagten, welche Nachbarn Juden sind. «Ach, die Müllers und die Mayers sind auch Juden?» Siehst du, man muss nur auf die Leute zugehen!

Sie wussten nicht, dass nicht alle Juden Israelis sind, weil sie nicht in Israel leben und nicht die israelische Staatsangehörigkeit haben, sondern die des Landes, in dem sie seit Generationen leben. Schliesslich haben sie begriffen, dass das nichts anderes ist als bei den Deutschen, Schweizern,

Iren und anderen Nationalitäten, die in den USA, in Südamerika und sonstwo auf der Welt leben. Man ist Bürger des Landes, in dem man – oft seit Generationen – lebt. Trotzdem können die Deutschen beispielsweise aus Kasachstan nach Deutschland kommen, so wie die Juden nach Israel kommen können. Ich hoffe, das haben unsere Nachbarinnen schliesslich verstanden. Und auch, dass es eine jüdische Religion gibt, dass aber längst nicht alle Juden religiös sind.

Wir konnten bei diesem Kaffeekränzchen einige Vorurteile ausräumen, so wie wir es erhofft hatten. Es fiel Daniel und den Nachbarskindern danach viel leichter, miteinander zu diskutieren. Wir wohnten noch fünf Jahre in dieser Gegend, das Klima wurde besser. Inzwischen sind wir umgezogen. In unserer neuen Nachbarschaft gibt es einen regelmäßigen Kaffeeklatsch. Ich glaube, ich werde, wenn ich an der Reihe bin, dieses Thema auf den Tisch bringen.

In den Jahrhunderten der Verfolgung und Unterdrückung haben die Juden gelernt, sich zu ducken,<sup>47</sup> sich in Nischen, die man ihnen liess, zu verstecken. Was uns nichts genützt hat. Ich bin überzeugt: Wer sich duckt, zieht die Aggressionen anderer nur noch mehr auf sich. Doch welche Wahl hatten sie? Das ist jetzt anders, vor allem wenn man wie ich in Israel aufgewachsen ist. Da hat man ein ganz anderes Selbstbewusstsein. Meine Freundin, die als Kind jüdischer Eltern in der Schweiz geboren und aufgewachsen ist, geht mit ihrem Judentum anders um als ich. Ich glaube nicht, dass sie auf die Idee käme, ihre Nachbarinnen einzuladen, um deren Vorurteile anzugehen. Als Israelis sind wir ganz anders aufgewachsen. Mit einer Aufgabe, einer grossen und wichtigen Aufgabe. Das gibt dir Halt, Selbstbestätigung, Sicherheit. Es bietet dir die besten Voraussetzungen, dich zu entwickeln. Es ist etwas Eigenartiges: Wir waren viel mehr mit der Zukunft beschäftigt als mit der Vergangenheit. Es war so eine riesige Aufgabe, die weckte unseren Enthusiasmus, unsere Sorgen, unsere Freude, ach, alles Mögliche. Wir Juden in Israel mussten immer um unser Land kämpfen, ob wir wollten oder nicht. Dadurch haben wir uns verändert.

Ich gehöre zur ersten Generation, die in Israel geboren wurde, und für mich bedeutete der Holocaust zuerst mein Erstaunen, dass es Kinder gab, die Grosseltern haben. Fast alle Kinder in meiner Klasse hatten keine Grosseltern. Wir wussten gar nicht, was das ist: Grosseltern? Wir wussten, dass unsere Eltern Eltern gehabt hatten. Aber erst als ich mit Kindern zusammenkam, die Grosseltern hatten, als ich dort eingeladen war, als ich merkte, wieviel Liebe ihnen von den Grosseltern geschenkt wurde, wieviel Verständnis, dass man zu ihnen zu Besuch kommen konnte, dass sie viel mehr Zeit hatten als die Eltern, dass sie wunderbare Geschichten erzählten, dass man von ihnen Geschenke bekam, da begriff ich, was Grosseltern für ein Kind bedeuten, da wurde mir klar, was mir fehlte.

Dass ich in München lebe, ist eigentlich traurig, obwohl mir diese Stadt und ihr weites Umland sehr gefallen. Ich lebe ein gespaltenes Leben, ziemlich schizophran. Ich wäre viel lieber in Israel, aber mein Mann ist Rechtsanwalt, Jude, natürlich! Als ich ihn kennenlernte, war er schon so weit in seiner beruflichen Laufbahn, dass es unmöglich war, ihn herauszuholen. Er wäre sogar für mich nach Israel gegangen, aber er hätte dort beruflich nicht viel werden können. Ich sehe heute noch deutlicher als bei unserer Heirat vor fünfzehn Jahren, dass es richtig war, mit ihm in Deutschland zu bleiben.

Da muss ich dir etwas ganz Merkwürdiges erzählen. Ich weiss nicht, es ist mir eben eingefallen, und ich muss es loswerden: Wir waren vor fünf oder sechs Jahren in einem Alpendörfchen in Ferien. Ein Mann wollte unbedingt unsere Bekanntschaft machen. Er lief uns ständig in die Quere. Wir hatten nichts dagegen und trafen uns mit ihm und seiner Frau in einem Café. Mir fiel gleich auf, dass sie eine Halskette mit ihrem hebräisch geschriebenen Namen trug. Der Mann fing an zu erzählen, dass er ein Nazi gewesen war, ein Bomberpilot. Stolz erzählte er, wie und was er alles bombardiert hat. Er sagte aber nichts Antisemitisches, und ich konnte nicht feststellen, ob er noch immer ein Nazi war. Die Frau sass die ganze Zeit still da. Ich habe sie schliesslich gefragt, wieso sie dieses Halsband mit ihrem Namen auf Hebräisch hat. Sie ist eine jüdi-

sche Frau, übergetreten vom Christentum zum Judentum. Sie war mit einem Juden verheiratet und hat zwei Kinder mit ihrem geschiedenen jüdischen Mann. Warum sie sich hat scheiden lassen, weiss ich nicht. Als der Mann nicht dabei war, sagte sie uns, dass er bis heute Nazi ist. Er trifft seine Kameraden aus der Nazizeit und sie hetzen gegen alles Mögliche, auch gegen die Juden. Sie fühlt sich als jüdische Frau, und es gibt immer Krach zwischen den beiden. Die Frau hat geweint. Ich weiss nicht, was die beiden miteinander suchen. Warum muss die Frau sich so quälen? Sie war ernstzunehmen in ihrem Judentum. Sie haben uns eingeladen, aber ich habe Angst vor diesem Mann und gehe nicht hin. Ich habe ein paarmal mit der Frau telefoniert. Ich habe sie zu uns eingeladen. Ich sage dir, das war eine Erfahrung!

Mich beunruhigt der wiederaufkommende Fremdenhass in den meisten europäischen Ländern. Am meisten beunruhigt es mich, wenn so etwas in Deutschland passiert, dass in Deutschland Juden wieder die Zielscheibe von Hass und Gewalt sind, nicht nur Juden, auch andere Minderheiten. Deutschland ist, und zwar abgesehen davon, ob man hier lebt oder nicht, der Punkt, wo es am meisten schmerzt.

Meine Eltern waren beide im KZ. Sie kamen beide nach dem Krieg als Überlebende nach Israel, mein Vater, 1920 geboren, aus der Tschechoslowakei, meine Mutter, 1928 geboren, aus der Bukovina. Ich wusste schon als kleines Kind, dass sie schlimme Dinge erlebt hatten, denn ich hörte nachts das Schreien meiner Mutter, in vielen, vielen Nächten meiner Kindheit. Wenn ich sie fragte, sagte sie, «ich träumte wieder davon», und erzählte, was sie geträumt hatte: ihre Erlebnisse von damals.

Ich weiss nicht, ob es viel zu unserem Gespräch beitragen würde, dir diese Erlebnisse aufzuzählen und dir zu erzählen, wer von unserer Familie wie lange in welchem Konzentrationslager war, wie es dort war, wer wann wo wie umgekommen ist? Denn es unterscheidet sich nicht von dem, was man kennt. Die meisten sind umgekommen. Von allem, was mein Vater erzählte, hat mich am meisten berührt, wie sein Bruder starb. Sie hatten die Jahre im KZ überstanden, und dann ist sein Bruder

in den Armen meines Vaters gestorben. Es war kurz vor dem Ende des Kriegs. Auf dem Zugtransport. Er hätte fast überlebt, und dann starb er, so kurz vor dem Ende des Kriegs. Ich glaube, das war es, was mich so sehr berührt hat: Das Menschliche in dem Grauen. Er war so jung. Was soll ich dir sagen? Es waren nur noch ein paar Tage, bis alles vorbei gewesen wäre, und da ist er gestorben. In den Armen meines Vaters. Von den anderen hat mein Vater nur gehört, dass sie umgekommen sind. Sein Bruder war der einzige, bei dessen Tod mein Vater dabei war. Es hat mich als Kind so getroffen, viel mehr als all die schrecklichen Geschichten, wie dieser Junge in den Armen seines älteren Bruders gestorben ist. Mein Vater hat geweint, als er diese Geschichte erzählte. So weit ich mich erinnere, war es die einzige Gelegenheit, wo ich meinen Vater weinen sah. Das hat mich aufgewühlt, denn mein Vater zeigt seine Gefühle nicht so offen.

Auch meine Mutter war im KZ. Ihre Mutter starb schon auf dem Transport dorthin, und ich glaube, ich muss dir nicht erzählen, wie. Ihr Vater starb wenig später. Da war sie fünfzehn Jahre alt und ganz allein. Ihr sind mehrmals die Beine erfroren; sie hatte Lungenentzündung und dreimal Typhus, und irgendwie hat sie überlebt. Das Schlimmste für sie war, dass sie ein Kind war und ganz allein.

Du sagst, du wärest nicht auf den Gedanken gekommen, dass das Alleinsein schlimmer sein kann als alles. Ich finde dich deshalb doch nicht gefühllos! Ich kann es sogar gut verstehen. Wenn man die Elendsbilder aus den Konzentrationslagern sieht und keine persönliche Beziehung zu diesen Menschen hat wie ich, vergisst man wohl, dass es nicht Elendsgestalten, sondern Menschen sind wie du und ich, mit ganz normalen seelischen Bedürfnissen. Auf den Bildern schreit einem die Angst, die Demütigung, die Folter, der Hunger, der Frost so laut entgegen.

Ja, ich habe mir meine Eltern so vorgestellt. Aber dass sie vorübergehend diesen Bildern entsprachen, war für mich etwas ganz Äusserliches. Für mich war wichtig, dass meine Eltern mir die Wahrheit sagten, dass sie uns, meinen beiden Schwestern und mir, auf alle Fragen eine aufrich-

tige Antwort gaben, bis unser Interesse gestillt war, und dass wir über ihre Empfindungen sprachen. Aber auch darüber, wie es zum Holocaust gekommen war, wie man damit umgehen kann und was man jetzt tun muss. Mein Vater, wenn er erzählte, malte nicht die Details aus, sondern er erklärte uns, was geschehen war, indem er es wie eine Geschichte erzählte. Wir haben ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag ein Buch mit seiner Geschichte und seinen Geschichten geschenkt. Es war die Idee meiner Schwester. Eine Freundin interviewte ihn und uns und schrieb alles auf.

Ich bin meinen Eltern für ihre Ehrlichkeit dankbar, denn es zeigt sich bis heute, dass ich leichter damit leben und selbst auch offener davon sprechen kann als diejenigen, deren Eltern alles verschwiegen haben. Ich kenne viele, die kein Wort darüber sprechen können, die alles in sich hineinfressen. Sie haben grosse Probleme.

Wenn man allerdings damit aufwächst, dass man weiss, was passiert ist, sieht man die Eltern eher als Überlebende. Und Überlebende sind nicht gerade heroische Vorbilder, sondern Menschen aus Fleisch und Blut. Die Eltern als Überlebende zu empfinden, ist anders, als meine Kinder mich empfinden oder Kinder ihre Eltern, die unbelastet sind: Die sehen ihre Eltern vielleicht anders als ich meine Eltern. Meine Kinder mich wohl weniger, weil ich die Last noch in mir habe, aber andere Kinder. Die Psychologen sagen ja, dass kleine Kinder ihre Eltern für sehr mächtig halten, fast für allmächtig, und dass es ein Schock für sie ist, wenn sie erkennen, dass das nicht stimmt. So war es für mich nicht, ich hielt sie nie für sehr mächtig. Ob ich Mitleid mit meinen Eltern hatte? Als ich etwas älter war und es halbwegs verstanden habe, bekam ich Mitleid mit meiner Mutter. Ob sie das gebraucht hat? Seit ich selbst Mutter bin, frage ich mich das oft.

Eines begreife ich nicht: Dass meine Eltern keine Vergeltungsgefühle haben. Wir hatten zu Hause oft Christen aus Deutschland zu Gast. Ich warf meinen Eltern vor: «Wie könnt ihr nur ... Wie könnt ihr überhaupt noch mit Deutschen Kontakt haben?» Aber meine Eltern sagten: «Wir haben ganz verschiedene Menschen getroffen, Menschen, die helfen wollten, und Menschen, die töten wollten. Wir kannten viele Deutsche,

die gegen die Nazis waren.» Für mich war es ein Phänomen, dass meine Eltern so empfinden konnten. Die wenigsten von denen, die in den KZs waren und davonkamen, haben echte Vergeltungsgefühle. Ich hätte das als normal empfunden. Ehrlich, in all den Jahren, seit ich mit der Generation meiner Eltern rede, begreife ich das nicht: Sie sprechen immer von Verstehen, von Schritten aufeinander zu.

Ich selbst brauchte lange, bis ich mir die Haltung erarbeitet hatte: «Nicht alle Deutschen waren Nazis!» Aber es gibt ausserordentlich schmerzende Rückfälle. Im Herbst 1992 lief eine Serie im Fernsehen mit Interviews von Deutschen, die laut und stolz verkündeten, es habe den Mord an den Millionen Juden nicht gegeben.

Daniel, unser Sohn, inzwischen dreizehn Jahre alt, wollte diese Sendung unbedingt anschauen und er geriet in eine schlimme Verfassung. Ich konnte ihn nicht beruhigen. Was du in Jahren durch die Erziehung aufbaust, das kannst du, wenn so etwas passiert, in Minuten streichen. Da behaupteten Leute: «Die Juden wurden in den Duschen lediglich entlaust und desinfiziert, und dass es Tötungen gewesen seien, ist eine jüdische Fantasie». Zu Archivbildern von aufgehäuften Leichen sagte ein alter Doktor, dessen Namen ich mir nicht gemerkt habe: «Wir mussten Deutschland säubern, sonst wären wir alle angesteckt worden.» Der Journalist fragte: «Wovon?» – «Ja, von den Krankheiten, die die Juden hatten; man musste einige beseitigen, weil sie eine Ansteckungsgefahr waren für die anderen.» Das war eine Diskussion, ich konnte es nicht fassen! Nazis, die jahrelange Gefängnisstrafen abgesessen hatten, behaupteten nach allem, allem, immer noch, genau wie früher und stolz: «Das mussten wir als Deutsche tun». Einer sagte sogar, er würde es genauso wieder tun. «Marni, du lügst ja, du hast mir nicht die Wahrheit gesagt», schrie Daniel, «du sagst, die Deutschen bemühen sich ... Aber du lügst!» Wenn du Daniels Entsetzen gesehen hättest!

Du willst wissen, ob es mir auch so geht wie Dir, dass ich Hass gegen solche Leute empfinde? Ja. Aber sie umbringen möchte ich nicht. Ich möchte sie fesseln und ihnen das ganze Grauen zeigen, noch einmal und

noch einmal und noch einmal. Aber dann denke ich: Das ist ja idiotisch. Man muss das Problem anders anpacken. Aber wie? Wie?

Daniel ist in der achten Klasse des Gymnasiums. Vor drei Monaten kam er von der Schule nach Hause:

- Wir sollen uns ein Thema für einen ausführlichen Vortrag aussuchen.
- Schön, und was hast du ausgesucht?
- Holocaust!
- Wie kommst du darauf?
- Ich habe gemerkt, dass meine Klassenkameraden sehr wenig über das Judentum und über den Holocaust wissen. Das hat mich schon lange beschäftigt...
- Ist das so ein wichtiges Thema für dich?
- Ja. Es war mir sofort klar, dass ich dieses Thema nehme.

Daniel hat das Referat selbständig erarbeitet, mit Dokumenten aus der Bibliothek und mit Dias. Daniel ist ziemlich reif für sein Alter. Du kannst dir nicht vorstellen, wie ernst er das Thema angepackt hat. Meinen Mann und mich macht es traurig, dass unsere Kinder diese schwere Last weitertreten. Wir wollen schon, dass sie Bescheid wissen, die Fakten kennen. Aber dass es sie so sehr beschäftigt...!

Daniel trug uns das Referat am Abend, bevor er es halten sollte, vor. Plötzlich hörte er auf:

- Es geht so nicht. Es wirkt trocken. Es sind nur Fakten. Ich habe Angst, dass ich es nicht 'rüberbringen kann.
- Du kannst nur informieren.
- Ich will es aber 'rüberbringen. Ich muss es ihnen klarmachen!

Daniel war plötzlich so erschrocken. Er meinte, das einzige, was 'rüberkommen werde, sei vielleicht das Gedicht eines kleinen Mädchens, der damals zwölfjährigen Eva Pickova aus Nymburg:

### **DIE ANGST**

Durch unser Getto zieht ein neuer Schrecken, Bedroht mit böser Krankheit gross und klein. Man sieht den Tod die Sense von sich strecken. So lechzt nach Opfern er in arger Pein.

Den Vätern schlägt das Herz im Leib geschwinder,  
Voll Trauer hülTn die Mütter ein ihr Haupt.  
Die Typhusotter würgt ihnen die Kinder  
Zu Tod, bevor sie es geglaubt.

Ich bin noch da, bin noch ein lebend Wesen,  
Indes die Freundin schon im Jenseits weilt,  
Ich weiss nicht, ob's nicht besser wär' gewesen,  
Hätt mich mit ihr zugleich der Tod ereilt.

Nein, nein, mein Gott – wir woll'n doch leben,  
Du darfst nicht lichten unsre Reihn  
Wir woll'n nach besserem Morgen streben,  
Dann wird ja soviel Arbeit sein.

Wir haben Daniel Mut zugesprochen und gesagt: «Dein Referat ist gut. Wenn sie nicht zuhören, liegt es nicht an dir.» Seine Klassenkameraden haben dann doch ziemlich aufmerksam zugehört. Nur der Lehrer hat ihn, er verstand nicht, warum, mehrmals unterbrochen, und Daniel hatte das Gefühl, er habe ihm dadurch ziemlich viel Wind aus den Segeln genommen. Du wirst recht haben: Der Lehrer hat es nicht ausgehalten. Aber am nächsten Tag kam er und sagte: «Es ist ein wichtiges Thema. Ich denke, wir sollten daran Weiterarbeiten», und die Klasse war auch dieser Meinung.

Das hat Daniel sehr gefreut, und uns natürlich auch.

## Nur wer stark war und Glück hatte, konnte überleben

*Liebe Hanna,*

*Welch erfreulicher Zufall, dass Du an dem Nachmittag, als ich mit Deiner Freundin ein Interview hatte, beim Fahrdienst für die Kinder an der Reihe warst und dass Du hereingeschaut hast. Ob Du nicht Lust habest, mit mir zu sprechen, fragte Dich Deine Freundin, und Du sagtest:*

- Oh ja, gerne! Ich kann viel über meinen Vater und über meine Mutter erzählen. Sie sind super. Aber ich spreche nicht so perfekt Deutsch, ich bin Israelin.*
- Sind Sie auf Urlaub hier? fragte ich.*
- Nein, ich wohne hier schon seit fünfzehn Jahren. Aber wir sprechen zu Hause immer Hebräisch.*

*Wir verabredeten uns noch für denselben Abend bei Dir zu Hause. Wir konnten nicht ganz ungestört arbeiten, denn Deine Söhne brauchten ab und zu Hilfe bei den Hausaufgaben, die gabst Du ihnen superschnell.*

*Ich bin froh, dass Du nicht meine erste Gesprächspartnerin warst, sonst hätte ich vielleicht die Illusion bekommen, die Gespräche wären allzu leicht. Du erzähltest viel und sprachst die Dinge alle selbst an.*

*Du hast einen Satz gesagt, der mich zuerst erschreckte, dann sehr beschäftigte: «Nur wer stark war, hat überlebt». Glaube mir, wenn jemand Nichtjüdisches das gesagt hätte – ich wäre ihm oder ihr ‚ins Gesicht gesprungen‘. Ich konnte mich nicht erinnern, je etwas Derartiges gelesen zu haben, suchte deshalb nach und fand diese Ansicht tatsächlich in mehreren Veröffentlichungen: Simon Wiesenthal<sup>48</sup> sagt: «Nur wer stark ist, hatte in diesen finsternen Zeiten die Chance, zu überleben ... die Religiösen, die Stärke von ihnen war der Glaube an Gott: Wer nicht gewartet hat auf die Hilfe von Gott, musste andere Wege finden.»*

*In einer Tageszeitung<sup>49</sup> finde ich im Nachruf für eine ehemalige jüdische Mitbürgerin: «In Gesprächen zeigte sich ihre sehr starke Persönlichkeit, die ihr vermutlich das Leben rettete, als sie als Transportbegleiterin Ende 1941 den Weg ins Konzentrationslager antreten musste ...»*

*Als ich Dir bei unserem zweiten Treffen erzählte, dass bei einer Lesung in meinem alten Gymnasium die Schülerinnen sagten, und mir damit aus dem Herzen sprachen: «Nur wer stark war, hat überlebt – das ist unmöglich! – Das ist ein Hohn auf die Ermordeten!», da hast Du gelacht: «Ja, das stimmt irgendwie. Sie haben recht, so wie sie denken. Ich mache scheinbar die anderen niedriger als meine Eltern. Nur: daran denke ich gar nicht. Ich sehe meine Eltern und schaue nicht nach den anderen; ich vergleiche nicht. Meine Mutter hat allerdings Dinge geschafft, die nicht jeder schaffen kann, und mein Vater sowieso. Ich sage aber nicht: Wer umgebracht wurde, war schwach! Stark sein allein genügte nicht. Man brauchte unwahrscheinlich viel Glück. Es muss heißen: ‚Nur wer stark war und Glück hatte, konnte überleben.»*

*Wie ergeht es Dir eigentlich als Jüdin in der Schweiz? Dein Mann, als er mich im Auto zurück in die Stadt brachte, erzählte mir, dass jüdische Schulklassen von der Polizei begleitet werden, wenn sie von der Schule zum Sportplatz gehen. Es sei nicht wegen möglicher Schweizer Antisemiten, sondern wegen arabischer Terroristen. Aber trotzdem ...*

*Mich hat es gefreut, dass Du zu mir sagtest: «Ich finde es gut, dass gerade eine nichtjüdische Frau über diese Dinge schreibt. Es geht ja nicht nur uns Juden an. Es ist nötig, dass auch andere Interesse zeigen. Wenn man es vergisst, kann es leichter wiederkommen.»*

*Herzlich, Deine I.*

Ich bewundere meine Eltern. Sie haben den Holocaust überlebt, und weisst du, was ich denke? Natürlich brauchte man viel Glück. Aber dann wurden diejenigen gerettet, die stark waren und denen das Leben wichtig war. Die anderen haben sich nicht gewehrt. Die Überlebenden sind starke Menschen, denen man nichts anhaben kann. Das ist meine Beobachtung und meine Überzeugung. Ich bin stolz auf meine Eltern, dass sie entkommen sind.

Mein Vater ist wunderbar: Er hat so viel erlebt. Er war stark genug, nicht davon überwältigt zu werden, und kann über alles reden, was er erlebt hat. Er ist ein ausgeglichener, fröhlicher Mensch, so normal und stabil wie ein Mensch nur sein kann und mit so vielen Talenten. Ich habe mein Leben lang gesehen und von anderen Leuten gehört, wie er ist. Er gab uns Sicherheit und Orientierung. Würdest du es nicht tun, ich hätte Lust gehabt, selbst etwas über ihn zu schreiben.

Kürzlich hat er für mich und meine Kinder eine Kassette mit seinen Erinnerungen besprochen. Er erzählt alles, aber er malt das Grausame nicht aus. Auf der Kassette sagt er: «Man kann gar nicht beschreiben, wie katastrophal es war.» Einmal sagt er: «Es war 24 Stunden lang nur Angst.» Aber dabei lässt er es dann bewenden. Er erzählt es ja auch für meine Kinder. Wenn man seine Worte hört, könnte man sich vormachen, es sei gar nicht so schlimm gewesen. Er war mal hier, mal dort, Leute haben ihm geholfen, und er konnte sich retten. Aber ich weiss, es war schlimm.

Das meiste, was er auf der Kassette erzählt, war mir schon bekannt, denn er erzählte mir von klein auf viel von sich, von meiner Mutter, meinen Grosseltern und Verwandten. Was er erzählte, war schlimm. Aber er war intelligent genug, es nicht auf eine schlimme Art zu erzählen, sondern so, dass es meinem Alter angemessen war und mich nicht verwirrte. Für meine Schwester, die während des Krieges geboren wurde, war es anders als für mich; sie hörte wahrscheinlich gar nicht zu. Sie hat auch Vaters Kassette nicht angehört. Sie versucht, alles zu verdrängen. Als ich gestern am Telefon meiner Mutter von unseren Interviews erzählte, sagte sie: «Carmela würde nie so etwas machen!» Mein Vater wollte mit ihr

nach Polen fahren; sie wollte nicht. Vielleicht hat sie Angst, was alles dabei herauskommen würde. Sie war drei Jahre alt, als der Krieg zu Ende war. Ich habe es leichter, ich bin erst nach dem Krieg geboren. Ich erinnere mich genau daran, wie ich mit sechs Jahren krank war, und mein Vater sich zu mir ans Bett setzte. Was er da erzählte, habe ich wie ein Märchen aufgenommen. Wie Ukrainer jüdische Kinder schlugen, totschlugen, sie an den Füßen nahmen und mit dem Kopf gegen die Wand schmetterten, furchtbare, unglaubliche Geschichten von wilden zügellosen Menschen, über die mein Vater sagt, sie seien manchmal noch böser gewesen als die Deutschen.

Mir hat das, was meine Eltern erlebt haben, keine seelischen Probleme bereitet, nicht so, dass ich dadurch ein Trauma bekommen hätte. Du hast freilich recht: Meine Eltern waren nicht im KZ! Man hat ihnen nicht ihre Menschenwürde genommen. Sie waren nicht zu einer Nummer gemacht worden, sondern waren unter all den schrecklichen Umständen doch immer selbständig und konnten für sich entscheiden. Trotz allem Schrecklichen, was meine Eltern erlebt haben, konnte ich doch stolz auf sie sein, denn sie waren den Nazis entkommen, oft durch ihren Mut und ihre eigene Kraft! Was die Juden mitmachen mussten, das hat mich traurig gemacht, als ich es gelesen oder im Kino gesehen habe und es mit der Zeit begriff. Es kam mir langsam, langsam ins Bewusstsein.

Ich will dir von meinem Vater erzählen. Er wurde 1909 in der polnischen Stadt Jaroslaw geboren, und bis 1939, als der Krieg begann, war für ihn die Welt so schön. Er stammte aus einer angesehenen Familie. Sein Vater hatte das Textilgeschäft seiner Eltern übernommen, war allerdings kein sehr guter Geschäftsmann. Mein Vater spielte sehr gut Klavier und Klarinette. Er trieb viel Sport, war in verschiedenen Fussballmannschaften, spielte ziemlich gut Tennis, war ein guter Tänzer, ein umschwärmter junger Mann, der zu allen Festen eingeladen wurde. Er hat bis heute Kontakt zu zwei polnischen Freunden aus dieser Zeit. 1927 machte er Abitur und studierte anschliessend Jura in Lwów, der Hauptstadt von Galizien, in der Nähe der damaligen polnisch-russischen Grenze.

Als Student begann mein Vater, politisch aktiv zu werden. Er wurde der Vorsitzende der zionistischen Studentengruppe und hatte grossen Erfolg, denn er konnte sehr gut reden und die Leute überzeugen. Als wir nach Israel kamen, trat er sofort in die Zionistische Partei ein und arbeitete für diese Partei bis zum Alter von achtzig Jahren. Da mein Vater Zionist ist, wären wir vielleicht ohnehin nach Israel gegangen. Ob ich meine, dass Israel auch ohne die Nazis zustande gekommen wäre? Ja, ganz gewiss, aber später. So ging es einfach schneller, weil auch diejenigen, die es von sich aus nicht gewollt hätten, gekommen sind. Die russischen Juden kamen und kommen jetzt auch nicht aus Idealismus.

Schon früh, noch ehe in Deutschland Hitler an der Macht war, fing in Polen die Hetze gegen die Juden an. Mein Vater durfte plötzlich nicht mehr in der Universitäts-Mannschaft Fussball spielen und musste aus dem Städtischen Symphonie-Orchester ausscheiden. Antisemitische polnische Studenten stellten sich an die Türen der Universitätsgebäude und schlugen die jüdischen Studenten, so dass sie nicht mehr in die Hörsäle und die Arbeitsräume und zu den Prüfungen konnten. Auch mein Vater musste dieser Gewalt weichen, was hätte er tun können? Er konnte nicht mit ihnen sprechen, denn welcher Mensch, der nicht seinen Kopf, sondern seine Muskeln benutzt, ist Argumenten zugänglich? Körperlich konnte mein Vater, so mutig, stark und gewandt er auch war, gegen eine Gruppe brutaler Kerle nichts ausrichten. Für ihn persönlich war es nicht so schlimm, denn er studierte ohnehin vorwiegend zu Hause aus Büchern, weil er im Textilgeschäft seines Vaters, der ja kein guter Geschäftsmann war, mithelfen musste. Aber mein Vater war auch kein sehr guter Geschäftsmann, das war ein Problem. Das Geschäft lief nicht so, wie es sollte, und dann kamen die Boykottaufrufe, das Geschäft ging ein. Mein Grossvater starb lange vor Beginn des Krieges.

1931 legte mein Vater sein juristisches Staatsexamen ab. Das war nur möglich, weil er einen polnischen Freund hatte, einen Offizier, der zu ihm hielt. Wenn ein Prüfungstermin war, so gingen die beiden miteinander hin, der Offizier in voller Uniform inklusive Waffen. Er drohte den

Typen an den Türen, er werde schießen, wenn sie seinen Freund nicht hineinliessen. Da bekamen sie Angst.

Wenn mein Vater das erzählte, hat es mir als Kind grossen Eindruck gemacht, und ich habe schon früh begriffen, dass gewalttätige Leute zwar gewalttätig sind, aber unsicher und feige, wenn es gefährlich für sie wird. Warum hat Hitler Selbstmord gemacht? Weil er feige war. Es ist schade, dass man ihn nicht vor dem Tribunal in Nürnberg erleben konnte. Eichmann allerdings hat vor dem Gericht und auch bei der Hinrichtung in Jerusalem nicht gezittert. Er war stolz und hatte eine sehr aufrechte Haltung. Er gab alles zu und empfand keinerlei Schuld.

Mein Vater hat sein Examen mit Auszeichnung abgelegt und arbeitete acht Jahre lang in einer Rechtsanwaltskanzlei. 1938 haben meine Eltern geheiratet. Meine Mutter stammt auch aus Jaroslaw. Meine Eltern waren sehr geachtet. Noch heute erzählen die Leute, Überlebende aus Jaroslaw in Israel, voller Bewunderung von meinem Vater, und alle sagen, dass meine Mutter eine schöne Frau war, sportlich, lustig und eine gute Tänzerin. Ich habe ein Photo meiner Eltern, ein einziges, das sie durch den Krieg hindurchgerettet haben auf allen ihren Fluchten. Da kann ich selbst sehen, wie gut mein Vater aussah und was für eine schöne, schlanke Frau meine Mutter war, und wie sorgfältig gekleidet sie beide waren, er im dunklen Anzug, sie im taillierten Kostüm mit einem Hütchen auf der Lockenfrisur.

Nach dem Krieg war mein Vater immer noch ein sportlicher Typ, aber in Israel musste man hart arbeiten und brauchte die übrige Zeit, um die Sprache zu lernen. Man hatte keine Sekunde freie Zeit, um Sport zu treiben, und niemand hatte Geld, um ein Klavier zu kaufen. Mein Sohn kam mit elf Jahren auf die Idee, dem Grossvater eine Klarinette zu schenken. Aber mein Vater kann nicht mehr spielen, weil er Asthma hat. Das finde ich so schade. Doch ich habe vorgegriffen.

1939 kam der Krieg und die Deutschen begannen sofort mit der Judenverfolgung. Mein Vater durfte nicht mehr Rechtsanwalt sein, wurde aber von den Deutschen wegen seiner Fähigkeiten gebraucht. Sie setzten solche Juden auf Listen und deportierten sie zunächst nicht. Später

schon, denn es waren ja keine Menschen, sondern Arbeitskräfte, die man wegschaffte, wenn man sie nicht mehr brauchte.

Meine Mutter war auf keiner solchen Liste und war während des Krieges mit falschen Papieren immer auf der Flucht, meist zusammen mit meinem Vater. Sie hatte – für die damaligen Verhältnisse – das grosse Glück, nicht «jüdisch» auszusehen, sondern wie ein «arischer» Typ: blaue Augen, Stupsnase, die Haare dunkelblond. Sie war schlank; die Nazis sagten aber, die jüdischen Frauen seien breit. Sie muss unglaublich mutig, fast tollkühn gewesen sein. Eine Zeitlang verdiente sie Geld, indem sie Tabak und Silber über die polnisch-russische Grenze schmuggelte.

Mein Vater arbeitete 1939/40 ein Jahr lang nahe an dieser Grenze, und zwar in der Stadt Lwów in der Verwaltung einer Fabrik, wo er sehr beliebt war. Er wohnte ein Stück ausserhalb, am Waldrand. Eines Tages kam einer seiner Mitarbeiter, ein Pole, gelaufen: «Komme nicht in den Betrieb, geh weg, so schnell du kannst, die Deutschen machen eine Aktion». Da war es aus mit der Liste. Mein Vater betont, dass er mehrmals sein Leben retten konnte, weil ihm Polen halfen. Nicht alle Polen waren Antisemiten.

Einmal wurde er durch meine Mutter gerettet, im Jahr bevor meine Schwester auf die Welt kam. Er war von den Deutschen oder von der polnischen Polizei – egal! – geschnappt worden und stand schon mit den anderen zusammen am Zug für die Deportation. Du kennst die Züge: Viehwagen mit ein bisschen Stroh auf dem Boden und Stacheldraht in den Luftluken. Jemand benachrichtigte meine Mutter. Sie rannte hin, gab einem Offizier Geld. Der Offizier, ich weiss nicht, ich glaube, es war ein Deutscher, einer von der SS, der wurde von ihr mit Geld aus ihrem Tabak- und Silberschmuggel bestochen und liess meinen Vater entkommen.

1942 hörten meine Eltern von der «Endlösung». Im August 1942. Meine Mutter war im achten Monat schwanger. Mein Vater und meine Mutter versteckten sich zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in einem Keller. Natürlich wurden sie entdeckt. Polen, die doch unsere Nachbarn waren, gingen mit den Deutschen von Haus zu Haus. Manchmal

war es für die Verfolger ganz einfach. Es gab viele religiöse Juden in Polen, die beteten, wenn die Nazis sie in den Kellerverstecken fanden. Sie dachten, Gott schickte das alles. Sie nahmen den Gebetsmantel um und gingen betend in den Tod. Sie hätten sich Bart und Schläfenlocken nicht abschneiden lassen, auch wenn sie ihr Leben dadurch hätten retten können. Es gibt auch Menschen, die meinen, Gott habe sie gerettet. Aber ich meine, wenn man leben will, muss man sich wehren. Das haben meine Eltern getan. Als die Deutschen in den Keller eindrangten, rannten mein Vater und meine Mutter davon, in entgegengesetzten Richtungen, einen langen Korridor entlang. Beide haben sich gewundert, dass nicht hinter ihnen hergeschossen wurde. Kannst du verstehen, warum die nicht geschossen haben? Der Gang war lang und gerade. Für so eine Flucht braucht man Mut, den nicht jeder hat. Meine Grossmutter und mein Onkel blieben sitzen und wurden gefasst. Meine Eltern haben von ihnen nichts mehr gehört. Nach dem Krieg fanden sie ihre Namen und die der anderen Verwandten auf den Totenlisten des Roten Kreuzes.

Der älteste Bruder meines Vaters kam nicht als Jude ums Leben, sondern als Kommunist. Er studierte an der Karls-Universität in Prag. Er hatte eine nichtjüdische Freundin, Kommunistin wie er. Sie brachen beide ihr Studium ab, um für die Partei zu arbeiten. Sie wurden beide erschossen. Man hat es meiner Grossmutter, die alles für ihre Kinder tat, verheimlicht.

Eine Tante meines Vaters, eine wohlhabende Apothekerin, ging als überzeugte Zionistin 1920 nach Palästina und baute dort ein Haus, um jüdischen Einwanderern ein Zuhause zu geben. Anschliessend kehrte sie nach Polen zurück. Als die Deutschen in ihr Haus eindrangten, nahm sie Tabletten und stürzte sich vom Balkon. Mein Vater sah, wie sie halbtot in das Auto geschleppt wurde. Ob sie wusste, was in Auschwitz geschah? Die intelligenten Leute rechneten nicht damit, dass die Deutschen sie an einen guten Platz bringen und ihnen dort zu essen geben würden.

Die Schwester meines Vaters, die sich zeitweise mit meinen Eltern zusammen versteckte und 1949 mit uns nach Israel übersiedelte, und ei-

ne Tante, die in Palästina lebte, sind ausser meinem Vater die einzigen Überlebenden seiner grossen Familie. Von der Familie meiner Mutter blieb nur sie am Leben. Die anderen wurden in Auschwitz vergast oder in Chelмно in einem Gaswagen; oder sie wurden irgendwo erschossen, am Rand eines Massengrabs, das sie zuerst selbst geschaufelt hatten.

Was soll ich dazu sagen? Das hebräische Wort ‚Shoah‘ heisst Katastrophe. Das sagt alles. ‚Holocaust‘ heisst Ganzopfer, das klingt so, als hätte die Sache einen Sinn, und zwar einen religiösen, als sei es etwas für Gott. Es war die Shoah, es war nicht der Holocaust!

Meine Eltern sind, jeder für sich aus dem Keller entkommen und verloren sich zunächst aus den Augen. Sie wussten nicht einmal, ob der andere noch lebt. Ein polnischer Arzt besorgte meiner Mutter Papiere auf den Namen Lotta Schliwinska, und er fand für sie die Möglichkeit, im Krankenhaus von Zakopane ihr Kind zur Welt zu bringen. Meine Schwester wog bei ihrer Geburt 1'200 Gramm und war so krank, dass der Arzt einen Priester zur Nottaufe kommen liess. Meine Mutter gab dem Kind den Namen Kristina. Kristina als Name für ein jüdisches Kind! 1949, als wir nach Israel einwanderten, war Kristina kein sehr passender Name, und eine liebe alte Freundin meiner Eltern schlug vor, sie Carmela zu nennen, nach dem Berg Carmel, auf den Haifa gebaut ist.

Mein Vater kam auf der Suche nach seiner Frau auch zu diesem Arzt und erfuhr, dass sie noch lebte, und wo sie war. Der Arzt verschaffte auch ihm falsche Papiere auf den Namen Marek Schliwinski, so dass meine Eltern auch nach den falschen Papieren verheiratet waren. Mein Vater fuhr im Zug nach Zakopane. Im Zug, wo er jederzeit kontrolliert werden konnte. Das war sehr gefährlich für ihn, zumal er jüdisch aussieht. Was ich, rotblond mit grünen Augen, mit «jüdisch aussehen» meine? Gar nichts! Die Deutschen haben es gesagt, es war ihre Idee, ihr Bild: grosse Nase, schwarze Augen, dunkle Haare. Mein Vater hatte Angst, denn er hatte eine ausgeprägte Nase, dunkle Augen und dunkle Haare. Aber es ist nichts passiert. Er kam an, und seine Frau war mit dem Kind noch im Krankenhaus.

Da waren sie allein, ohne Familie, ohne Wohnung, ohne alles, aber mit einem winzigen kränklichen Kind, von dem alle sagten, es stirbt. Was macht man mit so einem Kind, wenn man selbst auf der Flucht ist? Meine Mutter hat meine Schwester mit sich geschleppt, sie nicht weggeschmissen irgendwo in einen Mistkübel. Du findest meine Ausdrucksweise brutal? Wieso? Die Umstände waren brutal. Sie waren auf der Flucht, in Lebensgefahr! Meine Mutter hat das Kind zwei Jahre lang an der Brust gehabt und es vor dem Verhungern gerettet, obwohl sie selbst hungerte. Das ist grossartig.

Meine Eltern beschlossen, dass mein Vater in Zakopane Arbeit sucht. Sie mieteten ein Zimmer, und mein Vater fand durch eine Beziehung, die meine Mutter mit ihrem ‚arischen‘ Aussehen, viel Mut und viel Glück hergestellt hatte, Arbeit in einem Restaurant, wo deutsche Offiziere verkehrten. Er sagt, dass es gutging, solange sie Kaffee tranken. Aber wenn sie Bier tranken, bekam er Angst. Sie fingen dann an, grölend zu singen – ihm ist besonders ein Lied in Erinnerung: «In einem Polenstädtchen, / da lebte einst ein Mädchen, / sie war so schön / ...» Ein ekelhaftes Lied darüber, wie manche Männer mit Frauen, ausländischen, minderwertigen Frauen umgehen. Wenn sie ein bisschen mehr getrunken hatten, sangen sie: «Heute gehört uns Deutschland / Und morgen die ganze Welt...» Und dann auch dieses Lied gegen uns, dieses Lied mit den Messern. Das kann man nicht zitieren.

So ein Lied wird in Deutschland jetzt wieder gesungen von einer Gruppe namens «Tonstörung». Ich kann nicht begreifen, warum das nicht verboten ist.<sup>50</sup>

Mein Vater hatte Angst unter den betrunkenen deutschen Offizieren, dass sie ihm plötzlich auf die Schulter hauten: «He, Jud ...!» Und tatsächlich, einmal stand einer auf, torkelte breitspurig auf ihn zu, nahm ihm ein Bierglas vom Tablett und grölte «Prosit, proosiit...» – «Der hat gemerkt, dass ich Jude bin ...», dachte mein Vater voller Entsetzen. Der betrunkene Offizier schüttete das Bier einem anderen über den Kopf. Da fingen sie an zu lachen. Er schüttete weiter, bis das Tablett leer war, und mein Vater schaute, dass er rauskam.

Du musst dir vorstellen, was ein Mensch spürt, mit seiner Angst, wenn er in einem solchen Loch mit SS-Offizieren steckt. Jede Sekunde bist du im Schreck. Wenn du dir das vorstellst ...! Ich habe viel Mitgefühl mit meinem Vater, und ich habe eine hohe Meinung von ihm.

Inzwischen war schon das Jahr 1943 gekommen. Meine Eltern hörten in Zakopane, dass die Deutschen wieder eine Aktion planten. Das ist einem immer vorher zu Ohren gekommen. Mein Vater erfuhr ausserdem, dass er in einer anderen Stadt gesucht wurde. Er fürchtete, dass sie auf seine Spur gekommen seien. Meinen Eltern war klar: sie mussten weg. Die Schwester meiner Mutter, die mit falschen Papieren in Warschau eine Wohnung hatte, war bereit, meine Mutter und das Kind zu sich zu nehmen. Aber nicht meinen Vater, weil er nicht blond war und keine Stupsnase und keine blauen Augen hatte. Sie fuhr aber zusammen nach Warschau. Mein Vater bekam im Zug eine Adresse, wo er ein Bett kriegen könnte. Meine Eltern verabredeten ein Treffen am nächsten Morgen, und mein Vater ging zu seinem Unterschlupf. Aber es war eine Falle. Das merkte er, als am frühen Morgen zwei polnische Polizisten und ein deutscher Soldat kamen. Mein Vater beobachtete, wie die drei einer Frau ihr Geld Wegnahmen. Da setzte er alles auf eine Karte, ging auf sie zu und sagte zu ihnen: «Ihr habt jetzt zwei Möglichkeiten: Ihr tötet mich, und zwar auf der Stelle, oder Ihr lasst mich in Ruhe.» – «Warum?» fragten sie verblüfft, und er sagte: «Ich habe gesehen, wie Ihr der Frau das Geld weggenommen habt, und das werde ich, wenn ihr mich mitnehmt, nicht für mich behalten!» Mein Vater sagte mir, dass er selbst nicht weiss, woher er diesen Mut nahm. Der Deutsche, der kein Nazi war, sagte, «Ach, wissen Sie, die Zeiten sind so schlecht, jeder schaut, wie er durchkommt», und liess ihn laufen. Er kam verspätet, rennend zum Treffen mit meiner Mutter. Die hatte lange gewartet. Die Tante konnte für meinen Vater neue falsche Papiere besorgen. Mit denen fuhr er nach Lwów zu seiner Schwester, die bei einer alten guten Dame, einer Polin wohnte. Diese alte Dame nahm auch ihn noch auf. Sie teilte das Wenige,

das sie hatte, mit ihnen. Und – da hast du recht – sie riskierte ihr Leben für die beiden. Meine Mutter blieb mit dem Kind noch in Warschau.

Schliesslich nahm mein Vater das Risiko auf sich und meldete sich auf eine Stellenanzeige in der Zeitung: «Arbeit an einer Maschine». Als er hinkam, sah er, dass es ein Rüstungsbetrieb war. Der Besitzer war ein drogenabhängiger Nazideutscher. Mein Vater bekam die Arbeit. Er konnte seine Frau und sein Kind aus Warschau holen, denn der Fabrikbesitzer sagte, «Wenn du in der Fabrik einen Platz findest, kannst du mit deiner Frau und dem Kind dort bleiben.» Ob er wusste, dass er einen Juden anstellte? Wohl schon, aber er war darauf angewiesen, es gab sonst keine Leute. So verdiente mein Vater ein bisschen Geld. Wenn der Chef keine Drogen hatte, bekam er Krisen und schlug die Leute. Das war unser Glück. Verrückt! Meine Mutter musste ihm die Tabletten aus der Apotheke holen, zunächst noch auf Rezept. Schliesslich reichten die Rezepte nicht mehr, und sie sollte Drogen ohne Rezept besorgen. Meine Mutter konnte einen Apotheker, einen Polen, der im Untergrund arbeitete, überzeugen, dass er ihr die Drogen auch ohne Rezept gab.

Anfang 1944 bemerkte mein Vater, dass meine Schwester nicht richtig sitzen konnte. Ich weiss nicht, wie schwierig es war, einen Arzt zu finden. Mein Vater fand einen, und tatsächlich, das Kind hatte eine schwere Erkrankung der Wirbelsäule, Spondelosis. Sie musste in einem Gipsbett liegen; sie blieb ein halbes Jahr drin, bis sie zwei Jahre alt war. Dadurch hätte alles noch viel schwieriger werden können, aber meine Schwester war so ein ruhiges Kind, als ob sie die Situation verstanden hätte. Heute ist sie eine sehr starke Person. Sie weint fast nie, schimpft fast nie, behält immer die Ruhe. Sie hat aber andere Symptome. Sie beisst ihre Fingernägel ab, so stark, dass sie künstliche Fingernägel braucht.

Meine Eltern luden sogar Leute in ihre Behausung in der Fabrikhalle ein. Einmal konnten sie es nicht verhindern, dass ein Kollege meines Vaters, ein Pole, der mit einer Deutschen verheiratet war, sie besuchte. Diese Frau sagte zu ihrem Mann: «Das sind Juden! Die Frau ist zu nobel für eine polnische Arbeiterfrau, und wenn sie polnisch wären, wären sie

katholisch. Und wenn sie katholisch wären, hätten sie Heiligenbilder und ein Kreuz an der Wand.» Der Mann fragte meinen Vater am nächsten Morgen in aller Öffentlichkeit, ob er ein Jude sei, und mein Vater antwortete: «Unverschämtheit! Komme mit mir in die Toilette, dann zeige ich dir, dass ich kein Jude bin. Und wenn du das nicht willst, dann halt's Maul, sonst kann dir was passieren!» Mein Vater war selbstverständlich beschnitten, und er hatte vergeblich versucht – viele haben es versucht – , die Beschneidung rückgängig machen zu lassen, ohne Narkose, es tat weh wie verrückt. Ich kann mir gut vorstellen, wie scharf und bestimmt mein Vater dem Mann auf seine Verdächtigung entgegnete. Seine Stimme zitterte kein bisschen, und er konnte den Mann einschüchtern. Du durftest nicht die Nerven verlieren. Es ist sicher, wenn du einmal deine Nerven verlierst, dann bist du dran. Es reicht, dass du einmal einen einzigen Fehler machst, dann bist du dran. Mein Vater erzählt das kühl wie eine Geschichte. Aber wenn du daran denkst, dass er es erlebt hat! Meine Mutter sagt übrigens, sie hätte, wenn sie einen Sohn gehabt hätte, ihn nicht beschneiden lassen, damit er nicht das Zeichen trägt, dass er Jude ist. Ob sie sich wirklich so verhalten hätte, kann man nicht wissen. Ich könnte es verstehen, weil du deine Kinder vor dem schützen willst, was du selbst mitgemacht hast.

Mit der Zeit stieg mein Vater in der Arbeit auf und wurde schliesslich an eine Zweigstelle des Rüstungsbetriebs nach Wien geschickt. Er musste mit dem Zug hin- und herfahren. Da bot ihm die deutsche Frau des polnischen Kollegen, die ihn als Juden verdächtigt hatte, einen Job an. Sie dachte wohl, der Mann hat Mut. Er sollte gegen eine gute finanzielle Beteiligung Zigaretten nach Wien schmuggeln und sie dort zu einer bestimmten Adresse bringen. Mein Vater, der moralisch ganz gewiss andere Dinge im Sinn hatte als Zigarettenschmuggel, nahm den Koffer auf seine Geschäftsreise mit, legte ihn in das Gepäcknetz über den Kopf eines deutschen Soldaten und ging weg. In Wien holte er den Koffer runter und hatte nach ein paar Stunden viel Geld. Woher nimmst du die Kraft für so etwas? Normalerweise hätte er das nie, nie getan.

Im März 1945 hörten er und ein Freund in Wien zufällig im Radio, dass die Russen ganz nah sind. Die deutschen Soldaten sind in dieser Phase gestorben wie die Fliegen. Die Russen haben sie alle getötet. Mein Vater hat mit seinem Freund zusammen beschlossen, von Wien zu Fuss nach Lwów zu gehen. Denn die Zugverbindungen waren unterbrochen. Sie liefen immer dem Strom der deutschen Soldaten entgegen. Einmal hielt sie ein deutscher Offizier an. Dem tischte mein Vater irgendeine Geschichte auf. Da griff der Offizier nach seiner Handgranate und schrie: «Los, lauft!» Sie liefen los, und mein Vater dachte, gleich wird die Granate hinter ihnen einschlagen. Aber es passierte nichts. Mein Vater rätselt, warum der Deutsche seine Granate nicht geworfen hat.

Sie kamen wohlbehalten in Lwów an. Die Russen waren schon da. Mein Vater fand meine Mutter und meine Schwester im Keller, und sie waren sehr arm.

Dann war endlich der Krieg vorbei. Nach dem Krieg zogen meine Eltern in eine kleine Stadt an der polnisch-tschechischen Grenze, Tscheski Teschen, weil mein Vater dort wieder als Rechtsanwalt arbeiten konnte. Dort wurde ich im August 1946 geboren. Ich kam mit fünf Kilo zur Welt. Ich war das Friedenskind! Das ist doch wunderbar. Sie waren glücklich. Du meinst, sie seien vielleicht enttäuscht gewesen, dass ich kein Sohn war. Warum? Wieso? Für wen? Ich habe von meinen Eltern nichts Derartiges gespürt. Ich war wie ein Bub, habe nur mit Buben gespielt, mich mit ihnen gestritten und geschlagen. Aber es ist schon schlimm, dass niemand den Namen unserer Familie, Silbermann, weitertragen wird.

In Tscheski Teschen hat es mir sehr gefallen. Doch wir gingen, weil mein Vater Zionist ist, als der Unabhängigkeitskrieg zu Ende war, 1949 nach Israel. Leider hat mein Vater, der vor dem Krieg ein bekannter Rechtsanwalt war, dort seinen Beruf aufgegeben. Es wäre notwendig gewesen, dass er für ein paar Monate einen Kurs gemacht und sehr gut Iwrit gelernt hätte, aber er musste Geld verdienen. Meine Mutter kann bis heute nicht richtig Iwrit. Mit meinen Eltern sprechen wir Polnisch. Mein Vater begann als ganz kleiner Angestellter der Stadtverwaltung

von Haifa: Er musste von Haus zu Haus gehen und bei den Leuten die Steuer eintreiben, wenn sie nicht von sich aus zu den Terminen zahlten. Aber auch diese Arbeit war nicht leicht zu kriegen. Nach und nach konnte er sich hocharbeiten und war zuletzt Direktor der Abteilung, in der er so klein angefangen hatte.

Warum ich so viel mehr über meinen Vater als über meine Mutter spreche? Sie hat nicht so viel erzählt. Sie hat zwar vor, auch eine Kassette zu besprechen, aber das hat sie bisher nicht getan. Ausserdem ist sie ein ganz anderer Mensch als mein Vater. Wenn sie die gleiche Geschichte erzählt hätte, wäre es doch eine ganz andere Geschichte: eher die grausamen Sachen und kaum persönliche Erlebnisse. Sie schimpft eher auf die Deutschen und – ein bisschen weniger – auf die Polen. Sie ist nicht so positiv eingestellt.

Meine Mutter hat von den Entbehrungen im Krieg immer noch die Angewohnheit, furchtbar zu sparen. Sie wirft nichts weg, nichts! Sie wäscht Plastiktüten aus, macht aus hart gewordenem Brot Paniermehl und aus Gemüseresten Suppen, flickt Socken, bis sie nur noch aus Geflicktem bestehen, zieht Gestricktes auf und strickt für meine Söhne wunderschöne Pullover in Norwegermustern daraus. Ich habe diese Sparsamkeit von ihr übernommen. Du kennst das auch? Du hast das auch gelernt? Man wirft nichts weg, und wenn etwas verdirbt, fühlt man sich schuldig.

Als ich beim Militär war, habe ich aus diesem Grunde etwa 20 Kilo zugenommen: Ich konnte von den Kuchen und all den leckeren Sachen, die wir in der Zeit des Sechstagekriegs von der Bevölkerung bekamen, einfach nichts wegwerfen und habe alles in mich reingefuttert. Ich habe mich als den eigenen Müllkübel benutzt. Auch heute noch werfe ich kaum etwas weg, und mein Mann sagt manchmal im Spass: «Deine Sparsamkeit ist krankhaft! Ein echtes Second-Generation-Syndrom». Meine Schwester reagiert genau entgegengesetzt, aber auch nicht normal: Sie füllt den Kühlschrank – und wirft alles weg.

Wenn ich meine Eltern frage, wie es möglich war, dass gerade sie am

Leben geblieben sind, so sagt mein Vater: «Wir waren normale Menschen wie alle Menschen. Vielleicht hatten wir stärkere Nerven? Oder war es einfach Glück?» Er hält es auch für möglich, dass seine Mutter vom Himmel herab auf ihn aufgepasst hat, nachdem sie in Auschwitz umgekommen war. Auch meine Mutter denkt so. Sie trug immer ein Bild ihres Vaters im Portemonnaie und sagt: «Ich hatte meinen Vater immer bei mir. Er hat auf mich aufgepasst.» Das glaube ich nicht. Wie denn? Wie? Vom Himmel? Ich bin keine gläubige Person. Wenn ich Schwierigkeiten habe, sage ich vielleicht mal «Oh, Gott!» Und ich bin stolz, jüdisch zu sein. Vielleicht glaube ich doch. Aber nicht an normalen Tagen. Meine Eltern hatten starke Nerven und Glück. Sehr viel Glück! Aber es kann sein, dass sie aus der Liebe und dem Glauben an ihre Eltern Kraft schöpften.

Man könnte meinen, so ein starker, integrier Mensch wie mein Vater sei mit dem, was er erleben musste, fertig geworden. Er ist gut damit umgegangen, das ist sicher. Aber damit fertig geworden? Nein! Mit zunehmendem Alter ist alles zurückgekommen. Fast jede Nacht träumt er, dass die Deutschen hinter ihm her sind. Es ist so, als müsste er alles wieder und wieder erleben. Er schreit und schlägt um sich. Wenn ich bei meinen Eltern zu Besuch bin oder sie bei uns, gehe ich an sein Bett und halte seine Hand. Wenn er aufwacht, erzählt er, dass er von Hunden geträumt hat, die hinter ihm her sind, von Menschen, die ihn packen, von Kämpfen und davon, dass Krieg herrscht. Ich sage dir, es ist ein Glück, dass mein Vater uns alles erzählt hat, und dass er es auch letzten Sommer auf Band gesprochen hat. So kann ich ihn verstehen. Er erzählte es auch für den Kibbuz Lochame Hagetaot. Dort werden die Erinnerungen von Überlebenden gesammelt und alles wird archiviert.

Du wunderst dich, dass ich in der Schweiz lebe. Das wundert viele, mich auch. Ich habe spät, mit 31 Jahren, meinen Mann kennengelernt, als er im Urlaub in Israel war. Er stammt aus Österreich. Seine Familie ist während des Kriegs in die Schweiz geflohen. Das war nicht einfach. Sie wurden mehrmals an der Grenze ertappt und zurückgeschickt. Der Zöllner, der sie schliesslich aus Menschlichkeit hereinliess, hat deshalb seine

Arbeit verloren. Sie bekamen die Schweizer Staatsangehörigkeit. Mein Mann war, als wir uns kennenlernten, gerade geschieden, mit einem dreizehnjährigen Sohn. Bald war klar, wir würden heiraten. Wir wollten nicht in der Schweiz leben und haben versucht, in Israel Arbeit für ihn zu finden. Es war nicht möglich, eine angemessen bezahlte Arbeit zu finden. Mein Mann ist im mittleren Management, und in Tel Aviv hätte er als Putzmann beginnen können. Ich war Sportlehrerin an einem Gymnasium in Haifa. Ich hätte Arbeit gehabt. Aber ich wollte Kinder. Du hast natürlich recht, mein Mann hätte es machen können wie mein Vater und ganz unten anfangen. Aber weisst du, wenn man eine Alternative hat ... Eines ist sicher: mit seiner Pensionierung gehen wir nach Israel.

Ob es irgendwann einmal schwierig für mich war, jüdisch zu sein? Ja, es ist schwer, jüdisch zu sein, auch für mich, wenn ich Dir auch nichts darüber erzählt habe. Aber ich bin, wie ich Dir schon gesagt habe, stolz, jüdisch zu sein, und wenn jemand zu mir sagen würde: «Du könntest anders ein leichteres Leben haben», ich würde es nicht wählen.

Oder würdest du versuchen, dich von deinen Wurzeln abzuschneiden?

## **Etwas Rundes, Zerbrechliches**

*Liebe Heleen,*

*wie sehr habe ich anfangs nach Gesprächspartnerinnen gesucht! Jetzt wäre es nicht mehr schwierig. Aber am Anfang habe ich alles Mögliche probiert. Ich habe auch an einige jüdische Institutionen sowie an mehrere Selbsthilfe-Gruppen von Kindern von Überlebenden geschrieben und bekam auf diese Briefe eine einzige Antwort: Deine. Du schriebs mir, dass Du Dich selbst zur Zeit intensiv mit der Shoah beschäftigst und zu einer «Second-Generation»-Selbsthilfegruppe gehörst, dass Du gerne meine Texte lesen und mit mir sprechen möchtest. Ich schickte Dir einiges und besuchte Dich dann in dem wunderschönen abgelegenen Schwarzwaldtal, wo Du als Therapeutin lebst und arbeitest.*

*Ich hatte erwartet, von Dir, weil Du Therapeutin bist, gefragt zu werden, warum ich mich so eingehend mit diesem Thema beschäftige, ich, eine Deutsche! Ich machte mich darauf gefasst, Dir zu erklären, dass in meiner Familie keine über das ganz gewöhnliche Mitläufertum und Geschehenlassen hinausgehenden Verstrickungen in die Naziverbrechen vorliegen, dass ich keine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Juden habe und dass ich selbst nicht weiss, warum mich dieses Thema nicht loslässt. Wenn Du gefragt hättest, so hätte ich Dir erklärt, dass mein Buch,<sup>51</sup> in dem ich den tief eingegrabenen Spuren der Nazizeit bei Menschen wie mir nachgegangen bin, nun dieses andere verlangt, in dem ich den Versuch unternahme, gemeinsam mit Töchtern der Opfer den Graben, den nicht wir aufgerissen haben, zu überwinden.*

*Du hast nichts dergleichen gefragt, sondern viele mir wichtige Anmerkungen zu meinen Manuskriptseiten gemacht, die Du aufmerksam und mit Einfühlungsvermögen gelesen hattest. Du sagtest in einer Direktheit, die mich verblüffte: «Ich finde es gut, dass du diese Arbeit*

*machst.» Unser Gesprächsthema bei vielen gemeinsamen Mahlzeiten war die Nazizeit und was von ihr auf uns gekommen ist. Du wolltest aber kein Interview, denn die Öffentlichkeit ist nicht Deine Sache.*

*Bei einem Spaziergang, den Du vorgeschlagen hast, war es für mich, als ginge ich durch meine Kindheitslandschaft, denn ich bin im Schwarzwald geboren und aufgewachsen. Die einzelne mächtige Fichte, gleich am Beginn unseres Weges, die zwischen den Felsen wurzelt, das Heidekraut am Wegrand, der Farn neben dem alten Holzstapel an einer Mauer, das harte silbergrüne Gras auf dem Weg, ehe er in den Wald hineinführt, das glucksende Bächlein neben dem Weg.*

*Da erzählte ich von mir, von dem Kind, das sich an hellen Sommertagen vor dem blauen Himmel fürchtete, weil dann die Bombenflieger kamen, von Ahmed, dem marokkanischen Soldaten, der mir und meiner ein Jahr jüngeren Schwester die fremdartig schmeckenden, uns ganz unbekanntes Bananen schenkte und sich liebevoll zu unserem kleinen Schwesterchen hinabbeugte, das sich vor dem fremden Mann fürchtete, und mit beruhigender Stimme sagte, «Ahmed nix schwarze Teufel», von den biblischen Gestalten, die zu meiner Kinderwelt gehörten, dem liebevollen Vater Abraham und seinem fürchterlichen Gehorsam gegen Gott, der tüchtigen Lea (die war ich) und Rahel, der geliebten, sanften Schwester (die war die jüngste von uns drei Schwestern, das Nesthäkchen, das Nachkriegskind). Du hast aufmerksam zugehört und mich durch Fragen aufgefordert, weiterzureden. Ich habe Dir von mir als der Jugendlichen erzählt, die langsam und voller Entsetzen begriffen hat, in welches Volk sie hineingeboren war, und die ihrem Vater radikale Vorwürfe machte: «Wer unter Hitler nicht umgebracht wurde, ist kein anständiger Mensch.»*

*Als wir aus dem Wald heraustraten auf eine weite Hochwiese, fingst Du an zu erzählen. Da, in meiner schönen Kindheitslandschaft, hast Du von Deiner Kindheit erzählt. Du wurdest im Februar 1944 im Sammel- lager Westerbork an der holländisch-deutschen Grenze geboren. Deine*

*Mutter war als Jüdin dorthin geschafft worden trotz der Ehe mit einem nicht-jüdischen Mann, die ihr bis dahin Schutz geboten hatte. Von Westerbork gingen die Transporte nach Auschwitz und in das Vernichtungslager Sobibor. Du wurdest, als Du neun Wochen alt warst, auf irgendeine Weise aus dem Lager herausgeschafft und von Deinem Vater irgendwo in Empfang genommen. Deine Mutter war ein paar Tage vorher nach Auschwitz deportiert worden.*

*Ich schaute zum Waldrand hinüber, zu dem Wall aus Steinen, die in Jahrhunderten aus dem Acker, der jetzt Wiese ist, gelesen und dort aufgehäuft wurden. Wir blieben stehen. «Kam deine Mutter...» – Ich nehme das «um» zurück, ehe es mir herausrutscht, und sage «... zurück?» – «Nein», sagst Du, «sie wurde umgebracht». Du sagst das ganz sachlich.*

*Dein Medium als Therapeutin ist die Arbeit mit Ton. Ich wünschte mir schon lange, einmal an der Töpferscheibe zu arbeiten, und am folgenden Nachmittag gingen wir in Deine grosse helle Werkstatt. Vor dem Fenster das weite Wiesental, von dichtem Tannenwald gesäumt. «Schau zuerst, wie du sitzt, wo du dein eigenes Gewicht spürst», sagst Du, als ich auf die Töpferbank geklettert bin, «und nun bringe mit einem Bein den Schwungstein in Bewegung. Achte darauf, dass die Bewegung aus deiner eigenen Mitte herauskommt, nicht darauf, dass sie gleichmässig wird. Dann wird sie gleichmässig.»*

*Statt eines Gesprächs über Gewalt und Angst, statt meines Versuchs, mich einzufühlen in das, was Du mir erzählen würdest, nun das Erlebnis, wie meine Bewegung und die der Töpferscheibe eins wird.*

*«Und jetzt», sagst Du, «finde, ohne hinzuschauen, mit einem Finger die Mitte der Scheibe, finde den Punkt, um den die Scheibe kreist und in dem keine Bewegung ist. Spüre die Achse entlang hinunter durch den Schwungstein durch bis in die Erde.» Ich irre ziemlich lange mit meinem Zeigefinger im Kreisen der Scheibe herum, bis er den Ruhepunkt findet. Du sitzt dabei, schaust mir zu, verlangst nichts, die Zeit drängt nicht.*

*Ganz ruhig kann ich suchen. Ich denke an das neun Wochen alte Kind aus dem Sammellager, an seinen Vater, der sich nicht mehr erinnern kann, wer ihm wie und wo das Kind übergab. Er, der nicht jüdisch ist, wurde jedoch auch eingesperrt, weil er Verwandte versteckt hatte; er wurde nach einigen Monaten wieder freigelassen. «Achte auf die Mitte», erinnerst Du mich. Du hast bemerkt, dass ich abgeschweift bin. Aber da ist es schon passiert, ich bin aus dem Ruhepunkt herausgeraten. Es ist nur mein Finger, aber ich fühle mich wie herumgeschleudert, so sehr, dass mir fast schwindlig wird.*

*Als ich wieder konzentriert bin – kon-zentriert heisst ja, ganz in der Mitte – gibst Du mir den Ton. «Spüre ihn in deinen Händen.» Wie lebendig so ein Stück weicher feuchter Erde sich anfühlt! «Was war tot bei uns Deutschen, damals?» grüble ich, während ich den Ton in meinen Händen knete, «dass wir fähig wurden ... – Wir? Wir doch nicht! Ich doch nicht!» Ich will nicht daran weiterdenken. Du sagst: «Versuche, in deinen Händen zu sein, nicht in deinem Kopf. Spüre, wie gross das Stück sein soll, das du brauchst.» Ich forme eine Kugel, die zwischen meine aneinandergelegten Hände passt, rolle sie hin und her. Ich würde sie noch lange in den Händen behalten, es ist, als ob ich Halt finden könnte in dieser Handvoll feuchter Erde.*

*Du lässt mir viel Zeit, ehe Du sagst: «Nun drücke die Kugel ein wenig flach, treibe die Töpferscheibe an und lege deinen Ton in die Mitte.» Die Mitte der Scheibe – ich finde sie nicht gleich, der Ton, statt ruhig mitzukreisen, schlägt aus, und bei dem Versuch, ihn durch Kraft zu zwingen, verkrampfe ich mich, dass mir die Schultern weh tun. Der Ton eiert nur um so mehr. «Was war mit uns Deutschen damals passiert?» denke ich. «Wie konnten wir so etwas tun?» Und schnell korrigiere ich: «Ich doch nicht, ich war noch ein kleines Kind.»*

*Ich versuche mit immer mehr Kraft, den Ton an seine richtige Stelle zu drücken und zu pressen, aber es gelingt nicht. «Lege beide Hände sanft drüber», sagst Du, «versuche es ohne Kraft, spüre mit den Daumen nach der Mitte, du kennst den Punkt, wo sich nichts bewegt.» Ich höre*

*Deine sichere und doch sanfte Stimme und denke daran, dass Du als kleines Kind mehrmals, an der Hand der wechselnden Haushälterinnen, hörtest, wie sie zu anderen auf der Strasse sagten: «Ihre Mutter wurde in Auschwitz vergast.»*

*Wie kann ein Mensch dann solche Ruhe ausstrahlen? «Lass deine Hände eine Weile so», sagst Du, – «... und nun gib seitlich ein wenig Druck, dass der Ton etwas in die Höhe kommt. Ja ..., bleibe mit den Daumen auf der Achse. Spüre, wie die Bewegung ruhig wird. Bleibe in deiner Mitte. Spüre in den Ton hinein und in dich selbst.» Unter Deiner Anleitung werde ich ganz eins mit mir selbst und meinem Tun. Das ist ein wunderschönes Gefühl.*

*«Gehe jetzt hinein in den Ton», sagst Du, «öffne ihn, so weit, wie du magst und wie du dich sicher fühlst.» Es entsteht eine kleine Höhlung, die sich weitet. Ich atme tief. «Es muss nicht immer so bleiben, wie es ist», denke ich und spüre den Ton in meinen Händen und meinen Atem, der einströmt und ausströmt, ohne dass ich etwas dazu tun muss. Mit meinem rechten Bein treibe ich den Schwungstein an, bis er so schnell ist wie meine Bewegung. «Ja», denke ich, «ja». Der Ton in meinen Händen wird zu einem Gefäss mit dickem Boden und dicker Wand. «Das ist es», sagt Du, «bleib dran ...» Hast Du mir angesehen, dass meine Gedanken schon wieder anderswo sind? Bei dem Kind, das in einem Lager zur Welt kommen und ohne seine Mutter aufwachsen musste. «Warum?» denke ich, «warum? – Deshalb, weil mein Onkel, den ich gern mochte, und unser Nachbar, dessen gepflegter Garten mit Pfirsichbäumchen, Gemüse und Blumen mir heute noch gefällt, und meine Tante Agnes, die so wunderbar Geige spielt, Hitlers Rassenwahn teilten. Deshalb, weil so viele andere nur mit sich selbst beschäftigt waren und nicht einmal hinschauten, und die, die etwas sahen, Angst hatten, zu glauben, was sie sahen und dann ein Wort zu sagen, einem Befehl zu widerstehen oder auch nur einer vagen Erwartung von irgendwem. Und weil meine liebevolle Mutter und meine tüchtige Grossmutter und viele, so viele, zwar Mitleid hatten mit den Menschen ...»*

*Da reisst mir der Ton. Ein breiter Streifen fliegt mir über die rechte*

*Hand. Ein zerbeultes Gebilde mit einer kleinen Höhlung torkelt auf der Scheibe. Beschämt wie eine schlechte Schülerin, die ihre Aufgabe vermasselt hat, schaue ich Dich an. «Das macht nichts», sagst Du, stehst auf, nimmst einen Faden und trennst das zerrissene Stück ab. «Es bleibt noch genug, um etwas daraus zu machen.»*

*Ich arbeite ruhig und konzentriert weiter, mit geschlossenen Augen, um ganz bei mir selbst zu bleiben, ganz in der Gegenwart. Ich weiss Dich mir gegenüber. Irgendwann spüre ich, dass der Ton in meinen Händen seine Form bekommen hat. Ich öffne die Augen, lasse die Töpferscheibe auslaufen – und in ihrer Mitte steht eine kleine dickwandige Vase.*

*Es war gut, mit Dir über das Entsetzliche zu sprechen, das geschah, als wir, Du und ich, kleine Kinder waren, Du auf der Seite der Opfer, ich auf der anderen Seite.*

*Nun haben wir gemeinsam etwas Neues gemacht. Etwas Rundes. Zerbrechliches.*

## Über Auschwitz und unsere Sprache

*Ein Nachwort von Susanne Klockmann*

Der Nationalsozialismus ist für Deutsche und Juden eine historische und eine persönliche Bürde. Die Deutschen müssen mit der Gewissheit leben, dass ihre Eltern und Grosseltern, auch wenn sie nicht selbst an dem schrecklichen Morden beteiligt waren, es doch zugelassen hatten. (Sie schauten weg, als man die Juden in ihrer Mitte der elementarsten Rechte beraubte, sie deportierte und ermordete.) Die Überlebenden und ihre Kinder haben nicht nur ihre Familien verloren, sondern oftmals auch das Vertrauen in die Welt selbst.

Was in diesen zwölf Jahren geschehen ist, hat unser Verständnis der Welt nachhaltig verändert. Die Erfahrung, dass der unserer Kultur innewohnende Antisemitismus zu unvorstellbaren, industriell ausgeführten Verbrechen geführt hat, rüttelt an ihren Grundlagen. Und so nimmt es nicht wunder, dass seit einigen Jahren in den Medien viel und ausdauernd über die Verbrechen des Nationalsozialismus gesprochen und geschrieben wird. Doch diese Beredsamkeit steht in einem seltsamen Gegensatz zu dem Schweigen in den Familien. Auch dieses Buch berichtet von dem Schweigen – in den Familien der Täter wie der Opfer.

Beide, Beredsamkeit und Sprachlosigkeit, sind verwandt in ihrem Bestreben, Auschwitz zu *bannen*, mit Hilfe des Sprechens (oder seiner Verweigerung) soll ausgetrieben werden, was sich der «Erinnerung» – und das heisst auch der Verinnerlichung – widersetzt. Nun ist die Erinnerung an den massenhaften Mord in Auschwitz immer unangenehm, und auch wenn sie nicht bewusst wahrgenommen wird, so stellt sie sich trotzdem ein. Wenn die Verbrechen von Auschwitz nicht bewusst erinnert werden, besteht die Gefahr, dass der Antisemitismus sich in immer neuen Formen manifestiert.

Denn das Bedürfnis, das der Antisemitismus erfüllt hat, ist nicht mit seinen Opfern aus der Welt verschwunden. Der Antisemitismus ist ein

tradiertes kulturelles Muster, das es erlaubt, sich als Opfer einer Verschwörung unsichtbarer Feinde zu empfinden. Den imaginierten Feinden wird eine fast magische Macht zugeschrieben. Sie verfügen über alles, was ihren angeblichen Opfern fehlt. Die geschaffenen Gegensätze – wie Geld gegen Blut – bilden das Muster, mit dem die ansonsten als ungeordnet und instabil empfundene Welt gedeutet und das eigene Versagen erklärt werden kann.

Heute, im Deutschland nach Auschwitz, kann der aus dem 19. Jahrhundert stammende politische Antisemitismus nicht mehr offen eine breite politische Bewegung tragen. In einer sich als pluralistisch verstehenden Gesellschaft wird dies durch den öffentlichen Streit der Meinungen verhindert. Doch seine in gegensätzlichen Bildern erstarrten Muster sind zunehmend virulent. Gemeinsam ist ihnen allen der Versuch, die Deutschen kollektiv – gleichsam in Umkehrung der «Kollektivschuld» – zu Opfern des Nationalsozialismus zu erklären.

Noch eine andere Hinterlassenschaft haben wir angetreten: Die vom Nazismus eingeführten oder infizierten Wörter lassen sich nur schwer wieder aus der Sprache entfernen. Über den Beginn der Infektion schrieb der Literaturwissenschaftler Victor Klemperer Ende der dreissiger Jahre:

Ich beobachte immer genauer, wie die Arbeiter in der Fabrik redeten und wie die Gestapobestien sprachen und wie man sich bei uns im Zoologischen Garten der Judenkäfige ausdrückte. Es waren keine grossen Unterschiede zu merken; nein, eigentlich überhaupt keine. Fraglos waren alle, Anhänger und Gegner, Nutzniesser und Opfer, von denselben Vorbildern geleitet.<sup>52</sup>

Heute durchziehen die nicht erinnerten Verbrechen unser Leben und unsere Sprache. Sie gleichen modernen Gespenstern, die an keinen Ort gebunden sind und überall und unvermittelt auftauchen können. In Bruchstücken kehrt wieder, was im optimistischen Vertrauen auf Aufklärung gebannt geglaubt wurde. Nirgendwo ist die Sprache vor ihrer eigenen Vergangenheit sicher.

Auch davon zeugen die Lebensberichte in diesem Buch. Die interviewten Frauen und die Autorin stellen sich ihrer Geschichte auf sehr persönliche Weise. Wenn sie ihre Lebens- und Familiengeschichten erzählen, versuchen sie, den Toten und sich selbst einen Ort in der Geschichte zu verschaffen und dort neue Wurzeln zu schlagen, wo die alten so brutal unterbrochen wurden. Sie legen die Spur eines nicht infizierten Sprechens. Diese Versuche sind notwendigerweise subjektiv, sie verzichten auf Allgemeingültigkeit. Doch gerade in dieser Subjektivität liegt ihre Stärke, denn sie zeigen uns, wie ein Dialog zwischen Deutschen und Juden wieder möglich wird.

## Anmerkungen

- 1 Das hebräische Wort Shoah bedeutet ‚grosses Unheil, Katastrophe‘. Diese Bezeichnung ist für das, was in der Nazi-Zeit geschah, zutreffender als das melodramatische «Holocaust» mit seiner religiösen Nebenbedeutung von Opfer, Ganzopfer. CLAUDE LANZMANN gab seinem anrührenden dokumentarischen Film, in dem er Augenzeugen, Opfer, Täter und Zuschauer befragte, 1986 den Titel « Shoah ». Vgl. auch CLAUDE LANZMANN, Shoah. Paris 1985, deutsch Düsseldorf 1986, als Taschenbuch bei DTV 1988 (Das Buch gibt die Fragen und Antworten wieder). – Aber das Wort «Shoah» ist auch in jüdischen Kreisen nicht allgemein bekannt.
- 2 Die Schreibung der hebräischen Wörter folgt der Schreibung bei JOHANN MAIER und PETER SCHÄFER, Kleines Lexikon des Judentums. Stuttgart <sup>2</sup>1987.
- 3 IDA VOS, Wer nicht weg ist, wird gesehn. Aus dem Niederländischen von Mirjam Pressler. Aarau 1989. IDA VOS, Tanzen auf der Brücke von Avignon. Aus dem Niederländischen von Mirjam Pressler. Aarau 1992. ERNST SCHNABEL, Anne Frank, Spur eines Kindes. Frankfurt/M. (Fischer Taschenbuch) 1958. MIEP GIES, Meine Zeit mit Anne Frank. Bern/München <sup>3</sup>1988.
- 4 HERMANN MUSAPH, «The Second Generation of War Victims», in: Israel Journal of Psychiatry, Bd. 18,1981, S. 3-14.
- 5 «Centre '40-'45» in Oegstgeest.
- 6 Die Gespräche mit Frau Gellis fanden 1993 statt.
- 7 PINCHAS LAPIDE, Mit einem Juden die Bibel lesen. Stuttgart 1982.
- 8 SCHALOM BEN-CHORIN, Bruder Jesus. Der Nazarener in jüdischer Sicht. München 1967.
- 9 SIMON WIESENTHAL, Jeder Tag ein Gedenktag – Chronik jüdischen Leidens. Gerlingen 1988.
- 10 JOHANN SEBASTIAN BACH: Kantate Nr. 104.
- 11 HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN (1855-1927), der als geborener Engländer 1916 deutscher Staatsbürger wurde, verherrlicht in seinem zweibändigen Werk, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. München 1899, das Germanentum, besonders das deutsche Volk, und entwickelt eine arische Rassenideologie, die den Nationalsozialismus stark beeinflusste.

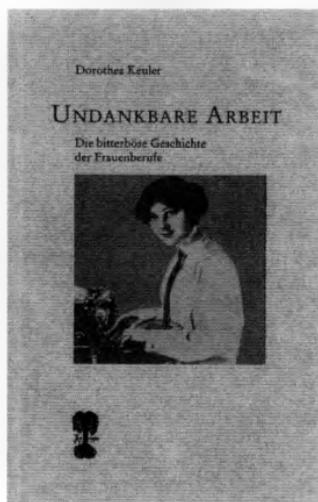
- <sup>12</sup> Vgl. Christen und Juden II. Zur theologischen Neuorientierung im Verhältnis zum Judentum. Eine Studie der Evangelischen Kirche in Deutschland. Im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland hrsg. vom Kirchenamt der EKD Gütersloh (Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn) 1991.
- <sup>13</sup> HELMUT GOES, Die Menschlichkeit Gottes. 330 Predigten aus den Jahren 1945-1947. Stuttgart 1948.
- <sup>14</sup> MIEP GIES, a.a.O.
- <sup>15</sup> WALTRAUD HERBSTTRITH, Edith Stein. Etappen einer leidenschaftlichen Suche nach der Wahrheit. München/Zürich/Wien 1991.
- <sup>16</sup> Vgl. Anm. 12.
- <sup>17</sup> Eigentlich müsste ich schreiben: «deutscher nichtjüdischer Eltern».
- <sup>18</sup> Wie wenig und auf welche, fast möchte man annehmen: zufällige Weise die Naziverbrechen bisher in das allgemeine Wissen Eingang gefunden haben, zeigen z. B. die Einträge in diversen Konversationslexika: Das dtv-Lexikon in 20 Bänden, München 1990 (erstellt nach dem Brockhaus-Lexikon von 1982), widmet der Stadt Tulle drei Zeilen, über die Naziverbrechen wird aber kein Wort verloren. Die Verbrechen von Oradour (s. folgende Fussnote) hingegen werden genannt. Auch im Brockhaus von 1986 ff. werden unter dem Stichwort ‚Tulle‘ die Nazi verb rechen nicht erwähnt. Im gängigsten französischen Reiseführer (Guide de Tourisme Michelin, Périgord, Berry, Limousin, Quercy 1981) wird berichtet: «In Tulle haben am 9. Juni 1944 deutsche Truppen, nachdem sie die Stadt von den französischen Widerstandskämpfern zurückerobert hatten, 99 Männer in den Strassen der Stadt erhängt, mehrere hundert Einwohner wurden deportiert, 101 Personen starben in den KZs.» In älteren französischen Reiseführern hingegen fand ich kein Wort über diese Vorkommnisse.
- <sup>19</sup> Oradour-sur-Glane, Ort im Département Haute Vienne. Am 10.6.1944 brannten Angehörige einer Waffen-SS-Kompanie den Ort nieder und erschossen etwa 180 Männer des Ortes; sie schlossen über 400 Frauen und Kinder in der Kirche (und den zu ihr gehörenden Gebäuden) ein und zündeten sie an; insgesamt wurden etwa 600 Personen ermordet. Die Ruinen blieben als Mahnmahl erhalten; der Ort wurde in der Nähe neu aufgebaut. Nach: dtv-Lexikon in 20 Bänden, 1990, und nach Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden, <sup>19</sup>1986ff.
- <sup>20</sup> Lidice, Ort in Tschechien, wurde am 10.6.1942 von der SS als Repressalie für das Attentat auf R. Heydrich völlig zerstört, 190 männliche Einwohner über 16 Jahre wurden erschossen, 195 Frauen wurden nach Ravensbrück deportiert, wo 52 von ihnen umkamen, 98 Kinder wurden zum Zwecke der

- Eindeutschung in SS-Lager deportiert. (Was geschah mit ihnen?) 1946 wurde Lidice wieder aufgebaut. Nach: dtv-Lexikon in 20 Bänden, 1990, und nach Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden <sup>19</sup>1986ff.
- <sup>21</sup> Coventry: In der Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden von 1986 heisst es: «Im Zweiten Weltkrieg wurde Coventry durch deutsche Luftangriffe weitgehend zerstört». Da nicht gesagt ist, wann, macht diese Information jede Wertung unmöglich. Es ist schwer, sich in gängigen Nachschlagewerken genau genug zu informieren. Es erscheint mir für den Laien auch schwer, aus historischen Werken zuverlässige Informationen zu beziehen, wenn man nicht von Vorneherein genügend weiss, um sicher unterscheiden zu können, aus welcher politischen Richtung sie kommen.
- <sup>22</sup> Die Schriftstellerin RENATE FINCKH. In ihrem 1979 im Signal Verlag erschienen Buch: «Mit uns zieht die neue Zeit», das 1995 unter dem Titel «Sie versprachen uns die Zukunft» im Arena Verlag neu erscheint, stellt sie ohne Verharmlosung und Beschönigung, aber auch ohne Selbstverurteilung ihren Weg zur Hitlerjugend-Führerin dar, spürt den Entscheidungssituationen nach, in denen sie zulies, dass die zarte Stimme des Gewissens vom lauten Getöse der Nazi-Parolen überschrien wurde, und zeigt auf, wie sie später auf einem langen und beschwerlichen Weg zu einer demokratischen und selbstbestimmten Haltung fand.
- <sup>23</sup> Wegen der fehlenden Anführungszeichen bei dieser Naziterminologie: vgl. unten.
- <sup>24</sup> Konzentrationslager. Dokument F 321 für den Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, herausgegeben vom Französischen Büro des Informationsdienstes über Kriegsverbrechen 1945. Überarbeiteter Neudruck Frankfurt/M. (Zweitausendeins) 1988. Dieses Dokument erschien erstmals auf Deutsch: EUGENE ARONEANU (Hrsg.), Konzentrationslager. Tatsachenbericht über die an der Menschheit begangenen Verbrechen. Baden-Baden, Verlag «Das Licht» 1947.
- <sup>25</sup> GERHARD SCHOENBERNER (Hrsg.), Wir haben es gesehen. Augenzeugenberichte über die Judenverfolgung im Dritten Reich. Bertelsmann Lesering (Lizenzausgabe, Buch Nr. 149; ca. 1959).
- <sup>26</sup> WERNER E. MOSSE, Entscheidungsjahr 1932 – Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik. Tübingen <sup>2</sup>1966 (= Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts), S.XIf.: «(...) zwischen 1930 und 1932 (...) war die Voraussicht auf das Kommende auf jüdischer wie auf deutscher Seite auf wenige beschränkt.»
- <sup>27</sup> INGEBORG BRUNS, Als Vater aus dem Krieg heimkehrte – Töchter erinnern sich. Frankfurt/M. (Fischer Taschenbuch) 1991.

- <sup>28</sup> 5- bis 10. Juli 1967. Israel eroberte die Sinaihalbinsel mit dem Gazastreifen, Westjordanien (die sogenannte Westbank) und die Golan-Höhen.
- <sup>29</sup> «Als Vater aus dem Krieg heimkehrte ...», a.a.O.
- <sup>30</sup> Mezuzah, eine Kapsel mit einer Pergamentrolle, auf der die Verse Deuteronomium 6,4-9 und 11,13-21 stehen: «Höre, Israel! unser Gott, ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft...»
- <sup>31</sup> Vgl. ROLF WINTER, Eine Kindheit in Deutschland. Hitler kam aus der Dankwertsgrube (und kommt vielleicht mal wieder). Hamburg (Rasch und Röhring) 1991 und München (Goldmann Taschenbuch) 1992.
- <sup>32</sup> Bevor der Staat Israel 1949 gegründet wurde, war das Land britisches Mandatsgebiet und hiess Palästina.
- <sup>33</sup> Die Gespräche fanden 1992 und 1993 statt. Auf dem Domplatz in Fulda hielten im August 1993 500 Neonazis eine nicht genehmigte «Gedenkfeier für Rudolf Hess» ab. Die Aktivität der Polizei beschränkte sich darauf, Gegendemonstranten den Zugang zu verwehren. Nach starkem öffentlichem Druck wurde der dafür verantwortliche Staatssekretär entlassen.
- <sup>34</sup> DP = Displaced Persons. Nach dem Krieg lebten in Deutschland ca. 300'000 Juden, Überlebende der Verfolgung, die zum grössten Teil aus dem Osten stammten, in Lagern und warteten zum Teil jahrelang, und manchmal vergebens, auf ihre Ausreise in die USA, nach Israel oder in andere Länder.
- <sup>35</sup> Der Tagesspiegel vom 7.11.1993; beispielsweise.
- <sup>36</sup> PETER FINKELGRUEN, Haus Deutschland – Geschichte eines ungesühnten Mordes. Berlin (Rowohlt) 1992.
- <sup>37</sup> Vgl. SIMONE WEIL, Unterdrückung und Freiheit. Politische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorwort von Heinz Abosch. München 1975.
- <sup>38</sup> Vgl. ROLF WINTER, a.a.O.
- <sup>39</sup> Vgl. HAZEL ROSENTRAUCH (Hrsg.), Aus Nachbarn werden Juden. Ausgrenzung und Selbstbehauptung 1933-1942. Berlin (Transit-Buchverlag) 1988.
- <sup>40</sup> Ernst Wilhelm Nay, geb. 1902, gest. Köln 1968. Vgl. WALTER TETZLAFF, 2'000 Kurzbiographien bedeutender deutscher Juden des 20. Jahrhunderts. Lindhorst 1982.
- <sup>41</sup> OSKAR MOLL, geb. 1875, gest. Berlin 1947, Maler, Professor an den Akademien in Breslau und Düsseldorf, 1933 entlassen. Etwa drei Viertel seiner Bilder wurden verbrannt.

- <sup>42</sup> Durch Heirat kann die deutsche Staatsangehörigkeit nur erworben werden, wenn die bisherige Staatsangehörigkeit aufgegeben wird.
- <sup>43</sup> LEA ROSH und EBERHARD JÄCKEL, «Der Tod ist ein Meister aus Deutschland». Deportation und Ermordung der Juden, Kollaboration und Verweigerung in Europa. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1992, S. 46 ff.
- <sup>44</sup> Kurz nachdem ich mit meiner Arbeit begonnen hatte, erschien das Buch von Helen Epstein, die selbst Tochter von Überlebenden ist. HELEN EPSTEIN, Die Kinder des Holocaust. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1990 (aus dem Amerikanischen: Children of Holocaust 1979). Dieses Buch half mir, mich auf die Gespräche einzustellen. Wichtig war für mich auch ein schon früher erschienenenes Buch, dessen Autor ebenfalls ein Betroffener ist: PETER SICHROVSKY, Wir wissen nicht, was morgen wird, wir wissen wohl was gestern war. Junge Juden in Deutschland und Österreich. Köln 1985. Zudem sei genannt: GERTRUD HARDTMANN (Hrsg.), Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder. Gerlingen (Bleicher) 1992.
- <sup>45</sup> In den Wohnungen des Todes. Gedichte. Berlin 1946 (entstanden zwischen 1940 und 1944).
- <sup>46</sup> Im orthodoxen Judentum trägt der Mann die Kipah, ein kleine Kopfbedeckung, als Zeichen der Demut vor Gott.
- <sup>47</sup> Vgl. den Roman von MAX BROD, Reubeni.
- <sup>48</sup> SIMON WIESENTHAL: Die Sonnenblume. Erzählung. Gerlingen 1981 (aus dem Französischen, Paris 1969).
- <sup>49</sup> Hohenloher Tagblatt vom 10. November 1992.
- <sup>50</sup> Die Gruppe wurde inzwischen verboten (Meldung in den Tageszeitungen vom 24.11.1993). Die Gruppenmitglieder sagten vor Gericht, sie hätten sich bei ihren Texten «nicht viel gedacht».
- <sup>51</sup> Vgl. Anm. 27.
- <sup>52</sup> VICTOR KLEMPERER, LTI (= Lingua Tertii Imperii). Notizen eines Philologen. (Zuerst 1947) Leipzig (Reclam) 1993, S. 17.

# Dienen lerne beizeiten das Weib?



Dorothea Keuler

## **Undankbare Arbeit.**

Die bitterböse Geschichte  
der Frauenberufe.

123 Seiten br.

mit mehreren Abb.

24,80 DM /

194,- öS / 24,30 sfr

ISBN 3-89308-193-3

Trotz des betrüblichen Gegenstandes: gerade Frauen bietet diese »bitterböse Geschichte der Frauenberufe« eine keineswegs triste, vielmehr aufklärerisch-witzige Lektüre. (Und Männer können beim Lesen so wieso nur lernen.)

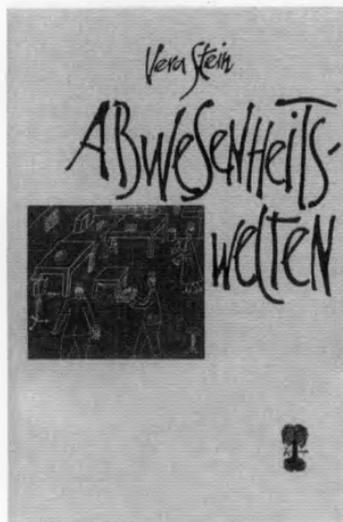
»Ein wichtiges Buch: kenntnisreich und subtil.« *Frankfurter Rundschau*

»(...) kein jammernder Aufschrei, sondern eine kurze, gut lesbare und streckenweise höchst amüsante Studie.« *Pforzheimer Zeitung*

»Eine engagierte und anregende Darstellung mit großem Unterhaltungswert.« *ekz*

**Attempo Verlag**

## »Lebenswege«. Bei Attempto

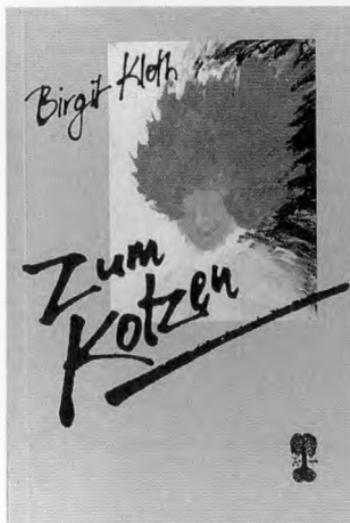


**Vera Stein**  
**Abwesenheitswelten.**

Meine Wege durch die  
Psychiatrie.

2. Aufl. 1995. 194 Seiten. br.  
29,80 DM / 233,- öS / 29,30 sfr  
ISBN 3-89308-216-6

»Dieser autobiographische  
Psychiatrierbericht ist keine  
Abrechnung mit den hilflosen  
Helfern (...) Um so bestürzender  
liest sich, was die Autorin – alles  
andere als egozentrisch und  
selbstgerecht – über die Macht-  
ausübung hinter den Anstalts-  
mauern schreibt (...) über diese  
Erfahrung von Ohnmacht, Diszi-  
plinierung, Verständnislosigkeit.«  
*Schwäbisches Tagblatt*



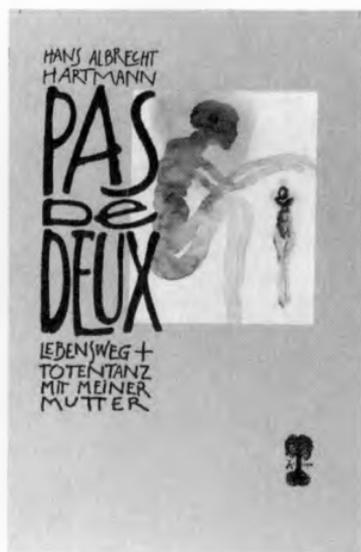
**Birgit Kloth**  
**Zum Kotzen.**

Die bewegende Geschichte einer  
bewältigten Eß-/Brechsucht.

211 Seiten. br.  
14,- DM / 109,- öS / 13,50 sfr  
ISBN 3-89308-140-2

»(...) Noch nie ist jener Höllen-  
kreis, der sich zwischen der  
Magersucht und der Freßsucht  
entwickelt, mit einer so gewagten  
Schutzlosigkeit und Radikalität  
beschrieben worden wie in *Birgit  
Kloths* literarischem Befreiungs-  
akt »Zum Kotzen.« *Deutsches  
Allgemeines Sonntagsblatt*

## »Lebenswege«. Bei Attempo



Hans Albrecht Hartmann

### **Pas de deux.**

Lebensweg und Totentanz mit meiner Mutter.

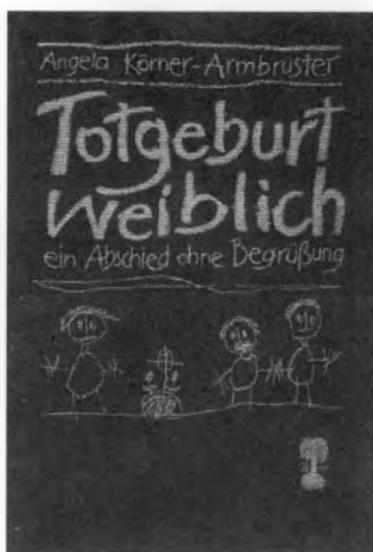
201 Seiten. br.

29,80 DM / 233,- öS / 29,30 sfr

ISBN 3-89308-198-4

Während Hans Albrecht Hartmann seine krebserkrankte Mutter ein Jahr lang bis zu ihrem Tod begleitete, entwarf und rekonstruierte er in Gedanken ihre Biographie.

»(...) ein kafkaeskes Theaterstück moderner Medizintechnik, in dem alle Beteiligten ziemlich gleichmäßig hilflos reagieren, sobald es um die Frage geht: Wie begleitet man Menschen zum Sterben?«  
*Augsburger Allgemeine Zeitung*



Angela Körner-Armbruster

### **Totgeburt weiblich.**

**Ein Abschied ohne Begrüßung.**

Mit einem Nachwort von Mareile

Korte-Schraivogel

119 Seiten. br.

25,- DM / 195,- öS / 24,50 sfr

ISBN 3-89308-210-7

Gar nicht aufs Spektakuläre aus ist dieses buchgewordene Stück einer wahrlich erschütternden Lebenserfahrung: Es ist der Versuch, den erlebten Schrecken einer Totgeburt schreibend zu bannen, mit-zuteilen.

»Dieses Buch durchzieht eine dunkle Poesie, die nichts beschönigt und deshalb auch der Gefahr entgeht, in Kitsch mit Trauerrand abzugleiten.« *Die Zeit*